Der

Delfter Wunderdoctor

von

Mevr. A. L. G. Bosboom-Toussaint.

Autorisirte Uebersetzung von M. Karstens.

Erster Theil.

Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

1881.

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg.

Vorwort.

Es geschieht nur auf ausdrückliches Verlangen des Verlegers, daß ich mir die Freiheit nehme, dem „Delfter Wunderdoctor“ ein paar Worte der Empfehlung mitzugeben auf seiner Wanderung nach Deutschland, wo er unzweifelhaft bald nicht wenig Freunde finden wird; denn der Name der Verfasserin hat in Holland schon seit ungefähr vierzig Jahren eine Popularität der edelsten Art, von keinem andern Namen auf diesem Gebiet übertroffen. Frau Bosboom=Toussaint ist nicht allein eine unserer verdienstvollsten Schriftstellerinnen, sie ist im vollsten Sinne des Wortes **die** christlich=historische Romancière der Niederlande, die ihre glänzenden Gaben, wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet, in tiefer Demuth dem König der Wahrheit zu Füßen legt; ja, sie ist selbst eine Königin auf jenem Literatur=Gebiet, die nicht mehr bedarf von priesterlicher Hand gesalbt und gekrönt zu werden, weil Niemand ihr den Fürstenrang und =sitz auf demselben im Ernst streitig machen wird. Seit meiner Jugend durch die Bande christlicher Freundschaft mit ihr verbunden und mit ihren literarischen Erzeugnissen vertraut, achte ich es als eine Ehre und ein Vorrecht unsere stammverwandten Nachbarn auf eines der vorzüglichsten Werke unserer niederländischen Literatur, das in letzter Zeit erschienen, aufmerksam zu machen, innig über=zeugt, daß Mancher diese vortreffliche Dichter=Studie zugleich als

ein lebendiges Zeugniß der höheren Wahrheit und wahrhaftigen Lebens, hoch werthschätzen wird. Ein Roman wie dieser, trägt Bausteine für das Reich Gottes zusammen.

Daß das Buch auch in seinem fremden Gewande in weiten Kreisen einen gebahnten Weg finden und daß die gewandte Feder, die sich an die Übersetzung desselben gewagt, für diese, keineswegs leichte Arbeit, reiche Anerkennung erndten möge, ist mein aufrichtiger Wunsch.

Professor Dr. J. J. van Oosterzee.

Utrecht, November 1880.

I.

Wäre ein friesischer Landmann am 16. März des Jahres 1595 nach dem stattlichen Delft gekommen, unvorbereitet auf das, was dort geschah, es würde ihn nicht wenig überrascht haben, die alte Stadt inmitten des Krieges in vollem Festschmuck zu sehen! Inmitten des schrecklichen Krieges, der einem vierzigjährigen Märtyrerthum gefolgt war, ein Krieg, dessen Ende nicht abzusehen, der so viel Blut und Thränen gekostet und so viel Geld, das zwar von der Freiheit liebenden Bevölkerung nicht widerwillig, doch keineswegs aus einem Ueberfluß, der allgemeinen Sache geopfert war, ein Krieg, dessen schwere Lasten der beklagenswerthe Bewohner des Flachlandes in verwüsteten Erndten, niedergebrannten Scheuern und bedrohtem häuslichen Heerd zu tragen hatte, ein Krieg, der die nothleidenden Bürger der Grenz- und Küstenorte in fortwährendem Zittern erhielt unter Brandschatzungen und Plünderungen, unter den Ueberfällen der Feinde und dem Eindringen wüster Kriegsbanden, die als Beschützer kamen, sich aber nur allzu oft als raublustiges Gesindel erwiesen; ein Krieg endlich, der Alles verarmte und vernichtete, was nicht aus dem unvermeidlich Bösen selbst neue Lebenskräfte zu schöpfen vermochte, oder sich sonstwo frische Quellen zu gedeihlichem Fortkommen geöffnet sah, seit die alten versiegt waren.

„Vielleicht ist ein großer Sieg erfochten," würde jener Bauer möglicherweise zu sich selbst gesagt haben; „oder wäre durch Gottes Gnade gar Unmögliches geschehen und der Friede geschlossen, hätte Spanien, von seinen Rechten und Forderungen abstehend, die junge Republik anerkannt und zu einem unabhängigen Staat erklärt, durch welch freudiges Ereigniß die Stadt Delft zu so glänzender Feier veranlaßt wäre? Oder hätten etwa Frankreich und England sich ohne Eigennutz verbunden, Spanien, im Zusammenschluß mit den vereinigten Provinzen, öffentlich den Krieg zu erklären und die Stadt, in der Freude über das Zustandekommen dieses lang ersehnten Bündnisses einen so reichen Festschmuck angelegt?"

Nach den Vermuthungen des Mannes mußte also etwas Großes geschehen sein, das in einer Zeit wie die jetzige, dem fürstlichen Delft ein so festliches Ansehen gab.

Alle Häuser des Marktplatzes und längs dem alten Delft waren mit Guirlanden und Draperieen geschmückt; das St. Aagtenkloster, zu prinzlichem Wohnsitz hergerichtet, mit Tannenreisern, Wimpeln und Wappenschildern geziert, ließ von seiner Höhe die Fahne der Oranier wehen, während von der Spitze der alten Kirche das beliebte dreifarbige Banner weithin im Winde flatterte.

Bürger und Bürgerinnen sieht man in Sonntagskleidern müssig auf den Straßen umherschlendern, als wäre der 16. März ein Feiertag, — Alle aber wenden sich einem Ziel zu, dem großen Marktplatze vor dem Stadthause.

Man hat das Pflaster desselben aufgenommen; ersichtlich wird er also heute zu anderem Zweck, als zum Abhalten des Wochenmarktes dienen und eben das Schauspiel, das hier stattfinden soll, ist es, was die neugierige Menge herbeilockt. Doch ist das Zudrängen derselben nur bis an eine Umfrie=

digung gestattet, die man in weitem Kreise um den Marktplatz gezogen und deren Zugänge durch Gitterthüren geschlossen, von den mit Lanzen und Hellebarden bewaffneten Stadtdienern bewacht sind; man muß sich also daran genügen lassen rings um diese Scheidewand Posto zu fassen, wobei allerdings die Vordersten, in Bezug auf das Sehen, im Vortheil sind, würden sie nur nicht gar zu sehr von den Hintenstehenden gedrängt, die sie um ihren Platz beneiden. Andere, die sich durch elegantere Kleidung von der Volksmenge unterscheiden, wenden sich seitwärts, wo in weiterer Entfernung vom Circus Gerüste mit Steh- und Sitzplätzen für diejenigen aufgeschlagen sind, denen das Recht bequemeren Zuschauens eingeräumt wurde. Manche gehen auch in die Häuser des Marktplatzes und sehen vom oberen Stock herab, während weniger Begünstigte sich mit Dachfenstern begnügen und manch Vermessener sogar nicht scheut die gefährlichen Dächer selbst zu erklimmen.

An der Vorderseite des Stadthauses ist eine hohe und breite Estrade errichtet, eine Art Balkon mit herabhängenden Draperieen, auf denen sich Wappenschilder und grüne Guirlanden mit bunten Bändern hübsch ausnehmen. Die überdachten und mit Tuch überzogenen Sitzplätze desselben sind augenscheinlich für Personen von hohem Rang bestimmt. An der entgegengesetzten Seite dieser Estrade befinden sich ebenfalls sorgfältig hergerichtete Sitzplätze für Solche, die zwar als Geladene, doch nicht als Hauptpersonen dem Schauspiel beiwohnen sollen, das, nach den Vorbereitungen zu schließen, in Ringstechen, Kämpfen und allerlei Kriegsübungen zu Pferde und zu Fuß bestehen wird, nicht unähnlich den alten ritterlichen Turnieren, deren Erinnerung man bei Gelegenheit dieses Festes erneuern zu wollen scheint, zu dem sich nicht Wenige von nah und fern hier zusammengefunden.

Man sah Fremde von Namen und Rang aus fast allen Provinzen; man sah Staatsdiener in Amtstracht, woraus zu schließen, daß hervorragende Persönlichkeiten aus den Staaten und der Generalität im Anzuge; auch der Statthalter von Delft mußte anwesend sein, denn die prinzliche Garde durchzog die Stadt in langer Reihe. Es wimmelte von Pagen, Lakeien und Heiducken, Alle in glänzender Tracht, stattliche Reiter galloppirten durch die Straßen und deutsches Fußvolk marschierten truppenweise dem Schauplatze zu. Kostbar aufgeschirrte Pferde sah man am Zaum führen, Wagen und Tragsessel, derzeit bei Frauen und Vornehmen gebräuchlich, kamen durch verschiedene Thore der Stadt, kurz, es schien, als träfen alle Hauptpersonen des Landes hier auf Verabredung zusammen.

Und so war es. Prinz Moritz war mit seinem jüngeren Bruder Heinrich Friedrich aus Gelderland gekommen, der Graf von Hohenlohe von Schloß Büren, wo er nach seiner Vermählung mit Gräfin Marie von Nassau die Flitterwochen verlebt; selbst der Advokat von Holland, Herr Johann van Olderbarneweld hatte sich von seinen dringenden Geschäften im Haag losgemacht, um hier in Delft mitzufeiern. Herzog Friedrich von Lüneburg, der Kurfürst von Brandenburg und andere deutsche Herren führte derselbe Zweck her, während der Pfalzgraf und der Landgraf von Hessen sich durch Gesandte vertreten ließen und verschiedene höhere Offiziere der Landesregimenter und der fremden Hülfstruppen ihre Gegenwart ebenfalls für Pflicht gehalten.

Der Aufwand aber, welchen die Anwesenheit so vieler hochgestellter Persönlichkeiten verursachte, geschah leider nicht in Veranlassung von Ereignissen allgemeinen Interesses. Das Land war nicht von der Kriegsfurie befreit, kein großer Sieg war erfochten und nach hartem, drückendem Winter waren

die Lebensmittel nicht nur knapp, es herrschten gar Mangel und Hungersnoth. Das seichte Land stand theilweise schon unter Wasser, während die angeschwollenen Flüsse mit auf einander gehäuften Eisschollen, das übrige ernstlich bedrohten. Ein Märzsturm — und das Gefürchtete mußte geschehen. Und trotz alledem machte man so großartige Zurüstungen auf ein Fest, auf — eine Hochzeit!

Freilich sollte eine hochansehnliche Vermählung gefeiert werden, doch war es nicht der junge Statthalter selbst, der nach dem Wunsche Aller, die Vater Wilhelms Stammhaus anhingen, eine Ehe mit einer Prinzessin einging, die reiche Mitgift und mächtige Verbindungen hätte zuführen können; es war nur Einer seiner Verwandten, Graf Georg Eberhard von Solms, Herr von Müntzenberg, Obrist im Dienst der Staaten, der sich mit Gräfin Sabine von Egmont, Herzogin von Baiern vermählte, achtes Kind der elf, die Lamoral von Egmont als Waisen zurückließ, als er im Jahre 1568 als erstes hochgebornes Opfer von Alba's Schreckensherrschaft in den Niederlanden das Schaffot bestieg. Lamoral von Egmont war als Märtyrer für die heilige Sache der Freiheit gefallen und war dieser Ehrentitel gleich nicht völlig gerechtfertigt, war er zunächst ein Opfer seines eigenen Wankelmuthes und maaßlosen Selbstvertrauens geworden, und lieferte er den Beweis, daß man sogar in der Welt nicht zweien Herren dienen kann: einem absoluten König und dem erwachenden Freiheitsgeiste, so war er doch Mitkämpfer der edlen Männer gewesen, die sich der Sache des bedrängten Volkes angenommen. Deshalb hielt man sein Gedächtniß hoch in Ehren und Nachkommen von ihm, die mit dem Könige von Spanien gebrochen und sich nach Holland geflüchtet hatten, wurden dort freudig aufgenommen und beschützt. Die Söhne und Töchter des Grafen waren, bis auf zwei der Letzteren, außer

Landes geblieben; diese, die Gräfinnen Sabine und Française, suchten nach langer Gefangenschaft in Frankreich und Deutschland, Zuflucht in Holland, und als nun die älteste von ihnen dem Grafen von Solms ihre Hand reichte, hielten die Staaten es für angemessen, dem hohen Brautpaar im Namen des Volkes ihre Theilnahme in glänzendster Weise kund zu thun.

Aber auch die Herrn von Solms erfreuten sich großer Gunst unter ihnen. Wenngleich Deutsche von Herkunft, wurden sie doch in Holland nicht als Fremde angesehen, denn sowohl Georg Eberhard, als Verwandte von ihm aus andern Zweigen seines Hauses, hatten im Freiheitskriege ihre Dienste geleistet und bei den Leycesterschen Streitigkeiten treu auf Seiten des Staates gestanden. Moritz war ihnen überdies wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Nassau zugethan und auch im Volk, das für Alles, was nur ein Tröpfchen Blut der Nassauer in den Adern hatte, eine lebendige Sympathie empfand, gab diese ihnen Ansehn.

Doch bedurften die holländischen Regenten jener Zeit keiner Anspornung von Seiten des Volkes, um angesehene Persönlichkeiten, die sich um die Republik verdient gemacht, durch öffentliche Huldigungen auszuzeichnen; und wahrlich, diese bestanden nicht blos in Worten! Es ist im Gegentheil auffallend, mit welcher Bereitwilligkeit man bei solcher Gelegenheit große Summen zu Geschenken und Festlichkeiten, inmitten der bittersten Klagen über Geldmangel, hergab und thaten das dieselben Männer, die für die nothwendigsten Kriegsbedürfnisse und Regierungskosten keinen Pfennig ohne die reiflichste Erwägung, ja, nicht ohne Knausern bewilligten. Das Brautpaar hatte denn auch, von dieser Denkweise überzeugt, nicht Anstand genommen, allen Autoritäten des Landes von ihrem Vorhaben feierlich Kenntniß zu geben und sie

dabei aufgefordert, das Fest ihrer Vermählung mit ihrer Gegenwart zu beehren, worauf, Seitens der Staaten, unter höflicher Zusage, den hohen Verlobten reiche Gaben gespendet wurden, theils in werthvollen Silbergeschenken, theils in baarem Gelde bestehend, welches miteinander ein artiges Sümmchen ausmachte.

Nach dieser Abschweifung erzählen wir jetzt noch, wie man dazu gekommen, in einem Lande, das mit alten Systemen und Gewohnheiten gebrochen, oder doch zu brechen trachtete, mittelalterliche Spiele abzuhalten, in einem Lande, in welchem die Ritterschaft immer mehr in den Hintergrund trat, um der Regierungs- und Handelsaristokratie Platz zu machen, in einem Lande namentlich, wo die reformirte Religion Rang und Rechte einer Staatskirche erlangt, demzufolge Alles ernst und streng sein mußte, was die protestantische Kirche so arm und kalt erscheinen ließ — in den Augen des sinnlichen römischen Katholicismus.

Zunächst müssen wir bemerken, daß man mit dem, was man abzuschneiden beginnt, noch nicht völlig gebrochen hat, daß diejenigen, welche sich aus voller Ueberzeugung zur reformirten Kirche bekannt hatten und mit aufrichtigem Herzen für dieselbe eiferten, eine geringe Anzahl ausmachten unter einem großen Theil Unentschiedener und Gleichgültiger, die sich beeilt „dem Papstthum", wie sie es schalten, den Rücken zu kehren, sich aber träg und lauherzig zeigten, als es darauf ankam, etwas Besseres zu ergreifen. Ein großer Theil der Bürger der neuen Republik war also noch römisch-katholisch geblieben, darunter die reichsten und ältesten Geschlechter, wenn ihnen auch die öffentliche Ausübung ihres Cultus untersagt war; und daneben bestanden — wohl gegen Rom gekehrt, aber nicht mit der reformirten Kirche vereinigt, verschiedene aus der Reformation hervorgegangene

Secten, denen ebenfalls keine Freiheit des Gottesdienstes zugestanden ward; Gewissensfreiheit, eine Freiheit, die Keinen zwang, sich der öffentlichen Kirche anzuschließen, wurde gewährt — und reichlicher Gebrauch davon gemacht.

Man begreift aber, daß der Calvinismus bei diesem Stand der Dinge seinen Einfluß nur auf Einzelne ausüben konnte, weit entfernt der ganzen Bevölkerung seinen Stempel aufzudrücken, begreift, daß zwar Gesetze und Vorschriften im Geist der Reformation gegeben wurden, daß Magistrat und Consistorium alles Mögliche thaten, die vereinigten Provinzen zum Unterschied der römischen Länder, zu einem reformirten Staat aufzubauen — begreift aber auch, daß der Bau nur langsam vorwärts ging und oft wieder zusammenbrach, was man schon fest aufgerichtet glaubte. Eingewurzelte Sitten und Gewohnheiten eines ganzen Volkes sind nicht im Handumkehren abgeschafft; nur das wiedergeborne Herz, das sich zu Gott kehrt, hat die Kraft plötzlicher Erneuerung und Erstarkung Allem abzusterben, was der Richtung, der es sich zugewandt, hinderlich sein könnte. Aber durch diese enge Pforte gingen fürwahr nicht Alle, die in die öffentliche Kirche eingetreten waren. Was nützen aber Consistorial-Bestimmungen, ist im Geist der Gemeinde nicht Willigkeit ihnen zu folgen! die streng calvinistischen Prediger eiferten mit aller Schärfe gegen die „lauten, unwürdigen Tauf- und Hochzeitsfeste, gegen Tanzgelage, Maskeraden“ u. dgl. — es nützte nichts, es blieb beim Alten und Jeder strebte über seinen Stand hinaus. Die Großen gingen darin voran, die Bürger blieben nicht zurück und wer auch mit Recht über pecuniäre Noth klagte, hatte bei solcher Gelegenheit Geld und Credit genug, um wenigstens für vierundzwanzig Stunden einen ungebührlichen Aufwand zu machen. Freilich war man im ersten Freiheits- und Religionseifer gewillt gewesen

für den reformirten Glauben im offenen Felde zu streiten, ja, auch den Hungertod auf den Wällen der Stadt für ihn zu erleiden; man hatte Philipp II. abgeschworen und selbst kein verständiger Katholik wünschte ihn zurück; man haßte den Papst von Rom mehr, als den „großen Türken", und weit mehr als die Sünde, aber kostete es auch Geld und Blut, leichter war es jenen Beiden den Gehorsam aufzukündigen, als Sitten und Gebräuchen zu entsagen, die seit Jahrhunderten des Volkes Leben beherrscht und damit verschmolzen waren. Auch die Geschichte lehrt was die Bibel sagt, daß das Joch des Fleisches unendlich viel schwerer abzuschütteln ist, als das des härtesten Tyrannen.

Das Alles macht jedoch ein Turnier in der guten Stadt Delft im Jahre 1595 noch nicht zu einem gewöhnlichen Schauspiel und um es weniger befremdlich zu finden, müssen wir uns jetzt dem Brautpaar zuwenden, das, mit Rücksicht auf seine erlauchte Herkunft sich zu einer möglichst glänzenden Vermählungsfeier verpflichtet hielt. Politik und eigenes Interesse bewog, wie schon erwähnt, die Verlobten, alle hohen Autoritäten des Landes einzuladen; dazu hatten sie beiderseits, außer zahlreichen Beziehungen zu dem Adel des Inlandes, auch im Auslande Anverwandte, in deren Gegenwart bei dieser Gelegenheit sie Ehre setzten. Nun versteht es sich aber von selbst, daß man so viele hochfürstliche Personen nicht um ein Hochzeitsmahl aus der Fremde kommen lassen kann in einer Zeit, wo schon das Reisen im Inlande von einer Provinz zur andern keine Kleinigkeit und mit Zeitverlust, Mühen und Gefahren verbunden war, des Kostenpunktes nicht einmal zu gedenken. Die Festlichkeiten sollten deshalb vom 14. März, dem Vermählungstage, bis zum 18. März ausgedehnt und für jeden Tag neue Unterhaltungen ersonnen werden, damit dem Wunsche des hohen

Brautpaares gemäß, „die Hochzeit eine prachtreiche, glänzende und üppige“ sei, von der noch nach Monaten gesprochen wurde und welche die Geschichtschreiber würdig erachteten der Nachwelt aufzubewahren. Es mußte also etwas Außergewöhnliches und Oeffentliches veranstaltet werden und begreiflich ist, daß ein kampflustiger Edelmann, ein deutscher Freiherr wie der Graf von Solms, darauf kam ein ritterliches Waffenspiel abzuhalten, dem alle jungen Kriegshelden und erlauchten Herren jubelnd zustimmten. Der Magistrat aber von Delft, der zunächst zu Rath gezogen werden und seine Einwilligung zu den öffentlichen Spielen geben mußte, weigerte so hohen Mitbürgern ohnehin nicht gern etwas, brachte aber auch alle Vortheile in Anschlag, die den Stadtbewohnern aus dem Herzuströmen so Vieler, von Neugier Gelockter, erwachsen würden und zeigte sich demnach bereit, sowohl für polizeiliche Ordnung als für Herrichtung des Marktplatzes zu genanntem Zweck zu sorgen, nahm auch freiwillig den größten Theil der Kosten auf sich, welches dankbar angenommen wurde und sehr erwünscht war, denn — um die Wahrheit zu sagen, die unsern Lesern doch nicht verschwiegen bleiben kann — als der Graf von Solms und seine Verlobte ihrem Rang ein so glänzendes Fest schuldig zu sein glaubten, waren sie mehr mit weltlichem Hochmuth, als mit ihren Geldmitteln zu Rathe gegangen und das Sprichwort, daß „Stolz vor Thorheit schützt,“ traf dieses Mal nicht zu. Kurz vorher war nämlich, wie gesagt, die Gräfin Marie von Nassau auf Schloß Büren mit dem Grafen Hohenlohe vermählt und das Land gedachte noch der glänzenden Festlichkeiten, die dabei Statt gehabt; Gräfin Sabine war mit ihrer Schwester, vielleicht auch mit ihrem Verlobten, bei dem Fest zugegen gewesen und bestand schon zwischen den beiden Kriegsobersten ein geheimer Neid, so noch mehr Eifersucht zwischen den

hochgebornen Frauen. Gewiß ist jedenfalls, daß Gräfin Sabine erklärt hatte, sie wolle der Gräfin Hohenlohe nicht nachstehen und lieber keine Hochzeit halten, könne sie dabei nicht ihre erlauchte Nichte „an Pracht übertreffen, mindestens es ihr gleich thun."

Das war gesprochen wie die echte Tochter des stolzen Lamoral von Egmont, der am spanischen Hofe wegen der Pracht und Ueppigkeit, mit der er sich umgab, von sich reden machte. Aber die Gräfin Sabine vergaß dabei, daß Marie von Nassau einzige Tochter des Grafen von Büren war, und daß sie, trotz der Ungunst der Zeiten und trotz der Opfer, die ihr Vater während der Freiheitskriege gebracht, immer noch eine vermögende Fürstin heißen durfte, während sie selbst nur die Tochter eines Edelmannes war, dessen Güter man eingezogen, dessen bedeutendste Besitzungen unter feindlicher Gewalt lagen, daß sie nur Freifrau einiger Herrschaften in Holland war und was sie an sonstigen Einkünften genoß, ihr durch die Gunst der Staaten, keineswegs aber als ein Recht zukam, damit also ein erheblicher Unterschied zwischen ihren Verhältnissen und denen jener Fürstin bestand, mit der sie wetteifern wollte.

So verleitete erbärmlicher Hochmuth zu Ausgaben über Vermögen, mischte sich kleinliche Eitelkeit in die ernsten und heiligen Empfindungen, von denen das Herz beim Schließen einer Verbindung für's Leben erfüllt ist. Sollte nicht Gefahr vorhanden sein, Letztere möchten von Jenen verdrängt werden?

Und leider machte dies Brautpaar in der tadelnswerthen Ueppigkeit so wenig eine Ausnahme von den Gewohnheiten seiner Zeit, als von denen unserer Zeit. Uebermäßiger Luxus ist, wie damals, heute noch das fressende Uebel aller Stände, das Jammer und tief greifendes Elend nach sich zieht; ja

wir, die wir im 19. Jahrhundert leben, thun es unsern Vätern gar noch zuvor. Denn erlaubten Jene sich Aufwand und Lustbarkeiten an Ausnahmetagen, so waren sie doch für gewöhnlich mäßig, häuslich und einfach; es war keine seltene Erscheinung, daß der Sohn im Bräutigamsrock des Vaters, die Tochter im seidenen Schleppkleide der Mutter getraut wurde; war dann das üppige Hochzeitsmahl gehalten, so setzte man jeglichen Luxus bei Seite und lebte eher unter, als über Vermögen. Die Frau blieb in ihrem Hause, hatte Augen auf Kind und Dienstboten und ging sie Sonntags in ihrem Staatskleide zur Kirche, Montags saß sie wieder im Alltagsrock am Spinnrad.

Aber ach! jetzt ist die Ausnahme Regel geworden und, so zu sagen, für Alle. Jeden Tag macht man Aufwand, jagt man nach Zerstreuungen; reichen die Mittel nicht, sucht man wenigstens den Schein aufrecht zu erhalten und opfert ihm Wohlstand und Glück! Eine rechte Häuslichkeit ist selten geworden, Stände giebt es kaum mehr, Keiner fragt noch danach, was für ihn paßt und was er bezahlen kann. Wozu auch? Man greift zum Schuldenmachen: wer am meisten thut darf ja darauf rechnen beneidet, wenn nicht gar von ängstlichen Mitbürgern gelobt zu werden und Wenige finden Ueberhebungen solcher Art noch lächerlich, weil sie allgemein geworden sind. O, was geschieht nicht, was wird nicht unterlassen, um nur „mitmachen“ zu können! Und was bringt die Dienstboten in Versuchung? was untergräbt das Glück der Familien? weshalb kommt der fleißige Handwerker an den Bettelstab? weshalb geht der „kleine Mann“ so selten mit dem Trost aus der Welt, den Seinen einen Sparpfennig zurückgelassen zu haben?

Weshalb das? Weil Augenlust und hoffärtiges Wesen bei fast Allen vorherrschend geworden, weil das Gebot der

Liebe Nothdürftigen mitzutheilen bei gar Vielen mehr und mehr in Vergessenheit gerathen – — doch die Auslassungen unserer Feder werden am Ende, als nicht zur Sache gehörend, überschlagen und man frägt wohl gar: wozu doch das gesagt sei?

Kehren wir also zu unsern Festlichkeiten zurück. Zuschauer beiderlei Geschlechts hatten die Gerüste bereits eingenommen, und waren auch die Ehrenplätze für das erlauchte Brautpaar und die vornehmsten Gäste noch unbesetzt, so konnte doch der Augenblick ihres Erscheinens nicht mehr fern sein. Wir aber mischen uns einstweilen unter das Volk, dort unsere Beobachtungen zu machen und sehen uns später wieder nach Jenen um. Unser Blick fällt zunächst auf einen Mann, der seinen Weg quer durch die Menge nimmt; augenscheinlich sucht er nicht nach einem begehrlichen Platz, er weiß kaum, weshalb Alles sich drängt und treibt, ist ganz in eigne Gedanken vertieft und wird auch durch das Gewühl, das ihn umgiebt, nicht davon abgezogen. Alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, abwährend, strebt er seinem Ziel zu, und nicht mit Leidenschaft und Heftigkeit, sondern mit dem ruhigen Gang eines ernsten, bedachtsamen Mannes, der Wichtiges vor hat und sich nicht durch eitle Dinge aufhalten läßt.

Ob er ein Wehprophet ist, der seine Stimme zu mißbilligendem Ausruf über den unnöthigen Hochzeitsaufwand erheben will? Wir glauben es nicht. Wohl sieht man dem Mann großen Ernst an, von tiefer Wehmuth gemildert, aber die Ruhe seiner Gesichtszüge spricht weder von Zorn noch von Unwillen. Ebensowenig zeigt er Ungeduld oder Aerger bei den Schwierigkeiten, die ihm das Vorwärtskommen durch die bunte, dicht gedrängte Menge verursachen; er geht einfach seines Weges, ohne Aufsehn und Umsehn, als spüre er

nichts von all' dem Getreibe, oder als sei es seiner Beachtung nicht werth. Er scheint ein Mann von vorgerückten Jahren zu sein, doch noch im vollen Besitz von Gesundheit und Kraft; hoch gewachsen und markig, hält er das Haupt mit einer gewissen Würde empor, aber die magere, eckige Gestalt entbehrt schöner Formen, zeigt keine Gewandheit der Bewegungen, wie sie sonst einem Manne von guter Stellung eigen zu sein pflegen, auch glauben wir nicht, daß er selbst auf derartige Vorzüge Gewicht legt. Seine ganze Erscheinung deutet im Gegentheil wenn nicht auf Verwahrlosung, so doch auf Geringachtung des Aeußeren. Haar und Bart sind reichlich lang und nicht sorgfältig geordnet; außer einer schwarzseidenen Calotte, trägt er einen Hut mit schlaffherabhängendem Rand, ohne Feder und Rosette, einen Hut, wie kein anderer Mann angesehenen Standes ihn an einem Festtage getragen haben würde. Dennoch war seine Kleidung weder nachlässig noch ärmlich, sondern die gewöhnliche Tracht eines bejahrten, angesehenen Bürgers jener Zeit. Ein glatter Kragen von Leinewand, am Hals über das Tuchwamms geschlagen, zeigte, daß er sich nicht von der Mode beherrschen ließ, die weite hohe Faltenkragen vorschrieb, mit denen viel Luxus getrieben wurde, unser Mann scheint sich von allem Unnöthigen frei gemacht zu haben und nur an das Nothwendige zu halten. Weshalb hätte er sich auch herausputzen sollen? war sein Ziel doch nicht der geräuschvolle Marktplatz, wo die Menge zusammenströmte nicht nur um zu sehen — sondern auch um gesehen zu werden!

Unser Freund hatte Anderes zu thun. Plätze, die von Hunderten gesucht wurden, ließ er links liegen und schräg über die weite Fläche eilend, bog er in eine enge Quergasse, wo sich die Wohnungen der Armen befanden. Was aber mochte er dort suchen? denn arm und reich, Müssiggänger

und Fleißige — heute war Alles auf der Gasse, kein altes Weib blieb bei ihrem Spinnrad, kein Säugling in seiner Wiege; die Unsitte, daß Mütter ihre kleinen Kinder überall mitschleppen, wo etwas zu sehen ist, herrscht leider schon von Alters her! der Mann, dem wir folgen, hatte indessen wohlbedacht, daß sich immer Etliche fanden, die nicht ausgehen konnten, weil Krankheit sie an's Bett fesselte, und eben zu diesen Beklagenswerthen lenkte er seine Schritte. Die Menge, durch die er sich drängte, schien derartiges zu vermuthen, und trotz seiner äußerlich einfachen Erscheinung, schien er gekannt und geehrt zu sein; denn die Delfter Bürger grüßten ihn, wichen ihm, so viel möglich, aus und man vernahm hier und dort Aeußerungen der Ehrerbietung und Liebe.

„Ein tüchtiger und braver Mann, dieser Vater Boot," sagte ein junger Bürger, seinen Nachbar anstoßend.

„Ja, frommer und besser lebt Keiner im ganzen Delflande; sollte wohl Einer sein in den sieben Provinzen, der so lebt wie dieser Jacob Jauß!"

„Gewiß nicht, Freund, solche Leute sind selten."

„Der Mann ist Gesetz und Evangelium in einer Person; streng gegen sich selbst, milde gegen Andere. Die Pfarrherrn treiben durch Predigen zur Nachfolge Christi an, dieser hier giebt uns ein Beispiel davon!"

Herrliches Lob das! Aber der, dem es galt, hätte es nicht hören dürfen, denn er haßte Schmeichelreden und Menschenvergötterung. Doch ließen sich auch andere Stimmen hören, Mißklänge, die schneidend durch jene Worte hindurchklangen.

„'n wunderlicher Kerl, dieser Jacob Jauß," murmelte ein dicker Brauknecht, der Jenem bei seinem durchgehen so

wenig Platz als möglich gemacht; „eine schöne Brauerei läßt er im Stich, um bei armen Leuten Doctor zu spielen.“

„Wie ihm das Haar herunterhängt und der Bart ist ungekämmt, grad wie ein Jude, der seine Sünden bereut.“

„Man sagt auch, daß er ein großer Sünder ist und seine Sünde durch Reue und Buße gut machen will,“ sagte ein gemeines altes Weib, das nicht danach aussah, jemals zum Bewußtsein eigener Sünden gekommen zu sein.

„Ei was, Nachbarin Lentje,“ rief eine andere Frau ihr zu, „leidet der Noth, ist's nichts als Geiz!“

„Schämt Euch, schwatzhaftes Weibervolk,“ zürnte ein alter Mann mit vor Unwillen zitternder Stimme. „Er ein Geizhals, er? da weiß ich ein Anderes zu sagen.“ Was der gute Alte noch hinzufügen wollte, wurde nicht mehr gehört, weil ein Anderer ihn fortdrängte und spottend überschrie:

„Ich sag' aber, 's ist 'ne komische Liebhaberei, wie ein Kopfhänger durch die Welt zu gehen und 'n griesgrämig Gesicht zu machen, wenn sich andere Leute ergötzen.“

„Er will was Besonderes sein, laßt ihm sein Vergnügen,“ erwiederte in seiner Weise liberal ein geputzter Junker, hochmüthig die Achseln zuckend, während er sich bemühte ein kleines Dämchen durch das Gedränge zu führen, wo es bei Jacob Janß Durchgehen ein wenig gelichtet war. — So sehen wir diesen durch gute und böse Gerüchte gehen, nach dem Einen nicht hörend, an dem Andern sich nicht ärgernd; denn er hat gelernt solche Dinge nicht zu achten, sein Blick ist auf etwas Höheres gerichtet, das weit über das Verständniß jener Menschen hinausgeht.

Aber er lebt noch auf der Erde und vergißt es nicht. Wäre dies möglich gewesen, so würde er eben jetzt auf sehr unangenehme Weise daran erinnert sein, denn grade als er in das kleine Gäßchen biegen wollte, stürmte aus der Schenke

des Eckhauses ein Trupp Soldaten und Handwerksgesellen, die in wilder Fahrt den guten Jacob Janß fast umgerannt hätten, wäre er ihnen nicht eben noch ausgewichen. Dennoch blieb er nicht ganz von diesem rohen Volk verschont. Einer der Gesellen, sichtlich etwas angetrunken, stellte sich ihm in den Weg und fragte mit Unverschämtheit:

„Lieber Bootje, vorgestern tapfer mit Hochzeit gefeiert bei der Frau Nachbarin?“

Um den Sinn dieser Frage zu verstehen, muß man wissen, daß das Haus der Gräfin Solms am alten Delft lag und an Jacob Janß' Wohnung grenzte, daß ihre Ehe am 14. März in der alten Kirche eingesegnet war und Abends ein Hochzeitsmahl als Einleitung zu den heutigen Festlichkeiten stattgefunden hatte. Der unziemliche Witz aber, auf den es hier abgesehen war, ging verloren; mit ungestörtem Gleichmuth und ruhigem Ernst erwiderte der Angeredete:

„Durch die Gnade der Excellenz ist mir wenigstens ein Theil von den Resten der Tafel für meine Kinder zugesagt;“ — es schien, daß jene Rohheit ihn nicht erzürnt, oder daß er Selbstbeherrschung genug besaß, derartige Aufwallungen zu unterdrücken. In gutmüthigem Ton fügte er hinzu: „Nun ich Euch vor mir sehe, Gehrt Dirks, denk' ich daran, daß Eure Frau wieder im Kindbett liegt und ich sie noch nicht besucht habe; will mein Versäumniß eilig gut machen. Das wievielste Kind ist's denn schon?“

Das siebente, Meister Jacob,“ murmelte Gehrt, die Augen niederschlagend, sichtlich von der Sanftmuth des Mannes getroffen und beschämt.

„Gehrt Dirks:“ fuhr Jacob Janß fort, ihn mit der Hand zur Seite führend und den Blick voll tiefer Wehmuth auf ihm ruhen lassend; „Gehrt Dirks, schickt es sich für

einen Vater von sieben Kindern sein Geld im Wirthshaus durchzubringen?"

„Während der Festlichkeiten giebt's doch keine Arbeit," brachte Gehrt etwas stammelnd hervor, schon so weit nüchtern geworden, daß er einsah, seine Ausrede werde vor diesem Richterstuhl keine Geltung finden.

„Giebt's keine Arbeit . . .? So könntet Ihr also bei Eurer schwachen Frau bleiben und ihr beistehen," antwortete Jacob Janß.

„Aber der Mensch will auch einmal etwas mitmachen! Nicht Jeder kann wie ein Einsiedler leben, nicht Jeder so wie Ihr, Jacob Janß!" fuhr Gehrt in barschem Ton auf, als er sich jetzt in die Enge getrieben und keine andere Ausflucht sah, als sich durch Grobheit über die Scham hinwegzusetzen.

„Wer Familie haben und Weib und Kinder an sein Geschick binden will, hat auch die Pflicht für sie zu sorgen und ihr Leben nach Kräften freundlich zu machen. Kommt, mein Lieber, geht mit mir zu Eurer Frau, wir wollen ihr einen Freudentag bereiten."

„Wenn Ihr darauf besteht — Meister Jacob," antwortele Gehrt verwirrt und zögernd, indem er seinen Genossen nachblickte, die sich natürlich nicht nach ihm aufgehalten hatten.

„Ich will Euch nicht zwingen, denke aber, Herz und Gewissen müssen Euch sagen, was Eure nächste Pflicht ist."

„Meine vier ältesten Kinder sind schon auf dem Markt, um die Kampfspiele zu sehen und ich — ich sollte auf sie passen," rief Gehrt plötzlich lebhaft aus, froh auf diesen Einfall gekommen zu sein.

„So thut wenigstens darin Eure Schuldigkeit!" entgegnete kopfschüttelnd Jacob Janß und ging eiligen Schrittes

weiter. Wir folgen ihm jetzt nicht, werden ihm aber wieder begegnen.

Schon hören wir die Festmusik rauschen, die hohen Gäste werden also im Anzuge sein; laßt uns zunächst zusehen, was unter der Menge vorgeht, die sich um den geschlossenen Kreis drängt. Wir gewahren da einen kleinen Trupp Soldaten, die Arm in Arm eine Kette bildend, sich durch das Volk Bahn machen und die besten Stehplätze grade der fürstlichen Tribüne gegenüber, erobern. Sehr anziehend sind sie nicht: roh und grob in Worten und Manieren, ist ihre Kleidung schmutzig und zerlumpt, ihr ganzes Verhalten so unangenehm, daß man sie eher für eine Bande Bettler und Herumtreiber, als für Mitkämpfer im Freiheitskriege halten möchte. Aber wir erfahren schon aus Worten, die sie mit einander wechseln, daß sie nicht mehr im Dienst des Landes stehen und die Compagnie, zu der sie gehörten, seit Monaten cassirt ist. Sie treiben auf eigne Hand umher und wissen selbst kaum zu sagen, woher sie ihren Unterhalt nehmen, wenigstens möchte es ihnen schwer fallen sich vor Schultheiß und Schöffen darüber zu verantworten. Genug, sie leben und zeigen eine so ausgelassene Fröhlichkeit, wie sie denen eigen ist, die sich von allen Sorgen losgemacht, sich aller Zucht und Pflicht ledig achten. Zwar tragen sie noch Waffen, doch sichtlich nicht mehr diejenigen, welche sie im Dienst führten: Einer hat eine Art Rappier am leeren Wehrgehenk, ein Anderer scheint auf ein altmodisches Doppelschwert stolz zu sein, das ihm an der Seite hängt, ein Dritter muß sich mit einem abgebrochenen Offiziersdegen begnügen, der, weil die Scheide fehlt, in das verschossene Wamms gesteckt ist. Einer unter ihnen, der den Eindruck eines jungen Wüstlings macht, führt das Wort; er wird Lieutenant genannt, obgleich die Uebrigen in einer

Weise mit ihm verkehren, wie es sich bei guter Kriegszucht nicht zwischen einem Offizier und seinen Untergebenen ziemt. Er scheint aber die Vertraulichkeit nicht übel zu nehmen und spricht und scherzt mit ihnen, als wäre er ihres Gleichen. Trotzdem aber und trotz des Herabgekommenen, daß man ihm ansieht, ist etwas an ihm, das ihn von Allen unterscheidet, ja, das bei genauerer Betrachtung den Mann von Stande verräth; ob in Folge geistiger Ueberlegenheit, können wir noch nicht entscheiden, aber Alle scheinen sich ihm untergeordnet und ihm das Recht eingeräumt zu haben, über sie zu gebieten, lassen sich, obgleich nicht mehr durch Kriegsgesetz unter sein Commando gestellt, den befehlenden Ton von ihm gefallen. Seine Kleidung ist wenig besser, als die des ganzen Trupps; zwar trägt er noch Offiziers-Uniform, aber sie ist schäbig geworden und sieht so verkommen aus, daß jeder Lieutenant vom Regiment des Statthalters Anstand nehmen würde, ihn als Kameraden zu begrüßen.

Das Wamms und die weiten Beinkleider von Sammet sind kahl und verschossen, daß man die ursprüngliche Farbe nicht mehr erkennt, während die verschlissenen kupferig gewordenen Silbergalonen nur stellenweise noch fest sitzen und die, als Besatz dienenden orangefarbenen Bänder, losgelöst und zerknittert herabhängen. Die Schärpe mit zum Theil abgerissenen Frangen, hängt nicht mehr in zierlichen Falten über der Schulter, sondern dient als Gürtel, das, aller Knöpfe beraubte Wamms, zusammenzuhalten. Die weiten Oberärmel schlottern am Arm herab, anstatt, wie es sich gehört, an der Hand geschlossen zu sein und die carmoisinrothen Unterärmel, mit einstmal weiß gewesenen Aufschlägen verziert, haben ihre schöne Farbe, die dem Ganzen ein wenig Frische hätte geben können, verloren; die schweren spanischen Stiefel aber warten schon lange auf die ausbessernde Hand eines

Flickschusters. Auf den krausen, schwarzen Locken trägt unser Lieutenant einen grauen Filzhut, von dessen Rand eine verschossene Feder schlaff herabhängt, um den Hals einen breiten Ritterkragen, der, wie die Manschetten, nothwendig den Händen einer Wäscherin hätte übergeben werden müssen, für ihn jedoch kein Grund, sie abzulegen; — es scheint, als wisse er garnicht, daß irgend etwas an seiner Toilette mangelhaft ist, wie auch in der ganzen Art, mit der er diesen Plunder trägt, eine gewisse vornehme Nachlässigkeit liegt, die entweder von moralischer Abgestumpftheit oder von innerer Verbitterung zeugt. Kann ein Mann in seinen Jahren und von seinem Stande sich so leicht über den Eindruck, den er auf seine Nebenmenschen macht, hinwegsetzen, so hat er verloren, was man unter respect humain versteht — es sei denn, daß die Seele ganz von dem erfüllt wäre, was sie über alles Irdische erhebt; dürfen wir Letzteres bei Jacob Janß voraussetzen, dessen Eigenthümlichkeit durch die Pflicht der Nächstenliebe geheiligt ist, so ist ersichtlich genug, daß dieser junge Mann nicht zu denen gehört, von denen man sagen kann: „ihr Wandel ist im Himmel."

Im Gegentheil deutet Alles an ihm darauf hin, daß er im vollsten und traurigsten Sinn des Wortes, der Welt angehöret und innerer Groll über das, was sie ihm versagte, ihn den Schein leichtsinniger Nichtachtung ihrer Forderungen annehmen ließ: eine schmerzliche Lüge, die ihm selbst zur Pein wurde, ohne Andere zu täuschen. Sein Lachen ist laut und gellend, seine Haltung herausfordernd und trotzig und es wäre nicht gerathen gewesen, ihn mit zweifelhaftem Blick zu betrachten, oder gar über seine zerlumpte Kleidung zu lächeln. Er selbst dagegen schaut mit seinen grau-blauen Augen, aus denen allerlei Lüste funkeln, und die schon viel von ihrem ursprünglichen Glanz verloren

haben, frech umher und scheut sich nicht, nach allen Seiten verletzende und spöttische Bemerkungen zu machen. Ohne Zweifel hat er einst Anspruch auf besondere männliche Schönheit machen können, steht aber nicht mehr in der ersten Jugendblüthe; Leiden und Entbehrungen mancher Art haben seinem Antlitz ihren Stempel aufgedrückt und mit den Schatten des Alterns und Verwelkens überzogen. Die Augen sind schwarz gerändert, die Stirn zeigt schwache Runzeln, und um die Lippe spielt, selbst wenn er lächelt, ein schmerzlicher Zug. Aber die hochgewölbte Stirn zeugt von Geist und Kraft, die Züge des bleichen, mageren Gesichts sind edel und regelmäßig, wenngleich jetzt scharf und verzerrt und ein schwarzer Schnurrbart erhöht noch das wüste Aus sehen. Dennoch weckt der junge Mann Interesse, denn wer ihn mit mehr als oberflächlichem Blick ansah, hielt ihn wohl der Aufmerksamkeit werth, und einem Menschenkenner entfuhr gewiß der schmerzliche Ausruf: „Ach, welch edle Anlage ist hier zu Grunde gegangen!“ Für den gewöhnlichem Beobachter aber, der nur flüchtig an ihm vorüberging, war er ein „alberner Prahlhans, ein widriger Patron, ein erbärmlicher Junker,“ Benennungen, die er sicher hätte hören müssen, wäre nicht der gewaltige Degen an seiner Seite ein Gegenstand der Furcht gewesen. Dieser Degen, vielleicht sein einziges Besitzthum, das einzige Werthvolle wenigstens, das er bei sich führte, hing nicht mehr eigentlich an einem Gurt, sondern er hielt ihn fast immer zur Hälfte ausgezogen, als wolle er den feinen, glänzenden Stahl der Schneide oder den reichen, mit Silber eingelegten Elfenbein-Griff bemerklich machen; möglicherweise ist das Auf- und Niederschieben der kostbaren Waffe auch nur eine gewohnte Handbewegung, ihm selbst unbewußt; indessen, Absicht oder nicht, es diente jedenfalls ihn in dem Volksgewühl vor etwaigen Zudringlichkeiten, welche die jungen

Delfter Bürger in ihrem Sonntagsstaat der dürftigen Erscheinung gegenüber, sich leicht erlaubt hätten, zu schützen. Inzwischen unterhält sich der Lieutenant auf seine Weise, guckt den jungen Mädchen frech unter Kappe und Schleier und erlaubt sich Scherze, bei denen sie erröthen, lacht den Männern, die sich der jungen Damen annehmen, in's Gesicht, bespottet alte Frauen, bellt angesehene Leute wie ein unartiges Schooßhündchen an und freut sich mit seinen Genossen über Zorn, Verlegenheit und leere Drohungen, womit Alles beantwortet wird. Dennoch scheint er sich zu langweilen, indem er schon wiederholt seine Ungeduld zu erkennen gegeben, daß die Kampfspiele noch nicht beginnen und ruft eben jetzt einem seiner Soldaten zu:

„Heda, langer Michel! Du bist einen Fuß größer als Alle und deine Augen reichen weiter als meine, schau mal nach dem Zifferblatt der alten Kirche, ob's nicht bald zehn schlagen wird, — Prinzessinnen und große Herren lassen gerne auf sich warten, das wissen wir; daß aber auch die Kämpfer beim Turnier die letzte Sekunde der festgesetzten Stunde verstreichen lassen, bevor sie auf den Kampfplatz stürmen, das begreife ich nicht."

„Junker Julian's heißer Kopf würde sich in solchem Fall keine Verspätung gefallen lassen," rief einer der Soldaten ihm zu, während der lange Michel lachend erwiderte:

„Liebwerther Lieutenant, seht nach Eurer eigenen Uhr, das habt Ihr näher!"

„Dummkopf! Das wäre ein weiter Weg, denn die liegt bei meinem Erbgut!" fuhr der Junker lachend fort; „und wenn ich eine hätte —"

„So wette ich, sie bliebe nicht lange in Eurem Besitz," unterbrach ihn Michel ohne jeglichen Respect vor seinem Vorgesetzten.

Dieser schien keinen Anstoß daran zu nehmen, denn scherzend antwortete er: „Ich geh' die Wette ein, sobald Du mir eine verschaffst."

„Im Ernst, Lieutenant? Sagt's nur und schlagt ein, lange soll's nicht währen, so —

„Schweig Schuft! Was würde Bastian sagen, gäbe ich Erlaubniß zu gewissen Handgriffen, die —"

„O, was macht das aus! laß Bastian einen Sermon halten, wenn wir nur einig sind."

„Nein, darin sind wir nicht einig," rief nun der Junker in gebieterischem Ton aus, daß der Soldat, der ihm ganz nahe getreten war, um sich flüsternd mit ihm unterreden zu können, plötzlich zurückfuhr zum Aerger eines unschuldigen Delfter, der hinter ihm stand; dieser erhielt einen Stoß und stieß im Schreck darüber, ohne es zu wollen, das Wort „Lump" hervor, das der lange Michel hoch aufnahm; ein Gewehr hatte er nicht, aber tüchtige Fäuste und schien eben ihre Kraft an dem Bürger probiren zu wollen, als Julian rasch zwischen Beide trat:

„Hände weg, Michel! laß den armen Teufel zufrieden."

„Selbst armer Teufel!" brummte der Bürger zwischen den Zähnen, gar wenig erbaut von dem verächtlichen Prädikat und doch zu bange seinen Mißmuth laut werden zu lassen. Hätte er es aber auch gethan, der Junker würde es nicht gehört haben, denn die Uhr schlug zehn und er wandte sich jetzt eilig ab, drängte sich wieder nach der Umfriedigung des Kampfplatzes vor und rief laut: „wenn sie jetzt nicht kommen, spring' ich selbst hinein und klage alle Ritter des Lehnsfrevels an!" Und damit machte er eine Bewegung, als wolle er wirklich über das niedrige Geländer steigen.

„Heda! zurück! rief die Bürger-Schildwache ihm zu;

„wer überklettert, bezahlt einen Carolus-Gulden Brüche oder giebt in Ermangelung dessen sein Wamms her!"

„Wohlan, tapferer Bürger! Nehmt Ihr das meine statt einer Carolus-Puppe, so seid Ihr betrogen," scherzte Julian; „aber beruhigt Euch, ich höre die Trompeten schon schmettern und werde bleiben, wo ich bin. Sie kommen!"

„Ja, sie kommen; aber nun geht's erst nach dem Stadthause, wo sie frühstücken müssen," rief ein Pastetenbäckergeselle verdrießlich aus. „Ich hab' selbst gestern Abend Pasteten und Zuckerwerk hingebracht."

„Aergerlich, daß sie nun noch erst schmausen wollen, während wir voll Ungeduld sind und vor Kälte schütteln bei dem starken Nordwind," klagte ein Tuchweber, der es schon zu bereuen schien, daß er seinen Webstuhl verlassen hatte.

„Was die Herren thun, müssen die Narren loben," erwiederte sein Nachbar, ein Krämer; „der Magistrat hat einmal ein kaltes Frühstück bestellt und das erlauchte Ehepaar wird es sich schon gefallen lassen, es kommt ihrem Hochzeitsaufwand zu Gute."

„Sprich mit Achtung von dem hohen Brautpaar, dummer Kerl, oder schweig!" herrschte Julian ihm zu.

„Selbst dummer Kerl! wer seid Ihr und was habt Ihr uns zu befehlen, armseliger Bengel?" war die nicht unverdiente Antwort.

„Wer ich bin, das geht Euch nichts an, aber ich will Euch lehren Respect haben vor Leuten von Rang."

„Ich möchte nicht einmal Eures Gleichen sein und Ihr untersteht Euch —"

„Von Gleichheit zwischen uns ist wahrlich nicht die Rede," entgegnete Julian mit höhnischem Blick. „Seid Ihr vielleicht in der Heraldik bewandert, so will ich Euch mein Familienwappen —"

„Bedanke mich! will nichts mit Euch und Eurer Familie zu thun haben!“ rief der Krämer aus und verlor sich in der Menge, während Julian mit lauter Stimme sagte: „Die Braut ist eine Tochter aus dem reichsten und edelsten Geschlecht Hollands!“

„Wenn sie so reich ist, sollte sie nur die Schulden ihres Bräutigams bezahlen, dabei würde ihr Credit gewinnen,“ bemerkte der Pastetenbäckergeselle.

„Was Du sagst, Jost! sollte der Graf von Solms Schulden haben?“ fragte eine Bürgerfrau ganz verwundert, „so'n großer Herr!“

„Ist gut, Hanne, daß wir Beiden sie nicht bezahlen sollen,“ lachte Jost; „Deiner Mutter Erbtheil ginge dabei auf, sitzt sie auch noch so warm. Mein Meister, der als Conditor ganz gut weiß, was unter den Großen vorgeht, sagt, daß er nicht viel um die Kundschaft giebt, das adelige Volk will immer borgen.“

„Schweig, unverschämter Kringeldreher! oder ich will Dich mores lehren,“ rief der Lieutenant dazwischen, der sich die Aufgabe gestellt zu haben schien, Ehrerbietung gegen die hohen Herrschaften unter dem Volk zu predigen.

„Was kannst Du mir thun, Du armer Brabanter mit deinem spanischen Krauskopf,“ schalt der Andere zurück; „meinst Du, ich bin vor Deinem langen Degen bange?“

„Der ist viel zu gut für Deine Haut,“ sagte Julian rasch, „ich will dich mit Deinem eigenen Stilet durchbohren.“

Das war indeß nicht ernst gemeint, denn er wies dabei lachend auf das lederne Futteral, das Jost an der Seite hing. Dieser aber nahm die Beleidigung sehr wichtig, zog ein kurzes, breites Küchenmesser hervor und hob es drohend gegen den Lieutenant auf, der mit raschem Blick und Geistesgegenwart die Gefahr erkennend, ihr schon zuvor kam. Mit

kräftiger Faust umklammerte er Jost seine Hand so fest, daß dieser seine Waffe unter Wehgeschrei fallen ließ.

„Du darfst das Messer wieder aufnehmen, doch mit der Bedingung es nie wieder zu gebrauchen als in der Küche und — gegen Tölpel, wie Du selbst einer bist!“ sagte Julian in einem Ton, in dem eine wunderbare Mischung von Hoheit und Prahlerei lag, daß die Umstehenden zu lachen anfingen, Jost murrend zu Kreuz kroch und sich, ganz verschüchtert, möglichst weit zurückzog, ohne nur sein Messer aufzunehmen. Er hätte es auch nicht mehr können, denn ein Soldat stieß es mit dem Fuß unter die Umfriedigung, in einer Absicht, die wohl nicht auf der Schale der Ehrlichkeit gewogen werden durfte und die sein Lieutenant ihm sicher verwiesen haben würde. Julian aber hatte sich schon umgekehrt und richtete seine Aufmerksamkeit auf ein Ereigniß, daß ihm vielleicht als ergötzliches Abentheuer dienen konnte.

Ein reich gekleideter Junker, derselbe, den wir vorhin auf dem Marktplatz seine Meinung über Jacob Janß sagen hörten, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, ein junges Mädchen, das er am Arm führte, mitten durch den Volkshaufen nach einer der Tribünen zu geleiten, die schon ganz von Zuschauern besetzt waren. Nur dicht vor der Umzäunung, vor der jene Soldaten Posto gefaßt, konnte man sich noch mühsam durchdrängen, aber der Junker schien dazu keinen rechten Muth zu haben, denn er blieb plötzlich stehen und sagte achselzuckend zu seiner Gefährtin:

„Es ist keine Möglichkeit nach der Tribüne zu gelangen und Platz wird ohnehin nicht mehr dort sein.“

„Das kommt von Deinem Zögern, Antony! Wegen all' der Schleifen und Bänder, mit denen Du Dich putzest, kommst Du immer zu spät! Da stehn wir nun!“ fügte das

junge Mädchen etwas verdrießlich hinzu und zog ihren Arm aus dem seinen.

„Ja, Mabelia, ob Du schiltst oder nicht, hier stehen bleiben können wir nicht; wir müssen zurück, es ist an Durchkommen nicht zu denken; — Du wirst doch noch weniger Lust haben als ich, an diesem Trupp verlaufener Soldaten vorbeizuschieben, und es ist nicht einmal gewiß, daß sie uns durchlassen."

„Sie sehen roh und abgerissen aus, das ist wahr, aber wir sind nun einmal in einer schlimmen Lage und wenn Du sie freundlich bittest, etwas Platz zu machen —"

„Danke schön! mit so gemeinem Volk geb' ich mich nicht ab," war die ärgerliche Antwort. Aber es stand schon nicht mehr in seiner Macht dies zu vermeiden.

Julian hatte nach den Beiden hingehorcht, hatte die letzten Worte verstanden und brummte zwischen den Zähnen:

„Will Dich das Schimpfen ablehren, alberner Zierbengel!" Rasch gab er einem der nächststehenden Soldaten einen Wink, den die übrigen verstanden, im Umsehen hatten sie sich zwischen den Junker und das kleine Fräulein gedrängt und im selben Augenblick stand Julian auch schon an ihrer Seite, erfaßte ihre Hand und sagte mit einer Mischung von Ironie und Artigkeit:

„Gestattet mir die Ehre Euch durchzuhelfen, schöne Jungfer! und seid gewiß, daß rohe Soldaten vor einer Dame ritterlich auszuweichen wissen."

Ihre einzige Antwort war ein verlegenes Schweigen und der Versuch, ihre Hand frei zu machen. Letzteres aber gelang ihr nicht und Ersteres schien er für Zustimmung zu halten; er führte sie einige Schritte vorwärts und legte darauf trotz ihres Widerstrebens, ihren Arm in den seinigen, indem er sagte:

„Je näher wir uns zusammenhalten, desto leichter kommen wir durch!“

Und wirklich schien er es vortrefflich zu verstehen, sich durch die Menge zu drängen, wobei ein Theil seiner Soldaten ihm zu Hilfe kam, indem sie die Umstehenden, trotz Scheltens und Stoßens, gewaltsam bei Seite schoben. Inzwischen umringten ihre Gefährten den Junker, der sich vergeblich ihrer zu erwehren suchte und Zeichen des Abscheus gab, sobald seine feinen Kleider mit ihren Lumpen in Berührung kamen, was gerade die Lust der Soldaten reizte, sich ihm, im eigentlichsten Sinne des Worts, aufzudrängen.

„So laßt mich doch durch, Ihr macht mich sonst schmutzig und unordentlich,“ rief er ihnen halb bittend, halb befehlend zu, seine Wuth bezwingend, weil er sich in ihrer Gewalt fühlte; „laßt mich der Jungfer folgen, ich gehöre zu ihr, und zieht nicht so an meinem Mantel, der feine Seidenstoff zerreißt sonst!“ Indem er den Versuch machte, sich zu befreien, fielen seine reich gestickten Handschuhe zur Erde, die er, nach damaliger Sitte in der Hand trug, und als er sich unwillkürlich bückte sie aufzunehmen, fiel ihm sein Filzhut vom Kopf.

„Bückt Ihr Euch noch einmal, so verliert Ihr auch den Kopf!“ schrie Einer der Soldaten ihm lachend zu; Antony aber, vor Aerger glühend, verbiß seinen Zorn, und rief in halber Verzweiflung: „Wer mir durchhilft und meinen Hut wiederbringt, soll ein gutes Trinkgeld haben!“

„Erst das Trinkgeld!“ riefen die Soldaten, indem sie ihn vorwärts drängten. Einer von ihnen hatte mit Gewandtheit schon den Hut aufgerafft und zugleich die Handschuhe mit dem Fuß weggestoßen, so daß sie ungefähr in der Nähe des Messers zu liegen kamen. Das Trinkgeld wurde verabfolgt, nachdem erst eine Weile über den Betrag desselben ge-

handelt war. Dann fühlte Antony sich den Hut auf den Kopf gedrückt und sich selbst fortgeschoben, so schnell, daß seine eigenen Füße ihn kaum mehr trugen. Doch war er überglücklich, endlich das Gerüst erreicht zu haben, wo er das junge Mädchen bereits durch die Fürsorge des jungen Lieutenants placirt sah, zu seinem bittern Verdruß aber den Lieutenant selbst, den Anführer des wüsten Trupps, hinter ihr stehend, wie Einer, dem dies als unbestrittene Ehre zukäme. Wie sich das begeben, müssen wir jetzt erzählen.

Als Julian sich mit dem jungen Mädchen dem Geländer genähert, das die Menge von der Tribüne zurückhielt, brauchte sie nur ihr freundlich Gesicht zu zeigen, um sogleich von dem Wache haltenden Staatsdiener erkannt und mit den gut gemeinten Worten: „besser spät, als garnicht, Jungfer Graswinckel!" begrüßt zu werden, worauf sie klagend erwiederte: „Aber das hat Mühe gekostet, Steffen, und Herr Antony ist noch nicht durch." Dann wollte sie, ihrem Begleiter mit dem üblichen Knicks Dank und Abschied gebend, durch die inzwischen geöffnete Gitterthür gehen. Aber das lag nicht in Julians Absicht. Er hielt ihre Hand fest und schien entschlossen, ihr zur Tribüne zu folgen.

„Euch kenne ich nicht! zeigt erst Eure Erlaubniß zum Eintritt," sagte der Diener in ziemlich barschem Ton.

„Lieber Steffen, laßt diesen — diesen Officier mit herein," bat das junge Mädchen vermittelnd.

„Das darf ich nicht, Jungfer, ich muß die Sitzplätze für die Geladenen offen halten."

„Wohl! aber ich bin mit einem Stehplatz zufrieden," versicherte Julian lächelnd.

„Der kostet einen Goldgulden," antwortete der Stadtbeamte, indem er den Fremden von Kopf bis zu Fuß maß.

„Leiht mir einen Goldgulden, Jungfer Graswinckel," bat Julian so dringend und zwingend, daß das junge

Mädchen mit nervöser Hast die Bügeltasche öffnete, die an ihrer Seite hing und ein Goldstück herausnahm, welches das geforderte an Werth übertraf. Mit vornehmer Gleichgültigkeit warf Julian es Steffen zu und wies das Kleingeld, das der ehrliche Mann ihm herausgeben wollte, kopfschüttelnd zurück. Endlich hinter seiner Dame stehend, schien der Lieutenant es darauf abgesehen zu haben, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, was ihr jedoch garnicht gefiel. Für eine Jungfrau angesehenen Standes, wie Mabelia Graswinckel es augenscheinlich war, war es in der That nichts weniger als angenehm, bei einer Gelegenheit wie diese, von einem so zerlumpt und schmutzig aussehenden Junker nach ihrem Platz geführt zu werden und nicht zu verwundern war es, daß sie von Zeit zu Zeit verlegen umher sah, ob auch Verwandte oder Bekannte in ihrer Nähe saßen, aber zu ihrem Trost bemerkte, nur von Fremden umgeben zu sein. Fühlte sie sich nun dadurch zwar erleichtert, so fiel ihr plötzlich doch ein, wie diese Isolirung von allen Bekannten auch ihre nachtheilige Seite habe, da sie sich, falls der Fremde zudringlich werden sollte, nirgends hinwenden konnte, und daß diese Gefahr nicht ganz fern lag, wurde ihr bald klar, als er, sich zu ihr niederbeugend, in leichtem, freundlichem Ton eine Unterhaltung anknüpfte, wie ein Cavalier dies bei solcher Gelegenheit mit seiner Dame zu thun pflegte.

Mabelia brauchte kein sprödes Dämchen zu sein, um sich durch die Kühnheit des zudringlichen Mannes, der von den Umstehenden schon als „mauvais sujet“ angesehen wurde, gekränkt zu fühlen; dennoch war sie mehr erschrocken und beunruhigt, als verletzt; sie erröthete und erbleichte abwechselnd, wandte sich ab ohne zu antworten und schien immer ungeduldiger über Antony's Ausbleiben zu werden; seine Langsamkeit und Feigheit allein hatten sie in diese unange-

nehme Lage gebracht, und sie warf mit vollem Recht die ganze Schuld derselben auf seine breiten Schultern.

Durch ihr geringschätziges Schweigen gereizt begann Julian wieder in lautem, vorwurfsvollem Ton, als wolle er die Aufmerksamkeit der Nächststehenden auf sich ziehn: „Weshalb denn jetzt so mürrisch und spröde, allerliebste Mabelia, nachdem Ihr eben Schutz und Hülfe von mir angenommen? Ist es Euch zuwider, daß ich mir das Vergnügen gestatte, noch ein wenig bei Euch zu bleiben, nachdem Ihr die unbarmherzige Absicht hattet, mich am Eingang mit einem „Danke schön!" abzufertigen?"

Ich dachte — ich meinte, Ihr würdet selbst Verlangen haben, bei „Eurer Gesellschaft" zu bleiben, Herr Offizier," erwiderte Mabelia ebenfalls mit etwas erhobener Stimme. So wenig sie auch Aufmerksamkeit zu erregen wünschte, wollte sie doch diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, den Nächstsitzenden zu verstehen zu geben, daß diese wunderliche Persönlichkeit ihr fremd sei.

„O, ich verstehe," entgegnete Jener mit unbeschreiblicher Bitterkeit; „meine Gesellschaft; das will sagen, dieser rohe Haufe verlaufener Soldaten, nicht wahr? Zu der Sorte, denkt Ihr, gehöre ich!"

„Aber wie kann ich wissen, daß Ihr nicht zu ihnen gezählt werden wollt," nahm Mabelia etwas leiser das Wort wieder, als fürchte sie ihn zu sehr zu verletzen. „Ihr seid mir völlig fremd, muß ich Euch nicht nach Eurem Aeußern beurtheilen?"

„Und das! spricht nicht für mich," versetzte er mit sarkastischem Lächeln, „darin muß ich Euch Recht geben. Allein ich dächte eine Jungfer von so scharfem Geist wie Jungfrau Mabelia Graswinckel würde nicht nach dem Aeußern urtheilen und bedenken, das auch unter einer ärmlichen Kleidung sich

eine Person verbergen kann, die an Herkommen und Rang ihr gleich — wenn nicht höher steht!"

Es war ein merklicher Unterschied zwischen seinen vorherigen Neckereien und dem Ton, in dem er jetzt gesprochen, ein Unterschied, den Mabelia wohl verstand und der sie mit weniger Schüchternheit, aber mit Ernst erwidern ließ:

„Gewiß werde ich keinen Mann um seiner Kleider willen gering schätzen; wer aber von guter Herkunft ist, der gebe es denn auch durch Sitten und Manieren zu erkennen und ich meine Euer Verhalten und Eure Weise mit mir zu sprechen, war nicht, wie es sich für einen Mann von Ansehen gegen eine Tochter aus gutem Hause, die ihm fremd ist, geziemt —"

„Eine Fremde, der er in Verlegenheit Hülfe geleistet," bemerkte Jener.

Sofern er es nicht durch unhöfliches Aufdringen in's Gegentheil verkehrt," fuhr sie muthiger fort. Etwas in seiner Stimme, die jetzt leise geworden, ließ sie hoffen, daß ihre Ermahnung Gehör gefunden. Und wirklich er antwortete, freilich mit einem Anflug von schmerzlicher Bitterkeit, aber doch bescheiden: „Ihr habt Recht! ich war auf dem Wege, einer angesehenen, lieblichen Jungfrau, wie Ihr seid, in unpassender Weise zu dienen; — Ihr habt Recht, ich hätte an meinen armseligen Plunder, an mein verwildertes Aussehen denken sollen, bevor ich mich in anständige Gesellschaft begab. Fürwahr, man verlernt gute Sitte und höfliches Betragen, ist man gezwungen täglich mit solchen Raufbolden, wie mein Volk, zu verkehren! — Habt Dank für Eure Ermahnung, sie war nicht umsonst! Ich werde Euch nicht länger beschwerlich fallen, schenkt mir nur einen freundlichen Blick — mehr verlange ich nicht."

Dies Verlangen war vielleicht nicht so unschuldig, als es den Anschein hatte. Bisher hatte Mabelia mit ihm gesprochen, ohne ihn anzusehn, hatte sich sogar absichtlich von ihm abgewandt, da der etwas herausfordernde Ton, mit der er sie in Verlegenheit brachte, den Wunsch, seine Gesichtszüge zu sehen, nicht aufkommen ließ und als er ihr zuerst den Arm bot, hatte sie nur flüchtig bemerkt, ihr Führer sei ein Ritter von der traurigen Gestalt. Jetzt jedoch durch seine Fügsamkeit besänftigt, dazu, nach Frauen Art, ein wenig neugierig, wagte sie, den Blick zu ihm aufzuschlagen.

Julian hatte mit höflicher Verneigung den verschlissenen Hut abgenommen, der sein Gesicht zum Theil bedeckte, aber auch verunzierte; jetzt fielen die rabenschwarzen Locken anmuthig über die hohe Stirn, während der wilde Blick seiner Augen zu einem Ausdruck tiefer Wehmuth wurde, der in völliger Harmonie mit den feinen, edlen Zügen seines bleichen Antlitzes stand. Mabelia schien zuerst angenehm davon überrascht, dann sogar so sehr davon ergriffen zu sein, daß sie ihn lange prüfend anblickte, als besänne sie sich auf eine Aehnlichkeit, die sie nicht recht hinzubringen wußte; endlich sagte sie verwirrt und erröthend: „Verzeiht! es tritt mir eine Erinnerung vor die Seele, die — doch nein, nein! es kann nicht sein! —“

„Ich bin nicht der, den Ihr meint,“ unterbrach er sie rasch und etwas barsch, während er schleunig seinen Hut aufsetzte und eine dunkle Röthe über seine Stirn flog.

„Nennt mir Euren Namen!“ bat Mabelia leise und dringend, denn in demselben Augenblick sah sie Antony kommen, dem es endlich gelungen war, sich zu ihr durchzukämpfen.

„Nennt mich Julian,“ antwortete er nach kurzem Zögern, während er wieder mit einem Anflug von Ironie hinzufügte:

„Ist der aufgeputzte Bürgersohn Euer Verlobter, Jungfer Graswinckel?“

„Er ist ein Verwandter von mir,“ entgegnete sie mit einer gewissen Entschiedenheit und laut genug, um von der fraglichen Person gehört zu werden, die nun neben ihr Platz nahm und sich bitter über soviel Aufenthalt und überstandenes Leid beklagte, vor Allem aber seinen Aerger über sein kostbares zerzaustes Gewand zu erkennen gab.

„Sieh doch meine Spitzen, Mabelia, sieh wie meine Bänder und Schleifen zerdrückt sind! ich mag mich kaum sehen lassen, gewiß haben die Schufte mir für zwanzig Gulden an meinen Kleidern verdorben.“

„So viel Aufhebens machst Du davon? lieber solltest Du mich um Verzeihung bitten, mich so lange unter all' den Fremden allein gelassen zu haben,“ erwiderte Mabelia in vorwurfsvollem Ton.

„Als ob Du Ursache hättest zu klagen,“ entgegnete er verdrießlich; „Du hast hier ruhig gesessen, während das Soldatenvolk mich herumstieß; es kommt mir gar vor, als sei Dir die Zeit nicht lang geworden, Du scheinst sie Dir in Unterhaltung mit diesem verlaufenen Offizier gekürzt zu haben.“

„War er gut genug mich in Schutz zu nehmen, als Du mich im Stich ließest, so gefiel es mir auch ihn anzuhören, wenn er etwas sagte,“ erwiderte sie kurz aber flüsternd. Sichtlich war ihre Meinung von dem Fremden eine andere geworden, die sie vorsichtig machte, ihn nicht abermals durch Geringschätzung zu kränken.

Antony gab eine mürrische Antwort, die jedoch Niemand hörte, selbst Mabelia nicht, da plötzlich der Schall der Pauken und Trompeten den Zuschauern verkündigte, daß ihre Geduld nicht länger auf die Probe gestellt werden sollte, indem die

hohen Herrschaften sich jetzt in feierlichem Zuge nach der Tribüne begaben und man die ersten Paare ihre Plätze schon einnehmen sah. Herzog Friedrich von Lüneburg führte Prinzeß Emilie von Nassau, der Herzog von Brandenburg eine deutsche Gräfin; ihnen folgte der Gesandte des Pfalzgrafen, Ernst von Solms-Braunfels, Cavalier der Gräfin Francaise von Egmont. Dann kam der Graf von Hohenlohe mit seiner Gemahlin, während Prinz Moritz, Statthalter der vier wichtigsten Provinzen und Kriegsoberster, mit seinem Bruder Heinrich Friedrich an der Hand, nicht erschien, ehe alle vornehmen Damen ihre Plätze eingenommen. Schien er aber selbst das Ceremoniel weder zu beachten, noch sich um die Vorrechte seines Ranges zu kümmern, das Volk vergaß nicht, daß er der Erste und Gefeiertste von Allen war, den man aus vollem Herzen willkommen hieß. Laute Hurrahs und schmetternde Vivats erschollen tausendfach, sobald man seiner ansichtig wurde. Zwar war er noch nicht der große Sieger von Nieuwpoort, kannte man ihn noch nicht als den Reformator der Kriegskunst, aber der junge Held hatte sich doch schon als würdiger Sohn seines Vaters erwiesen und die Partei, die später die Nation so schmerzlich veruneinigte, bestand damals noch nicht; noch waren Alle ihm gleich nah, hatten Alle ihn gleich lieb und der Mann, der in dem blutigen Drama von 1618 die Hauptrolle spielen sollte, Johann von Oldenbarneweld, war noch der aufrichtige Freund und Rathgeber des jungen Statthalters. Niemand, Moritz selbst am wenigsten hätte sich damals vorstellen können, daß ein unversöhnlicher Haß einst zwischen sie treten werde und dennoch, dennoch keimte, vor menschlichen Augen verborgen, schon die Saat der Zwietracht, die dereinst so üppig aufwachsen, den großen Staatsmann im Greisenalter auf's Schaffot bringen, den großen Feldherrn bei einem

Theil des niederländischen Volkes als blutdürstigen Tyrannen brandmarken sollte! Wohl uns, daß Gott uns kein Vorwissen unserer Zukunft gestattet! Hätten beide gewußt, was einst geschehen würde, so wäre nichts von all' dem Guten und Großen zu Stande gekommen, was sie für das allgemeine Beste gethan; wie würden sie einander gemieden, einander entgegengewirkt haben, während sie nun friedlich und freundschaftlich an der prinzlichen Vermählungsfeier Theil nahmen.

Versäumen wir indessen nicht auf das Erscheinen des Brautpaars zu achten, das durch Schmettern der Pauken und Trompeten verkündigt wird. Von den Herrn des Delfter Magistrats geführt, nehmen sie die Ehrenplätze unter lautem Jubelrufen der Menge ein, die von der stolzen Haltung des Bräutigams, von den glänzenden Gewändern und dem kostbaren Schmuck der Braut geblendet und hingenommen scheint.

Und in der That hatte die Tochter Egmonts es sich zur Pflicht gemacht bei dieser Veranlassung dem Herkommen ihrer Familie treu zu bleiben, deren Prachtliebe allgemein bekannt war. Das schwere weiße Atlaskleid prangte von Silberstickereien, Edelsteinen und Perlen; bis auf die rothen Sammetschuhe war Alles auf's Glänzendste verziert und schimmerte in der hellen Frühlingsluft in allerlei Farben. Ihr Kragen, von den feinsten flandrischen Spitzen, war auf einen schmalen silbernen Reif gespannt und stand nach der neuesten Mode, wie ein Pfauenschweif um Hals und Schultern. Sie trug ein reiches Diamant-Geschmeide und über ihrem Mieder hing bis auf die Hüften herab, eine schwere goldene Kette mit emaillirter Riechdose. Das Unterkleid von rothem Seidendamast war, wie die Unterärmel, die unter den weiten, herabhängenden Oberärmeln hervorsahen mit den Zeichen geschmückt, welche die Egmonts in ihrem

Wappen führen. Sie trug nur einen Handschuh, während sie den andern in der Hand hielt, an der man die kostbaren Ringe bewundern konnte; auf dem kurzen, lockigen Haar ruhte ein schwarzes, mit Gold durchwirktes Sammetkäppchen, an beiden Seiten mit Perlenknöpfen befestigt und war von einem aufstehenden Rand gefälteter Spitzen umgeben, die jedoch die reichen Ohrenspangen nicht verdeckten. Zwei Pagen trugen die stattliche Schleppe als sie die Treppen des Stadthauses hinaufstieg. Man würde sich darüber wundern, daß eine Dame, von der man weiß, daß sie keine reiche Erbin ist, mit ihrem Brautstaat fürstlichen Aufwand machte, wüßte man nicht auch, daß sie, außer mit dem regierenden Hause von Frankreich, mit deutschen Fürsten und Fürstinnen verwandt war, die es bei dieser Gelegenheit für Pflicht gehalten, sie mit kostbaren Stoffen und Kleinodien zu beschenken, damit sie die Ehre ihres Ranges aufrecht erhalten könne; dazu — es ist nicht Alles Gold was glänzt, und das kann auch von Diamanten gelten! Was aber die persönliche Schönheit von Sabina von Egmont betrifft, so waren die vielen Leiden, die über sie ergangen, nicht spurlos geblieben; für den Augenblick schienen die Kummerfalten ihres Antlitzes jedoch verschwunden und das Siegesgefühl, das aus den Augen aufleuchtete, die Selbstbefriedigung, die unter dem Zujauchzen des Volkes ihre Wangen rosig angehaucht, ließen vergessen, daß die junge Frau von heute gestern keine jugendliche Braut heißen konnte. Und dennoch war es so; sie stand nicht mehr in der Blüthezeit, während ihr Bräutigam noch nicht in's fünfundzwanzigste Lebensjahr getreten war. Aber man sah es ihm nicht an. Er war hoch von Gestalt, kräftig gebaut und nicht allein Ernst, es lag Härte in den strengen Zügen seines jugendlichen Antlitzes, die selbst heute nicht einem freundlichen Ausdruck zu weichen schien; die

klaren blauen Augen blickten kalt und scharf umher und eher fühlte man sich zurückgestoßen, als angezogen; doch wurde, was man vermißte, durch eine gewisse Offenheit ersetzt, die aus dem ganzen Wesen des Grafen sprach und von einem treuen redlichen Herzen Zeugniß gab. Er mochte ein Mann echt altdeutschen Characters sein, ein Ritter aus der Schule Götz von Berlichingens, oder besser, des alten Johann von Nassau, an dessen Hof zu Dillenburg er vermuthlich seinen ersten Unterricht in der Kriegskunst empfangen. An seiner stattlichen Uniform, seinem Rang und der feierlichen Gelegenheit angemessen, nahm man eine gewisse Einfachheit wahr; er trug einen stählernen Ringkragen mit plattem, liegendem Rand, einen Staatsdegen in reich gesticktem Bandalier, über der Schulter eine blaue, mit goldenen Frangen verzierte Schärpe, die sich auf dem Wamms von schwarzem Sammet hübsch ausnahm und einen niedrigen deutschen Hut mit schmalem Rand, ohne Federn, nur mit einer Perlenschleife verziert; er grüßte würdevoll nach allen Seiten, richtete zuweilen ein Wort an seine Gemahlin, ohne sich ein trauliches Geflüster zu erlauben, das Niemand den Neuvermählten übel genommen hätte. Man sieht, Graf Georg Eberhard von Solms konnte bei näherer Bekanntschaft trotz seiner Jugend durch die Würde seines Ranges, durch seinen bedachtsamen Ernst, wohl Achtung einflößen, aber auf den ersten Blick einnehmen oder nur Sympathie wecken konnte er nicht.

Großen Reichthum entfalteten auch alle anwesenden Prinzessinnen und Edelfrauen, obgleich, der Sitte gemäß, es darin keine der Braut zuvorthun durfte, und gewiß ist, daß die Augenlust hier genugsam Befriedigung fand, bei Vielen das Begehren nach äußerer Größe geweckt oder genährt wurde, und Unheil genug anrichtete in unbefestigten Herzen, die ohne tieferen Blick, nur sahen, was vor Augen lag. Ver-

lockend mochte dies Alles dem Schein nach sein, aber darunter? dahinter? Wir haben nur einen kleinen Zipfel des Vorhangs gelüftet, was wir aber dabei schauten, ließ schon vermuthen, daß sich hinter all' der Pracht viel inneres Elend verbarg und wir würden noch unendlich viel mehr gewahren, könnten wir hinter den Coulissen die ganze Kehrseite des äußeren Glanzes sehen.

Unter denjenigen, die sich vom Schein hinnehmen ließen, war Antony einer der Geblendetsten. Unverwandt und mit leuchtenden Augen hatte er lange auf das „wundervolle" Schauspiel hingestarrt, bis er sich endlich mit dem Seufzer eines Kindes, das der Christbescheerung harrt, an seine Gefährtin wandte:

„Wie das Paar sich glücklich fühlen muß! so glänzend von dem ganzen Volk und von so vielen fürstlichen Herrn und Edelfrauen begrüßt zu werden! Sieh Mabelia, das will ich auf meiner Hochzeit, versteht sich im bürgerlichen Sinn einmal nachmachen!"

„Meinetwegen!" antwortete Mabelia mit spöttischem Achselzucken und ironischem Lächeln, „wenn ich dann aber nur nicht die Braut sein soll."

„Was das nun für 'ne Antwort ist!" rief er verdrießlich aus; „Du weißt ja doch, daß ich keine Hochzeit machen will, wenn Du nicht meine Braut bist."

„Dann werde erst bescheidener in Deinen Wünschen; es flimmert mir vor den Augen von all' dem Prunk und Flitterstaat und ich weiß wohl, daß ich, an Stelle der Gräfin von Solms, nicht so viel Aufwand gemacht hätte."

„Ach was! Du würdest an ihrer Stelle grade dasselbe gethan haben," entgegnete Antony und zeigte dadurch, daß er nur sehr oberflächlich zu urtheilen verstand; denn die Jungfrau, die er doch genau genug kennen mußte, zeigte schon in

der Einfachheit und Bescheidenheit ihrer Kleidung den feinen Geschmack, wodurch sie sich von den übrigen jungen Mädchen ihres Standes unterschied. Antony aber bemerkte das nicht, fing jedoch ihr hingeworfenes Wort auf und sagte:

„Und wann beliebt es Dir denn in die Lage der Gräfin zu kommen? Wann wirst Du Dich entschließen meine Braut zu werden, Mabelia?“

Diese brennende Frage so ohne Weiteres ihr an den Hals geworfen, übergoß das junge Mädchen mit glühendem Roth, aber es war nicht das Erröthen zarter jungfräulicher Scheu, sondern eine Gluth des Zorns und Abscheus, die aus dem Ton klang, indem sie erwiderte:

„Ist denn jetzt eine passende Zeit zu solcher Frage?“

„Wann könnte sie passender sein,“ entgegnete er lächelnd; „ist's nicht ein altes Sprüchwort, daß aus einer Hochzeit die andere kommt? Deßhalb müßten wir schon Scherzes halber unsere Hochzeit an diesem herrlichen Fest bestimmen.“

„Ei, schweig, Antony! wer macht nur Scherz von solcher ernsten Sache. Komm, wir wollen auf die Kampfspiele Acht geben —“

„Du suchst auch immer Ausflüchte!“ versetzte er verdrießlich.

„Ich denke von Ausflüchten kann nicht die Rede sein, wo noch gar nichts abgemacht ist,“ sagte Mabelia trocken.

„Nichts abgemacht? Wie kannst Du nur so sprechen, Du weißt so gut wie ich, daß Dein Vormund und mein Vater darüber einig geworden —“

„Nicht unbedingt!“ unterbrach sie ihn ernst und bestimmt, die Gefahr eines Irrthums zu gut erkennend, um ihn nicht sofort zu berichtigen. „Vergiß nicht die Bedingungen, Vetter Antony!“

„Nun, keine anderen, als die natürlichen, Cousine Mabelia! daß wir nämlich einander gefallen. Ich, für mein Theil hab' nicht nöthig gehabt, darüber nur einen Augenblick mit mir zu Rathe zu gehen; Du meintest dagegen ja ein volles Jahr warten zu müssen, ehe Du Dich entscheiden könntest."

„Nun denn, und das Jahr ist noch nicht um."

„Mit Ostern aber, und in vierzehn Tagen haben wir Palmsonntag."

„So bleiben mir noch grade drei Wochen, Antony, und bis dahin sollst Du mich nicht quälen und drängen," setzte sie so kalt und bestimmt hinzu, daß man es nicht für Scherz halten konnte.

Auch hielt Antony sich dieses Mal für geschlagen und fing, sichtlich geärgert, wieder an, seine verdrückten Aermel und Spitzenmanschetten aufzuzupfen. Mabelia dagegen wandte ihr eigensinniges Köpfchen nach Lieutenant Julian, ihn nach irgend etwas in Bezug auf die Ringspiele zu fragen, die bereits in vollem Gange waren. Sobald Braut und Bräutigam ihre Plätze eingenommen, hatten Pauken und Trompeten das Zeichen zum Beginn derselben gegeben, worauf die Ritter nach dem Kampfplatz geeilt waren und dort, unter lautem Zujauchzen der Menge ihre Wettkämpfe übten. Daß Mabelia sich jetzt aus freiem Antrieb an den Lieutenant wandte, darf uns nicht wundern, da sein Benehmen nach ihrer ernsten Zurechtweisung nicht nur ein durchaus bescheidenes geworden, sondern er sich auch mit der größten Artigkeit und Ehrerbietung erboten, ihr die Namen der erlauchten Herren und Frauen, die erschienen waren, zu nennen. Sie hatte anfangs versucht über das Eine oder Andere Auskunft von „Vetter" Antony zu erhalten, seine Antwort aber: „ich weiß nichts davon," ließ ihre weibliche Neugierde unbefriedigt und deßhalb mußte der

Fremde aushelfen, der über Erwarten von Allem unterichtet zu sein schien.

„Lieber Junker Julian, wer mag der stattliche alte Herr in dem Pelzmantel sein, mit der schweren goldenen Kette und der Medaille? Vielleicht ein deutscher Herzog?“

„Nein, werthe Jungfer, das ist der Kaplan von Gelderland, der ehrwürdige Elbertus Leoninus; hätte Graf Leicester einst seinen Rath gehört, Nachtheil wäre nicht daraus er-erwachsen.“ Ernst, fast Wehmuth klang aus Julians Antwort und Mabelia fühlte sich dadurch veranlaßt zu fragen: ob er vielleicht den Grafen Leicester gekannt habe?

„Zu meinem Unglück nur allzu gut!“ rief Jener aus und in seinen Worten lag etwas so Trübes, daß Mabelia aus Zartheit sich weiteren Nachfragens enthielt. Die Unterhaltung war damit jedoch nicht abgebrochen, denn als sie kurz darauf bemerkte: „Wie überreich geputzt doch die Braut ist, mich dünkt, sie trägt eine Tonne Goldes an sich, eine gekrönte Königin könnte es nicht höher treiben!“ und dabei ein gewisser Tadel aus ihren Worten sprach, erwiderte er rasch und heftig: „Ihre Vorfahren haben auch die Kaiserkrone getragen; sie ist mehreren Fürsten verwandt, die Königin-Wittwe von Frankreich ist ihre leibliche Cousine — und die Grafen von Egmont sind nie anders als fürstlich aufgetreten.“

„Das glaube ich wohl, Herr Lieutenant; aber seht, einer holländischen Bürgertochter, wie ich bin, kommt es doch vor —“

„Daß sie es etwas sachter angehn lassen könnte, nicht wahr?“ unterbrach er sie lächelnd. „Aber das würdet Ihr nicht sagen, hättet Ihr die Hofhaltung ihres Vaters gesehen, des alten Grafen, hochlöblichen Andenkens.“

„Habt Ihr die denn gesehen, Junker Julian?“ fragte Mabelia mit einigem Befremden; „Ihr sprecht mit solcher Begeisterung davon, daß man es fast glauben sollte, aber — mich dünkt —“

„Daß ein großer Unterschied besteht zwischen einer fürstlichen Hofhaltung und — einem armseligen Junker, wie ich bin, nicht wahr?“ entgegnete er und versuchte dabei einen Ton des Scherzes anzunehmen, brachte es aber nur zu einem finstern, ironischen Lächeln, worauf das junge Mädchen etwas verlegen erwiderte: „Verzeiht, ich meinte nur — daß — Eure Jahre — es ist ja schon lange her, wie ich habe sagen hören, daß der unglückliche Graf —“

„Lamoral von Egmont ist am 5. Juni 1568 enthauptet! ich war ein Knabe von dreizehn Jahren —“

„Und ihr habt das schreckliche Schauspiel mit angesehen?“ fragte Mabelia mit sichtlicher Theilnahme.

„Ich hatte das schmerzliche Vorrecht; seit ich in seinem Dienst war —“

„In seinem Dienst?“ entgegnete sie verwundert, „mit dem dreizehnten Jahr?“

„Als Page,“ flüsterte er ihr leise zu, als fühle er in diesem Augenblick ziemlich den scharfen Contrast zwischen einer ehrenvollen Vergangenheit und seinem traurigen jetzigen Zustand und mit der Lebendigkeit weiblicher Auffassung empfand Mabelia dies mit ihm, hielt es aber eben deshalb angemessen nicht weiter in ihn zu dringen und unter dem Vorwand, den Kampfspielen wieder zusehen zu wollen, schwieg sie eine Weile.

Julian unterbrach das Schweigen nicht, schenkte aber dem Turnier wenig Aufmerksamkeit, es war ihm augenscheinlich gleichgültig, wer den Preis gewinnen würde. Er blickte unverwandt nach den hohen Gästen auf der Tribüne und

seine Gesichtszüge verloren dabei mehr und mehr den Ausdruck wilden, angenommenen Frohsinns, unter dem er vor seinen wüsten Kameraden ein nagendes Leid verbarg, verkehrten sich sogar unter ernstem Nachdenken, in welches er versank, zu tiefer Wehmuth. Ihm war, als sei er plötzlich aus dem Schlamm gezogen, in dem er sich muthwillig gewälzt und, in der Nähe einer ehrbaren Jungfrau, die ihm Achtung abgenöthigt, reinere Luft athmend, durch die Umstände an glücklichere Tage seiner Jugend erinnert, lag das Gewicht der Schuld und Schande, das er gewohnt geworden leicht und schamlos zu tragen, plötzlich schwer auf ihm. Wer ihn beobachtete, sah an dem raschen Wechsel seiner Mienen, dem Erröthen und Erbleichen seiner Wangen, an dem Zusammenkneifen der Lippen, daß er mit einer heftigen inneren Bewegung kämpfte. Seine Hand hatte vergessen den Degengriff zu umklammern, schlaff und muthlos hingen die Arme herab, von Zeit zu Zeit aber ballten die Fäuste sich krampfhaft.

Sein seltsames Gebahren blieb, begreiflich, von den Nächststehenden nicht unbemerkt und ein Delfter Krämer sagte schmunzelnd zu seinem Nachbar:

„Gelt, der Schmahlhans möchte mitthun, hätt' er nur ein Pferd!" — Der Andere aber, ein langer hagerer Mann, fest in einen grauen Mantel gewickelt, eine Pelzmütze tief in die Augen gedrückt, antwortete nicht, beobachtete aber den Lieutenant so scharf, daß er vergaß den Kampfspielen zuzusehen, ohne dies jedoch durch Worte oder Mienen zu verrathen.

Wie aus einem schweren Traum erwachend, schreckte Julian plötzlich auf, als Mabelia sich mit der Frage an ihn wandte: ob er auch wisse, wer die Dame sei, in dem blauen Damastkleide mit Silberbesatz, links von der Braut. Einen

Augenblick mußte er sich sammeln, war dann aber sichtlich ganz bei der Sache und antwortete lebhaft: „daß ist die Gräfin Francaise von Egmont, ältere Schwester der Gräfin Sabine; sie ist noch unvermählt und wird es wohl auch bleiben.“

„Weshalb denn? Von fern gesehen, scheint sie hübscher und anmuthiger als die junge Frau.“

„Sie gilt für eine seltene Schönheit, ist aber nicht mehr jung. Das macht's indessen nicht, aber sie hat keinen Brautschatz und kann sich, in ihrem Stande, ohne solchen nicht vermählen.“

„Da wird es wohl gar beklagt,“ erwiderte Mabelia lächelnd, denn ihr selbst war der Gedanke eine alte Jungfer zu sein, garnicht erschrecklich.

„Ja, es ist sehr zu beklagen,“ entgegnete Julian, „sie bleibt dadurch lebenslänglich von ihrer Schwester Sabine und deren Gemahl abhängig; denn hier zu Lande kann sie doch nicht in ein Kloster gehen, wie ihre Schwestern, die in Brüssel blieben.“

„In ein Kloster! meint Ihr, daß die Gräfin Francaise eine Papistin ist?“ fragte Mabelia mit dem unverholenen Abscheu einer eifrigen Calvinistin; „und gehört die Gräfin Sabine denn auch der römischen Kirche an, während doch vorgestern ihre Ehe in der alten Kirche zu Delft nach der wahren reformirten Religion durch den Hofkaplan eingesegnet ist!“

„Beruhigt Euch, Jungfer!“ erwiderte Julian, über ihren Eifer lächelnd; „vermuthlich sind beide Gräfinnen durch ihren Aufenthalt in Frankreich und Deutschland zur Lehre der Hugenotten oder Lutheraner übergetreten; Zwiespalt werden sie durch ihren Glauben hier zu Lande nicht säen, sie nehmen derartige Dinge nicht so schwer.“

„Ihr scheint die Gräfinnen von Egmont genau zu kennen,“ bemerkte Mabelia.

„Ich meine Euch schon gesagt zu haben, daß ich mich als Page am Hofe ihres Vaters befand, bis dieser in Gefangenschaft kam; dann wurde anders über mich bestimmt —“ und der junge Mann schwieg mit einem tiefen Seufzer, als erinnere er sich plötzlich, nicht fortfahren zu dürfen.

Mabelia wollte nicht durch weiteres Nachfragen indiscret erscheinen, meinte jedoch ihr Interesse zeigen zu müssen und sagte: „Kennt ihr die Gräfinnen so gut, da müßtet Ihr Euch an sie wenden, um —“

„Um was?“ fragte er.

„Um — nun, um die alte Bekanntschaft zu erneuern,“ entgegnete sie ruhig; „vielleicht könnte es euch nützlich sein.“

„Jungfer Mabelia, ich halt's euch zu Gute, daß Ihr mir dies sagt, weil Ihr die Gräfinnen von Egmont nicht kennt. Das aber glaubt mir, lieber beiße ich mir einen Finger ab, ehe ich mich in meinem jetzigen Zustande den Damen zeige! Ihr habt wohl vergessen, welchen Eindruck meine armselige Erscheinung auf Euch gemacht!“

Freilich hatte sie es vergessen. Nun Julian hinter ihr stand und sie seine zerrissene Uniform nicht mehr sah, Alles was er sagte aber den Mann von feiner Erziehung verrieth, dachte sie garnicht mehr daran, wie schrecklich es ihr vorhin gewesen, von ihm geführt zu werden, wie es sie geärgert, als er sich erdreistet, mit ihr zu sprechen. Seine geheimnißvolle Persönlichkeit war ein Gegenstand so lebhaften Interesses für sie geworden, daß sie auch nicht mehr darnach fragte, wofür Andere ihn ansehen möchten. Antony hatte sich zwar die Freiheit genommen, seine Bemerkungen über ihre angelegentliche Unterhaltung mit dem Lieutenant zu machen, doch schien ihr das ziemlich gleichgültig zu sein

und mit einem: „er erzählt mir, was Du mir doch nicht zu sagen wüßtest,“ fertigte sie ihn ab.

Endlich begann das Turnier und die Kämpfer in blinkendem Harnisch, mit Lanzen bewaffnet, auf reich gesattelten Pferden, deren Decken mit den Wappenschildern der Ritter geschmückt waren, erregten Mabelia's Aufmerksamkeit weit mehr, als das bekannte Ringstechen. Das nie gesehene Schauspiel nahm sie ganz hin, die Unterhaltung stockte von selbst — aber — ja! jetzt mußte sie Julian doch wieder nach etwas fragen, er konnte eben über Alles Auskunft geben und wußte sicher auch, wer die beiden Ritter waren, die den Kreis so friedlich durchritten, ehe sie den Kampf aufnahmen. So geschah es daß Mabelia sich abermals freundlich nach ihm umwandte — aber nicht wenig überrascht war, als sie ihn plötzlich in großer Hast sich durch die Umstehenden drängen und unter dem Gelächter des Volkes über das Gitter springen sah — dann entschwand er unter der Menge ihren Blicken. Ringsum hatte sein plötzliches Durchbrechen Schreck und Verwirrung angerichtet und laute Verwünschungen hörte man ihm nachrufen; aber Julian ließ sich nicht dadurch aufhalten, gab jedoch weder Droh- noch Scheltworte zurück. Den Hut tief in's Gesicht gedrückt, die Lippen zusammengepreßt, wußte er sich schweigend, aber gewaltsam den Weg durch das Volk zu bahnen.

Der Mann, der Julian so scharf beobachtet, war ihm unmittelbar gefolgt, sich immer dicht hinter ihm durchdrängend; das Gitter ließ er sich indessen mit ruhigem Ernst öffnen und ging dann, wie es einem ehrsamen Bürger geziemt, still seines Wegs. Niemand als er hatte vielleicht gesehen, wie Julian beim Hineinreiten der Ritter in den Kampfplatz wie von einem plötzlichen Weh erfaßt, die Hände auf die Brust gedrückt und tief geseufzt hatte, während eine

düstere Gluth aus seinen Augen leuchtete; Niemand als er hatte auch die unzusammenhängenden Worte verstanden, die Jener bei seinem raschen Aufbruch murmelte, denn alle übrigen Zuschauer wandten ihr alleiniges Interesse dem Turnier zu.

Möglicherweise war der Fremde dem Lieutenant aus obigen Gründen gefolgt, vielleicht hatte er jedoch nur den günstigen Umstand benutzt, das Gerüst zu verlassen. Wie dem auch sei, Mabelia war auf's Unangenehmste von dem plötzlichen, unhöflichen Verschwinden des Cavaliers berührt, der anfangs das Recht in ihrer Nähe bleiben zu dürfen, so beharrlich begehrt, dem sie sein wunderbares Benehmen verziehen, ihn sogar ihrer Unterhaltung gewürdigt hatte und der nun ohne Weiteres davon gelaufen war, als wären ihm Verfolger auf den Fersen. Gekränkt fühlte sie sich nicht eben, aber tief beschämt und von Selbstvorwürfen bei dem Gedanken gequält, daß sie, Mabelia Graswinckel, unter allen Bürgern als ein sittsames, verständiges Mädchen bekannt und beliebt, sich durch, sie wußte nicht welche Anziehungskraft, hatte verleiten lassen mit diesem wunderlichen Abentheurer anzuknüpfen, der am Ende noch gar etwas Aergeres war, als ein verlaufener Offizier! Die übereilte Flucht weckte ihr Mißtrauen und im Aerger über ihre eigene Unvorsichtigkeit war ihr alle Freude am Turnier vergangen. Am liebsten wäre sie gleich aufgebrochen, aber das könnte noch mehr Aufsehen machen — und wer weiß wie gedeutet werden.

Nein, jetzt mußte sie gerade bleiben! Antony wäre auch nicht leicht zu bewegen gewesen, ein Vergnügen, daß er so unbefangen genoß, im Stich zu lassen. Sie hoffte nur, er möchte Julians schnellen Abzug nicht bemerkt haben und vielleicht wäre dies möglich gewesen, hätte nicht sein Sprung über das Gitter Aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen; Antony sah es laut lachend mit an und unterließ nicht

Mabelia mit vergnügtem Gesicht zuzurufen: „So, den sind wir los!“

Mabelia antwortete nicht, sie sah still vor sich hin.

„Liebwerthe Cousine!“ begann Jener wieder, indem er sie anstieß, „siehst Du wohl, wie Dein herrlicher Junker das Hasenpanier ergreift, grad' als wäre er ein Taschendieb, dem die Vogtdiener auf den Hacken sitzen!“ und weil Mabelia durch fortgesetztes Schweigen zu erkennen gab, wie wenig ihr mit seinen Bemerkungen gedient war, fuhr er, sie quälend, fort: „vielleicht wird er auch nichts Besseres sein und wer weiß, ob er nicht sein hübsches Handwerk schon ausgeübt hat. Sieh doch mal in Deiner Bügeltasche nach, Mabelia, will auch mal nach Deinen Ohrbommeln schauen; wundern sollt's mich nicht, hätt' er sie unter den allerliebsten Gesprächen, womit er Dich arglos machte, wegstipitzt!“

„Schäm' Dich Antony!“ unterbrach sie ihn, während Mißmuth und Aerger ihr die Wangen dunkelroth färbten; „ist das edel und christlich Böses von Jemandem zu denken, blos weil er etwas sonderbar gekleidet ist?“

„Kann ich's helfen, daß er selbst Verdacht weckt? Wer davon läuft, ist schuldig, sagt ein altes Sprüchwort —“ entgegnete Antony lachend, ehe er aber noch den Satz geendigt, glitt die schöne Feder, die er auf seinem Hut trug, vom Rand desselben herab und fiel ihm in den Schooß.

„Was ist das!“ rief er, sich selbst in's Wort fallend, aus, den Hut abnehmend, um ihn zu besehen; dann zeigte er ihn Mabelia und fügte triumphirend hinzu; „was sagst du nun? sieh, wie mein böser Verdacht richtig war!“

Die Feder wurde nämlich von einer seidenen Schnur gehalten, deren Enden durch eine Diamantschleife an einander befestigt gewesen. Diese fehlte jetzt, wodurch Jene sich losgelöst.

„Die ist mir gestohlen und das hat er gethan!" rief Antony fast überlaut. Mabelia wurde todtenbleich und mußte ihre Riechdose gebrauchen, um sich aufrecht zu halten.

„Was sagst du nun? wer hat Recht, wer hat seinen Mann gekannt?" fuhr er selbstzufrieden fort, das bestürzte Mägdlein mit triumphirenden Blicken ansehend; sie aber schlug die Augen nieder und kämpfte vergeblich mit den Thränen, die Verdruß und Beschämung hervorriefen.

„Nun lobe aber einmal meine Umsicht, Mabelia," nahm Antony wieder das Wort, ohne auf ihren Kummer zu achten; „ich verliere nicht viel daran und der Dieb hat nicht viel daran, denn ich habe eine Schnalle mit falschen Steinen angesteckt. Ich wußte ja, wir würden mit gemeinem Volk in's Gedränge kommen und wollte deshalb meine echten Diamanten nicht Preis geben. Sieh, wie ich bedachtsam solche Möglichkeiten erwogen habe.

Mabelia war jedoch in diesem Augenblick sehr wenig geneigt, die guten Eigenschaften, auf die er sich berief, zu würdigen und er hätte noch viel mehr zu seinem eigenen Lobe sagen können, ohne daß es ihr eingefallen wäre, ihn zu unterbrechen; sie hatte zu viel mit sich selbst zu thun, ihre innere Bewegung zu verbergen und zu bekämpfen, um auf seine lächerliche Selbsterhebung und die jämmerliche Genugthuung über die Entdeckung der traurigen Verirrung eines Andern zu achten. Schweigend und von schmerzlichen Gedanken bestürmt, blickte sie vor sich hin, unfähig dem Turnier, das inzwischen seinen Fortgang nahm, noch die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Endlich ermannte sie sich soweit, um wenigstens den Schein eines Interesses daran anzunehmen, aber ihr Blick war kalt und starr und sie sah eigentlich nichts. Die hin- und herjagenden Reiter schwirrten an ihren Augen vorüber, ohne daß sie

etwas von den Spielen und Kämpfen begriff, die schmetternde Militairmusik reizte ihre Nerven, ohne sie aus dem qualvollen Gedankenkreis, in dem sie sich bewegte, herauszubringen. Sie faßte selbst nicht, weshalb es sie so gewaltig ergriff, daß der Fremde sich eines niedrigen Verbrechens schuldig gemacht; vermuthete sie auch, daß seine Vergangenheit dunkel sei, einer gemeinen That hatte sie ihn nicht für fähig gehalten; — in Antony's gehässigen Beschuldigungen einzustimmen, war ihr nicht möglich.

Doch war der Schein so sehr gegen Julian, daß sie ihm ebensowenig zu widersprechen wagte. Sie konnte nicht mehr nach der Tribüne sehen, wo alle die fürstlichen Persönlichkeiten sich in höchstem Glanze zeigten, ohne Unwillen, ja Zorn zu empfinden. Hatte nicht Julian von ihnen gesprochen, als sei er mit ihren Verhältnissen völlig vertraut, als sei er selbst Einer der Ihren, während sie ihn jetzt für einen Gauner halten mußte, der wohl die Nähe wohlhabender Leute gesucht, um sein Gewerbe besser treiben zu können. Ein Edelmann, meinte sie in ihrer Einfalt, würde so tief doch niemals sinken, also war er ein Betrüger, ein Landstreicher, der sich wohl gar über ihre Leichtgläubigkeit lustig machte und dieser Gedanke jagte Mabelia das Blut in die Wangen.

Daß aber der Unwille nicht die Empfindungen tiefen Mitleids in ihrem echt weiblichen Herzen zu ersticken vermochte, zeigte sich bei einem Wortwechsel, der zwischen ihr und Antony stattfand, als er sie endlich weit über die gewöhnliche Mittagszeit hinaus nach Hause begleitete.

Die Spiele waren noch nicht beendigt, aber die Neugierde mancher Zuschauer, die sich nach und nach entfernten, schien befriedigt und Antony, der, wie er sich ausdrückte „genug davon hatte,“ schlug Mabelia vor, dem Beispiel zu folgen. Begreiflich zeigte sie sich freudig dazu bereit, ging aber

schweigend und verstimmt neben ihm, bis er endlich auf die Sache, von der sie Beide erfüllt waren, zurükommend, sagte:

„So, meine Liebe, wenn ich Dich nun sicher zu Ohm Graswinckel nach Haus gebracht habe, geh' ich gleich zum Unterschultheißen."

„Was hast Du denn so eilig bei dem zu thun?" fragte sie in anscheinend gleichgültigem Ton.

„Kannst Du Dir das nicht denken? Ich will hören, wie ich am schnellsten und sichersten zu meinem Recht komme, jenem Strolch gegenüber."

„Du willst — Du willst Junker Julian verklagen?" versetzte sie mit bebender Stimme.

„Ein schöner Junker! Denkst Du wirklich, ich ließe mich so ohne Weiteres von ihm plündern und noch dazu auslachen?"

„Um einen falschen Diamanten Jemanden verklagen? schämst Du Dich nicht?" entgegnete Mabelia etwas kühler.

„Er konnte ja nicht wissen, daß die Steine falsch waren und die That bleibt überdies dieselbe."

„Das muß ich zugeben; aber für Dich ist's doch nicht dasselbe und möchtest Du um so geringen Verlust Deinen Nebenmenschen in Kummer und Leid bringen?"

„Mein Nebenmensch!" danke für den Vergleich! Doch davon abgesehen, denke ich, wer einen Schurken der Justiz überliefert, thut seine Pflicht."

„Bist Du denn so gewiß, daß er wirklich ein Dieb von Profession ist? kann es nicht sein, daß er, von Noth getrieben, in einem schwachen Augenblick der Versuchung erlag?"

„So muß er bestraft werden, um künftig solchen Versuchungen besser zu widerstehen."

„Mußt Du ihm denn grade diese harte Lexion geben? lehrt nicht das Evangelium, daß man sich hüten soll, seinen

Schuldner gleich vor den Richter zu stellen, daß man barmherzig sein soll gegen seinen Mitsünder?"

„Mitsünder? Immer besser! Hältst Du mich vielleicht auch für einen Dieb? Frag' die ganze Stadt Delft, in der ich geboren und aufgewachsen bin und wenn ein Delfter den kleinsten Fleck auf meinen ehrlichen Namen werfen kann und wäre er mein Todtfeind, so sollst Du das Recht haben, aber auch dann erst, mich mit diesem Lump in eine Linie zu stellen."

„Dir würde es auch schön anstehen, nicht redlich zu sein in Handel und Wandel, Antony! Als Sohn wohlhabender Bürgersleute und unter der Obhut sorgsamer Eltern erzogen, hat es Dir, bei reiferen Jahren freigestanden, allen Freuden und Lustbarkeiten nachzugehen. Wahrlich, mit so wohlfeiler Tugend zu prahlen, ist keine Ehre! Uebrigens führt ja Ueberfluß reiche Leute auch in manche Versuchungen und hast denn Du diesen immer wiederstanden?"

„Bewahre, Mabelia! vom Beichten sind wir frei, seit wir den Papst und die Inquisition los sind."

„Kein Christ ist von dem Schuldbekenntniß frei vor dem eigenen Gewissen, Antony, und an dieses verweise ich Dich," sprach das Mädchen mit hohem Ernst und setzte dann leiser hinzu: „Du willst neben dem Namen eines guten Bürgers doch auch den Namen eines guten Christen haben?"

„Mein Himmel ja! und den meine ich zu haben. Ich bin durch den ehrwürdigen Arnoldus Cornelli zur wahren Religion gekommen, wie Du Dein Bekenntniß bei Wernerus Helmichius abgelegt hast; ich glaube also nicht, daß zwischen uns Beiden ein Unterschied im Wissen besteht."

„Vom Wissen ist garnicht die Rede, sondern vom Thun —"

„Ei, du weises Jüngferchen, bist Du denn darin so treu?"

„Viel weniger als ich sollte, ob's mir gleich von Herzen leid ist; aber eben das treibt mich auch zu schonendem Mitgefühl für meine Nächsten, die sich vergangen."

„Du zweifelst also so wenig als ich, an seiner Schuld?"

„Ich bin im Gegentheil durchaus nicht davon überzeugt" versicherte Mabelia, „daß erstlich dieser Julian, dem Sprache und Manieren eines wohlgeborenen Mannes eigen sind, wirklich ein Bösewicht sein sollte, und ferner, falls er es wäre, liegt darin noch kein Beweis, daß gerade er Dir den Schmuck genommen. Kann dir die Schnalle nicht etwa im Gedränge abgefallen sein?"

„Das wäre möglich, wenn die Feder auch zugleich verloren gewesen wäre; aber die fiel plötzlich langsam herab, nachdem der armselige Junker sich durch den Sprung über das Gitter davon gemacht hatte. Ist denn das nicht klar? —

„Ja, ja, der Schein ist gegen ihn, das läßt sich nicht leugnen," unterbrach Mabelia ihn etwas kleinlaut, „aber dennoch," fügte sie rasch und lebhaft hinzu, „kann er unschuldig sein."

„Sei nur ruhig, Bartels wird seine Schuld oder Unschuld bald an den Tag bringen — und — ist er schuldig, so soll er am Schandpfahl stehen, so wahr ich Antony Hagenhocck heiße!"

„Antony, hör!" sprach Mabelia vor Schreck über seine entsetzliche Absicht erbleichend, denn es war kein Geheimniß, daß sich die Justiz der grauenhaftesten Mittel bediente, um hinter die Wahrheit zu kommen und daß selbst Unschuldige dadurch zum Geständniß — nicht begangener Thaten getrieben waren! war auch kein Geheimniß, daß der Unterschultheiß und seine Diener leicht auf bloßes Vermuthen hin zu harter und willkührlicher Behandlung eines Feindes zu bewegen

waren und daß also eine Drohung wie Jene, aus dem Munde eines jungen Mannes, der eine volle Börse und angesehene Verwandte hatte, keinesweges eitel Großsprechen, sondern dem beklagenswerthen Fremdling gefährlich genug war, er mochte nun schuldig sein oder nicht.

„Hör Antony!“ wiederholte sie mit Entschlossenheit und — seinen Arm loslassend, „wenn Du diese Absicht ausführst, wenn Du den unglücklichen jungen Mann um solcher Kleinigkeit willen in so harte Bedrängniß bringst, dann sei gewiß, ich werde, so wahr ich Mabelia Graswinckel heiße, nimmer meine Hand einem Manne geben, der so herzlos ist und es, trotz meiner Bitte, bleibt.“

„Du liebe Zeit, Mabelia, wie hoch Du das aufnimmst!“ sagte Antony, über ihre große Gemüthsbewegung und den ernsten bestimmten Ton bestürzt, mit dem sie die Drohung aussprach: „der Junker scheint Dir ja sehr am Herzen zu liegen!“

„Mir liegt zunächst am Herzen, daß kein Unrecht geschieht, gegen wen es auch sei.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich etwas Anderes will, als nur mein Recht?“

„Bestehst Du drauf, Antony, ich sage Dir vorher, Du wirst Dich und mich in's Gerede bringen und dem Spott der ganzen Stadt Preis geben!“

„Nun verstehe ich Dich erst recht nicht.“

„Bedenkst Du nicht, daß der arme Mensch, wenn er Zeugen für seine Unschuld beibringen soll, sich allein auf mich berufen kann, mit der er vor Aller Augen sich in der artigsten Weise unterhalten?“

„Daß ist Deine eigne Schuld, Du hättest nicht nöthig gehabt, Dich mit ihm in Gespräche einzulassen.“

„Es ist nun aber einmal geschehen und hab' ich Unrecht damit gethan, so bin ich jetzt genug dafür bestraft. Ist es aber nett von Dir, meinem Vetter, der Du sagst daß Du mich lieb hast, mich um dieser Sache willen in solche Un-annehmlichkeiten zu bringen? werde ich nicht vielleicht als Zeugin vor Gericht geladen?"

„Das hat etwas für sich; aber doch, Mabelia, sei un-besorgt — und steh' nicht so weit von mir ab, die Leute könnten sonst noch meinen, wir hätten uns erzürnt — sieh, ich weiß es zu machen, daß Du ganz außen vor bleibst; der Schurke kann bestraft werden, daß weder Hund noch Hahn darnach kräht —; Schultheiß und Schöffen sind leicht zu gewinnen, ein kleiner Mangel in der Form des Rechts ist leicht zu übersehen!"

„Antony! Antony! mit solchen ungerechten Richtern willst Du gemeinsame Sache machen! Du, der Du Dich eben Deiner Ehrlichkeit rühmtest? Ist Bestechung und Falsch-heit der Richter ein geringeres Verbrechen, als Diebstahl? und Du willst es begehen, nur um wegen einer gering-fügigen Sache Deinen Groll an einem armen Menschen aus-zulassen, der sich, vielleicht in einem schwachen Augenblick, vergangen?"

„Du würdest ein ausgezeichneter Advokat sein, Mabelia," entgegnete er lachend, denn Du verstehst es die Schuld auf den Kläger zu werfen. Sei's denn; ich bin nicht abgeneigt Dir zu Willen zu sein, wenigstens verspreche ich Dir vor heute Abend nichts in der Sache zu thun. Aber dann rechne ich auch darauf, daß Du ebenfalls hältst, was Du mir versprochen."

„Was habe ich Dir versprochen, Antony?"

„Du hast gesagt, Du würdest Deine Hand nie einem Manne geben, der so hart wäre einen Dieb zu verklagen,

der ihm etwas Kostbares gestohlen. Nun wohl; wenn ich denn davon abstehe und alle meine Herzensgüte Dir zeige, dann folgt, wie mir scheint, von selbst daraus, daß Du mir Deine Hand schenkst.“

„Ganz und garnicht, Antony! das ist eine ganz andere Sache. In dem Punkt bleibt es bei der zugestandenen Bedenkzeit.“

„Willst Du mir jetzt Deine Hand nicht geben, wirst Du's nach drei Wochen auch nicht wollen.“

„Du bist mir gar zu dringend und hastig, Antony —“

„Und meist klagst Du, daß ich zu träge bin — kann's Dir auch nimmer recht machen!“

Das war allerdings so, und ein verständiger Mann würde sich dabei nie einem jungen Mädchen so aufgedrängt haben, wie Antony es that. Aber er hatte so wenig Zartsinn, so wenig feines Gefühl, daß er die entschiedene Abneigung eines Herzens, welches er zu besitzen wünschte, nicht einmal erkannte. Ein schwaches Lächeln flog über Mabelia's Gesichtszüge als sie entgegnete:

„Hör Antony, jetzt will ich Dir sagen, wie Du es mir recht machen kannst. Thu' vorläufig nichts in der Sache — auf den Abend kommst Du doch zu uns, da sprechen wir weiter darüber; jetzt bin ich übermüde und mich verlangt nach Ruhe.“

„Gut denn! ich will Dir Deinen Willen thun, aber nun gieb mir wenigstens ein Abschiedsküßchen!“

Ein Abschiedskuß vor der Haustreppe war in damaliger Zeit etwas, das ein Mädchen selbst einem Fremden, der ihr das Geleit gegeben, nicht weigern konnte; und Antony war ihr Vetter und Bewerber mit Zustimmung der ganzen Familie. Mabelia mußte es also gestatten und that's, um ihn eher los zu werden. Nicht schüchtern, nicht erröthend,

eisig kalt wandte sie ihr Köpfchen ihm zu; der Kuß wurde genommen, nicht gegeben, er wurde geduldet, um das rechte Wort zu gebrauchen. Und doch begriff Antony Hagenhoeck noch nicht, daß er hier kein Herz zu gewinnen vermochte!

Und eben weil er es nicht begriff, nahm er mit Begierde, was ihm statt dessen zugesagt wurde: das äußere Band. Am folgenden Tage wurde Freunden und Verwandten als ein erfreuliches Ereigniß angezeigt, daß Mabelia Graswinckel, Antony Hagenhoeck das „Jawort" gegeben und die Hochzeit auf kurz nach Ostern angesetzt sei. Und auch ferner Stehende hielten dafür, Mabelia mache in der Verbindung mit diesem braven, gescheidten jungen Mann, der Besitzer einer Tuchweberei war, ein seltenes Glück.

II.

Hätte Mabelia gewußt, was sich mit Antony begeben, ehe es ihm gelang die Tribüne zu erreichen, so wäre ihr über Julian's vermeintliches Verbrechen viel Kummer erspart; denn daß Jemand, der mitten im Volksgedränge beim Bücken nach seinen Handschuhen den Hut verlor und ihn aus den Händen roher Soldaten erst zurück erhielt, nachdem er seine Börse geöffnet und ein Trinkgeld gegeben, dabei gar leicht einen Schmuck an demselben verlieren konnte, ohne dies in der Eile zu bemerken, war einleuchtend. Aber gerade das hatte Antony ihr verschwiegen, theils weil er fürchtete ausgelacht zu werden, theils weil er Junker Julian, der ihm Aerger verursacht, lieber einfach für den Thäter

hielt, anstatt den Umständen nachzuspüren, die zu Zweifeln an seiner Unschuld hätten führen können. Und weil er überdies in seinem Verhältniß zu Mabelia augenscheinlich Nutzen aus der Sache ziehen konnte, hatte er einen Grund mehr im Schweigen über die einzelnen Umstände zu verharren.

„Mädchengrillen sind's!" sprach er Abends auf dem Wege zu ihr, zu sich selbst; „was geht es sie denn an, ob der verlaufene Junker am Schandpfahl steht, oder nicht. Nun es aber einmal so ist, will ich auch dabei profitiren und den spröden Mund zum „Jawort" zwingen."

Und so gelang es ihm, für den falschen Diamant eine echte Perle einzutauschen. In der Freude seinen Wunsch endlich erreicht zu sehen, dachte er nicht daran auf welch unsicherem Grunde sein Glück ruhte, fragte auch nicht weiter, was Mabelia bewogen ihm ihre Hand zu geben. Das Glück des Augenblicks nahm ihn ganz hin und tiefer ging der oberflächliche junge Mann nicht. Aber es waren nicht „Mädchengrillen," es war ein „Opfer" das Mabelia brachte und wir werden später mehr davon erfahren; hätte sie indessen gewußt, daß Julian nur so eilig fortgelaufen war, um Jemanden aufzusuchen, den er am besten in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes ausforschen und, während die Ritter denselben verließen, am sichersten treffen konnte: sie würde sich vermuthlich nicht so beeilt haben, jenes Opfer zu bringen. Und hätte sie ihn, als er dort Posto gefaßt, beobachten können, so würde sie bald die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß nur heftige Gemüthsbewegung, nicht aber Furcht vor Verfolgung die Triebfeder seines seltsamen Benehmens gewesen.

Indem wir Mabelia und Antony folgten, haben wir uns von den Festspielen abgewandt, kehren aber noch einmal zu ihnen zurück und werfen zunächst einen Blick auf Julian

wie er dasteht, regungs- fast athemlos, das stiere Auge auf die Kämpfenden gerichtet, die, weil es nur ein Spiel zur Belustigung war, stumpfe Lanzen führten und das Visier ihrer Helme geöffnet hatten. Sichtlich war es nicht der Kampf selbst, der ihm so großes Interesse einflößte, sondern einer der Kämpfenden, dessen Gestalt und Gesichtszüge er zu erkennen geglaubt.

„Er muß es sein, er ist es!“ murmelte er zwischen den Zähnen, und „doch nein, er ist es nicht, er kann es nicht sein!“ Seine Wangen erglühten und erbleichten abwechselnd unter den Muthmaßungen, von denen er hin- und hergeworfen wurde, und — koste es, was es wolle, Gewißheit mußte er haben. Und als es geschah, daß eben der Ritter, der seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, den Sieg gewonnen und unter dem Schmettern der Posaunen und dem Jubel des Volkes, den Kampfplatz verließ, stellte er sich, trotz der abwehrenden Bürgerwache, mit festem, ja verzweifeltem Entschluß grade vor die Oeffnung des Gitters, so daß der Ritter sein Pferd einen Augenblick zurückhalten mußte, um den Vermessenen nicht überzureiten. Dieser aber legte seine Hand auf die Satteldecke und sprach, nach dem eingestickten Wappen desselben zeigend mit scharfer, schriller Stimme: „Herr Ritter, Ihr führt ein Wappen, das Euch nicht zukommt!“

Es sei dahin gestellt, ob der Ritter ihn verstand oder nicht, aber laut drohend rief er ihm zu:

„Fort da, Schurke, oder ich jage mein Pferd über Dich hin!“

„Jetzt habe ich Gewißheit!“ rief Julian aus und wandte sich ab, doch nicht ohne einen Blick mit Jenem gewechselt zu haben, aus dem tödtlicher Haß glühte.

Julian wollte sich rasch entfernen, aber die Bürgerwehr umringte ihn und forderte für sein unerlaubtes Zudringen zum Kampfplatz die gesetzlichen Brüche, von drei Carolus-Gulden, während er, von ganz anderen Gedanken erfüllt, sich aus ihren Händen loszureißen suchte.

„Laßt mich los! ich habe kein Geld bei mir, keinen Pfennig!" herrschte er ihnen zu; „laßt mich los, oder ich ziehe meinen Degen!"

„Das möchte Euch theuer zu stehen kommen! überdies gehört Euer Degen uns, denn Euer Wamms, auf das wir Anspruch haben, könnt Ihr nicht zahlen, ist keine drei Gulden werth."

„Meinen Degen sollt ich abgeben? ich bin doch Euer Gefangener nicht —"

„Ihr seid brüchfällig; wollt Ihr nicht zahlen, so kommt Ihr in Haft; doch wollen wir den Degen als Pfand nehmen, bis Ihr Geld habt ihn einzulösen."

„Lauft nach dem Mond mit Eurem Geplapper von Brüche und Haft! — meinen Degen geb' ich nicht und durch will ich —"

„Ein Bösewicht! ein Auffätziger! Halloh! Polizei hierher!" hörte man rufen, als der kecke junge Mann im Begriff war, sich loszureißen.

„In's Stadtgefängniß mit ihm!" gebot der Fähndrich.

Gegen so viel Uebermacht gab Julian den Kampf auf.

„Bringt mich, wohin Ihr wollt," sprach er völlig entmuthigt, „ist mir Alles gleich, aber, um Gotteswillen laßt mir meinen Degen, meinen einzigen Schatz!"

„Darüber hat der Unterschultheiß zu entscheiden," antwortete ein Bürgeroffizier.

Der arme Lieutenant aber verfiel nach der heftigen und leidenschaftlichen Anspannung seines Gemüthes plötzlich in

völlige Gleichgültigkeit und ließ Alles mit sich geschehen. Als er sich den Gerichtsdienern überliefert sah, ließ er die Hand, die vorhin den Degen so fest gehalten, die sich so drohend erhoben hatte, schlaff herabhängen; da fühlte er plötzlich, daß sie sanft gedrückt wurde und daß etwas hineinglitt. Neugierig, was das sein möchte, öffnete er sie und war freudig überrascht, sich im Besitz von vier Carolus-Gulden zu sehen. Unwillkührlich schaute er nach dem Spender der Gabe sich um, sah aber nirgends ein bekanntes Gesicht, nirgends unter der Menge eine Persönlichkeit, deren Aussehen auf Geldmittel hätte schließen lassen. Ueberzeugt indessen, der Geber werde sich schon kund thun, zögerte Julian, dessen Zartheit in Geldangelegenheiten nicht eben groß war, keinen Augenblick sich die Gabe zu Nutz zu machen.

„Ich bin also frei, sobald ich die Brüche bezahle?“ wandte er sich fragend an einen der Gerichtsdiener.

„Hm! Hm! anfangs wohl; nun wir aber die Mühe gehabt Euch festzuhalten —“

„Und wenn ich diese Mühe mit einem Gulden extra zahl?“

„So wollen wir Eure Widersetzlichkeit durch die Finger sehen!“

„So nehmt denn!“ und mit der stolzen Freigiebigkeit eines großen Herrn, reichte er dem Büttel das Geld und wandte sich langsam ab, unentschlossen, ob er sich abermals in's Gedränge wagen oder forteilen solle. Noch einmal blickte er nach dem Balkon hinauf, wo die vornehmen Hochzeitsgäste saßen und gewahrte den Sieger dort, stolz auf seinen Triumph, vielleicht über den unverschämten Soldaten spottend, der ihm bei seinem Auszug aus dem Kampfplatz entgegen getreten war. Er knirschte mit den Zähnen und hob die geballte Faust drohend nach der Tribüne auf;

die oben Sitzenden sahen diese Zeichen machtloser Wuth nicht, ein Anderer aber hatte sie bemerkt. Abermals fühlte Julian seine Hand erfaßt. Derselbe ehrsame Bürger war es, den wir vorhin schon neben ihm stehen und alle seine Mienen und Bewegungen beobachten sahen und der dem Lieutenant gefolgt war ohne ihn nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

Julian, durchaus nicht in der Laune sich mit irgend Jemanden einzulassen, fragte den Fremden in barschem Ton, was er von ihm wolle?

„Euch warnen will ich; man muß seine Affecte nicht so offenkundig machen, sonderlich nicht, wenn sie gegen die Herren da oben gerichtet sind, Ihr könntet Euch Unannehmlichkeiten dadurch zuziehen.“

„Was geht's Euch an, ob ich in Ungelegenheiten komme oder nicht?“

„Das will ich Euch sagen; kommt aber erst mit mir und von hier fort, denn ich habe keinen fünften Carolus-Gulden, Euch abermals aus den Händen der Büttel zu befreien.“

„Ihr also wart der Freund in der Noth?“ fragte Julian in ganz verändertem Ton.

„Der war ich, und ich hoffe noch mehr und Besseres für Euch zu thun,“ entgegnete Jener, Julian am Arme aus dem Gedränge führend; und dieser ließ sich fortleiten, vielleicht zufrieden, daß ein Anderer den Weg für ihn wählte.

Augenblicklich folgen wir ihnen nicht, sondern sehen uns nach Julian's Soldaten um, durch deren Treiben und Reden wir vielleicht etwas über seinen Zustand und Character erfahren. Das rohe Volk hatte sich auf seine Weise unterhalten und zunächst der Freude über das von Antony erbeutete Geld Luft gemacht.

„Alle Teufel!“ sagte Einer von ihnen, „was für ein Tropf! wir sind dumm gewesen, daß wir ihm nicht mehr abnahmen.“

„Durchaus nicht!“ entgegnete ein Anderer laut lachend, „man mußte eben die Gans rupfen ohne daß sie schrie. Vielleicht wäre er nicht willig gewesen mehr zu geben, hätte nach Hülfe gerufen, es wäre ein Aufruhr entstanden und wer weiß, ob man nicht bemerkt hätte, daß seinem Hut etwas fehlte.“

„Was fehlte? ist die Feder herabgefallen?“

„Was Besseres, als eine Feder!“ versetzte Ersterer schmunzelnd; „während Ihr ihn aufhieltet, hab' ich ganz behende die Schnalle losgemacht und die Feder so ein bischen mit der Schnur festgedreht; eine halbe Stunde hat's schon gehalten. Die Schnalle muß werthvoll sein, die Edelsteine glänzten ordentlich und — jetzt, jetzt glänzen sie in meiner Tasche!“ fügte er, sich auf die Seite klopfend, hinzu.

„So, so!“ sagte einer der Kameraden in einem Ton, aus dem mehr Neid als Tadel klang.

„Selbstverständiich kommt es Allen zu Gute,“ entgegnete Jener beruhigend.

„Ja, Peter Fingerflink, wir wissen schon, wie Du's meinst.“

„Und glaubt mir, wir haben mehr davon, als an der ganzen Börse mit Kleingeld.“

„Wollen sehen! der lange Michel hat die schönen Handschuhe erst unterm Fuß, dann im Aermel versteckt!“

„Alles gut, wenn nur der Lieutenant nicht dahinter kommt. Der Junker hat allerlei krankhafte Grillen, besonders wenn er, in einer Zeit wie jetzt, wieder an seinen verlaufenen Adel erinnert wird.“

„Ein schöner Junker! was haben wir eigentlich an ihm?" rief einer verdrießlich aus.

„Ja, was haben wir an ihm?" fiel Peter ein; „ißt er nicht eigentlich das Gnadenbrod bei uns? ob er das wohl jemals bedenkt?"

„Und thut er's, so nimmt er's doch, als käme es ihm zu. Wir sind seine Vasallen, die ihm den Zehnten schulden."

„Schweigt, Leute!" rief Michel, „so lange er noch einen Pfennig in der Börse hatte, hat er mit uns getheilt. Wir sind nun einmal in der Lage Gutes und Böses mit einander zu tragen und dürfen's ihm nicht zuschreiben, währt Letzteres länger als Ersteres."

„Wahrlich nicht! Ueberdies ist das Glücksrad rund, wer heut' unten liegt, kann morgen oben auf sein! Was sagst denn Du dazu, Weiblein?" und der lange Michel strich einer dicken Bürgersfrau, die neben ihm stand, ohne Umstände über die vollen rothen Backen.

„Weg da!" rief die Frau ausweichend; „ich sag', was treibt Ihr hier müßig umher? Achtzig Brauereien sind hier in Delft, weshalb vermiethet Ihr Euch nicht lieber als Braufnechte?"

„Weshalb, weshalb? — weshalb tragt Ihr nicht so'nen Kragen wie die vornehmen Jungfern drüben?"

„Ei, so'n Ding wollt ich nicht um den Hals haben! der Kopf liegt drauf wie im biblischen Bilderbuch Johannes des Täufers Haupt auf der Schüssel! Noch dazu ist's 'ne verschwenderische, 'ne sündige Tracht; 'ne ganze Haushaltung könnte mit Brod versorgt werden von dem Mehl, das zum Steifen von so viel Ellen Goldspitzen verwandt wird, von den Krausen und Manschetten nicht einmal zu sprechen. Und das in diesen schmalen Zeiten, wo das Korn alle Tage steigt und die kleinen Leute schon Brod von gemahlenen

Pferdebohnen essen! der Magistrat müßte eine Abgabe darauf setzen und davon die Armen speisen."

„Ja, ja! die Reichen und Großen verstehn's! Seht mir doch die Braut an! bis auf die Schuhe herab voll Juwelen und ich weiß, daß gar ihre Strümpfe mit Gold durchwirkt sind," sagte eine lange, magere Frau, aus deren groben Wollkleidern sich ein widerlicher Geruch verbreitete und die wegen ihres sonnenverbrannten Gesicht's in der ganzen Nachbarschaft „gelb Fiken" genannt wurde.

Und gelb Fiken, die immer schwatzen wollte, wandte sich jetzt an den langen Michel: „Habt Ihr's auch gehört: es heißt die Braut hat alle die Juwelen als Geschenk von den Staaten gekriegt?"

„So arg wird's wohl nicht sein," entgegnete Jener höhnisch lachend.

„Ja, lacht nur! ich hab's von Leuten, die's wissen können."

„Sind die General-Staaten so bereit zum Geben, da sollten sie lieber die armen Soldaten besser löhnen," sagte Peter voll Bitterkeit. „Wenn aber der Soldat sich aus Hunger und Verzweiflung auffetzt, wird kurzer Proceß mit ihm gemacht. Hängt ihn! heißt's da, und entgeht er dem Strang aus Gnade, da mag er selbst sehen, wie er das Leben fristet."

„Nun, nun, Peter Fingerflink, halt' die Mäusenester nicht fest in Deinem Kopf, mit Murren bessern wir's nicht!" rief der lange Michel, der ein Optimist zu sein schien, ihm zu: „das Soldatenloos ist einmal 'n traurig Loos, aber wer's erwählt, verläuft zu Haus auch nicht viel."

„Und wer dabei bleibt, ist 'n Narr!" warf gelb Fiken dazwischen; „ich sag' allen jungen Mannspersonen, die in meine Tabaksbude kommen: geht zur See, da giebt's Beute, nehmt Dienst bei der neuen Compagnie! Hernach kann man

doch auch mitsprechen von fremden Ländern und von Menschen mit Drachenköpfen, die den Mund vorn auf der Brust haben.“

„Nun, das zu sehen hab' ich keine Lust,“ lachte Michel, „denn seh' ich mir lieber die schmucke Braut an, was sagst Du von ihr Peter?“

„Die Braut — ei, die mag ich schon; aber den Bräutigam — magst Du den?“

„Alle Teufel, nein! Pfui über ihn! ich kenn' ihn, ich hab' ihn mal im Kriegsrath sitzen sehen — und wäre nicht mein Gewissen so weiß gewesen, wie 'ne Schwanenbrust, ich wäre dem Strang nicht entgangen. Nein, der ist hart! Aber Hohenlohe, das ist ein anderer Herr.“

„Gewiß, der wird nicht darnach fragen, wenn ein armer Soldat mal ein paar Hühner auf einem Bauernhofe gegriffen, oder mal zu tief in die Bierkanne geguckt hat. Er liebt selbst einen deutschen Trunk.“

„Und wie steht's mit Prinz Moritz? ist der mild und sanftmüthig gegen seine Soldaten?“ fragte plötzlich ein Fremder, dem Manne nicht unähnlich, der Julian so beharrlich in's Auge gefaßt und sich jetzt unter die Soldaten drängte.

„Hm! verwöhnen wird er sie nicht. Ich vergesse eine schlimme halbe Stunde nimmer, die ich auf seinen Befehl ausgestanden, unter dem Vorwand, ich hätte gegen die Kriegszucht gesündigt,“ antwortete Peter.

„Und möchtet Ihr Euch nicht, falls sich die Gelegenheit dazu bietet, an ihm rächen?“ fuhr der Fremde halblaut, mit zischelnder Stimme fort, die stark den flämischen Dialect verrieth.

„Auf solche alberne Frage antwort' ich nicht,“ entgegnete Peter halb erzürnt, halb schüchtern und wandte dem

Mann den Rücken, während er Michel am Arm zupfte und ihm zuflüsterte: „Hier ist's nicht geheuer, der Kerl ist ein Spion des Unterschultheißen, laß uns vorsichtig sein!"

„Merk's schon," sagte gelb Fiken, die inzwischen mit dem Fremden einen Blick gewechselt hatte, nach welchem Letzterer sich zum Weggehen zu entschließen schien; „merk's schon, mit den Capitainen und Obersten ist's all' nasser Kram. Laßt sie laufen und geht zur See, da könnt Ihr Euer Glück machen. Mein Mann will auch wieder mit und ich räume meinen Schrank jetzt schon aus, um all' das Gold und Silber zu bergen, das er mitbringt."

„Ja, prahl nur, wir kennen das! Seereisen locken mich nicht, da giebt's auch harte Strafen," versetzte Michel ziemlich bestimmt.

„Einbildung, Vorurtheil, weiter nichts!" versicherte Fiken, „aber kommt in meine Bude, es sitzen immer Schiffer und Schiffscapitaine da, die um ausländisch Goldgeld spielen, wie wir mit Pfennigen und vom Norden und vom Süden zu erzählen wissen, denkt daran: Fiken Martens in der Stoofgasse, der einzige Tabaksladen und vor den Fensterscheiben hängen Pfeifen."

Damit ging gelb Fiken und die Soldaten sahen ihr lachend nach. „Hat das Weib eine Zunge!" sagte Michel; „hütet Euch vor der," fügte er warnend hinzu; „der Tabakskrug wird ein Werbehaus sein für Matrosen und unter dem Rauchen und Trinken ist man leicht gefangen."

„Kommt nun," schlug Peter vor, „wir wollen rathschlagen, was mit der Beute von vorhin zu machen ist, wohin gehen wir?"

„Nicht in den Tabakskrug, in die Schenke an der Ecke," entschied Michel; „ich hab' auch genug von den schönen Herren und Damen, meine Kehle ist trocken und meine Füße

sind erstarrt vom langen Stehen auf einem Fleck, kommt, wir wollen gehen."

„Ja — aber der Lieutenant?"

„Denkt Ihr, der sei nicht da? Kommt nur Alle mit, vielleicht treffen wir ihn auch unterwegs und wenn nicht, so überraschen wir ihn mit einer guten Mahlzeit, mehr kann er nicht verlangen!"

Als das Turnier beendigt war, hielt das Brautpaar es nicht für nöthig bei den weiteren Volksbelustigungen zugegen zu sein; es hatte sich lange genug allen Neugierigen gezeigt, und nahm jetzt unter feierlichen Verbeugungen und freundlichen Grüßen Abschied von Magistrat und Zuschauern. Die fremden Herren und Edelfrauen folgten ihnen unmittelbar, Prinz Moritz aber und sein Bruder blieben noch, dem Ringstechen, Mastklimmen u. s. w. zuzusehen und der größte Theil der niederländischen Offiziere und Edelleute blieb bei dem Statthalter, sei es, weil sie es für Pflicht hielten, sei es, daß sie ihn dadurch ehren, oder sich selbst an den Volksspielen ergötzen wollten. Einer von ihnen jedoch, derjenige, der den Kampfplatz als Sieger verlassen und gegen den Lieutenant Julian etwas zu haben schien, gab deutlich zu erkennen, daß er ungern und nur aus Rücksicht blieb, denn als das Brautpaar sich mit Grafin Francaise entfernte, sah er mit neidischem Blick auf die Offiziere, die ihnen folgen durften und unterließ nicht den Versuch, auch den Statthalter zum Aufbruch zu bewegen.

„Ew. Durchlaucht verwöhnen das Volk," sprach er mit einer Mischung von Schmeichelei und Bitterkeit, „ihm so lange das Vorrecht Ihrer Gegenwart zu gönnen und so viel Interesse am Pöbel zu erkennen zu geben."

„Baron," gab Moritz mit Stirnrunzeln zur Antwort, „geht, und folgt den Damen, beliebt's Euch; ich aber fühle mich unter den guten Delfter Bürgern zu Haus und freue mich ihrer Fröhlichkeit. Das aber laßt Euch gesagt sein, wenn Ihr hier im Lande bleiben wollt und es Euch nicht übel gehen soll: was man bei Euch Pöbel nennt heißt man bei uns die Gemeinde und will nicht wie Gesindel angesehen und behandelt werden!"

Der Baron verneigte sich und biß auf seinen Schnurrbart, als unterdrücke er eine unbesonnene Antwort. Doch schien er nicht Hofmann genug zu sein, um seinen Aerger bekämpfen zu können und das Mißlingen seiner Absicht mit anscheinendem Gleichmuth zu tragen. Er wandte dem Schauspiel den Rücken zu und gab bei dem Lachen und Beifallklatschen der Menge wiederholt Zeichen der Geringschätzung.

Endlich wollte auch Prinz Moritz nicht länger bleiben und nachdem er sich über die Tribüne geneigt, das ganze Volk zum Abschied zu grüßen, nahm er Heinrich Friedrich an die Hand und entfernte sich unter dem Jubelruf Tausender.

Einer aber unter der Menge hatte wohl die Mütze mitgeschwenkt, sein Herz aber hatte in die Heilswünsche des Volkes nicht mit eingestimmt. Es war derselbe Mann, jetzt in bäuerlicher Kleidung, der sich bald unter die Bürger, dann wieder unter die Soldaten gemischt, ohne seine Absicht zur Aufwiegelung zu erreichen. Als Moritz sich über die Balustrade beugte, erbleichte jener Mann vor verhaltenem Grimm und murmelte zwischen den Zähnen: „Da geht er hin, ungehindert und zugejauchzt! Welch eine Gelegenheit ist verloren!"

III.

Wir müssen uns jetzt nach Junker Julian umsehen, der von dem Fremden viel weiter als er selbst gewollt, bis an das Haagsche Thor geführt war. Hier stand ein Bauerwagen bereit, sichtlich ihrer wartend, denn der Fuhrmann lüftete seine Mütze, als er sie sah und machte, wie in schweigendem Einverständniß, sofort das Pferd los, daß er an einen Baum gebunden. Der Fremde bat Julian aufzusteigen, und als dieser einen Augenblick zögerte, sagte er lachend: „Ihr habt versprochen bei mir zu Mittag zu essen, so müßt Ihr doch auch mit nach dem Bauerhofe fahren, wo es uns bereitet ist. Eine kleine halbe Stunde von Delft, ist's nicht so, Fuhrmann?"

„Eine gute halbe Stunde," verbesserte dieser kurz, indem er das Pferd antrieb.

Julian hatte im Grunde nichts dagegen, mitzufahren, fand er auch die Sache etwas wunderlich und den Fremden etwas zudringlich. Ein gutes Mittagsessen aber, wie's auf einem Bauerhofe zu erwarten, war ihm in letzter Zeit selten geboten, Gaunerei fürchtete er nicht, weil er nichts zu verlieren hatte und gegen persönliche Gefahr trug er seinen Degen.

„Meine Handlungsweise kommt Euch vielleicht etwas sonderbar und verdächtig vor," begann der Fremde, als sie auf der harten Bank neben einander Platz genommen.

„Allerdings," entgegnete Julian; „selten nur hat ein wildfremder Mensch es sich angelegen sein lassen, mir aus der Verlegenheit zu helfen, und das ohne Eigennutz," fügte er hinzu.

„Letzteres ist nicht eben gesagt."

„Ich betonte es, um zu wissen, woran ich bin."

„Laßt mich offen sein. Euer Gegendienst ist mir aus wichtigen Gründen wünschenswerth."

„Und worin könnte der bestehen? Ihr wißt, ich habe nichts, als meinen Degen."

„Ein nicht zu verachtender Besitz; ein Kapital, das in Eurer Hand gute Renten trägt. In Kriegszeiten wiegt ein guter Offizier schwer.

„Woher wißt Ihr, daß ich ein guter Offizier bin? Ihr kennt mich ja nicht."

„Vielleicht besser als Ihr denkt; ich habe Euch seit lange beobachtet und weiß, daß Ihr Eure Soldaten zu pünctlichem Gehorsam anzuhalten versteht. Wie stark ist Eure Compagnie — ich meine nicht auf der Musterrolle, sondern in Wirklichkeit?"

„Meine Compagnie? Ihr gebt vor, dies und das von mir zu wissen, da müßte es Euch doch bekannt sein, daß ich keine habe. Ich bin hier mit einigen Soldaten, dem Rest einer cassirten Compagnie, die sich auf gut Glück mit mir verbunden haben und ihr Bestes thun, sich und mir das Leben zu fristen, in Erwartung besserer Tage."

„Und wie stark ist diese Mannschaft?"

„Seid Ihr etwa ein Werbeoffizier?"

„Wie kommt Ihr darauf? Ihr seht, ich bin ein Bauer —"

„Ich sehe, daß Ihr Euch in Bauerkleider gesteckt habt, doch haltet Ihr mich hoffentlich nicht für so einfältig, daß ich Euch nicht sofort für etwas ganz Anderes angesehen."

„Sofort?" entgegnete der Fremde lächelnd, „das würde freilich meiner Verstellungskunst wenig Ehre machen."

„Nun, nicht grad' auf den ersten Blick; sobald wir aber aus dem Volksgewühl waren, bemerkte ich eine solche Veränderung an Euch in Sprache, Haltung und Gang, daß es mir nicht mehr zweifelhaft ist, in Euch einen fremden Offizier von Rang vor mir zu sehen."

„So will ich Euch die Genugthuung geben, daß Ihr richtig vermuthet habt," versetzte der Fremde, seinen groben Hut abnehmend und zugleich die bäurische Perrücke, deren rothe Haare bis auf die Augbraunen herabhingen, ein wenig lüftend. Das kurze, braune, sorgfältig gepflegte Haar, wie Offiziere es damals trugen, bestätigte diese Versicherung, der die feinen, intelligenten Gesichtszüge nicht widersprachen.

„Euer Name?" fragte Julian lebhaft.

„Wozu? Ihr kennt ihn nicht und ich fragte nicht nach dem Euren. Es wird sich bald zeigen, ob näheres Bekanntwerden uns von gegenseitigem Nutzen ist; bis dahin wird's Euch gleich sein, ob ich Peter oder Paul heiße."

„So nenne ich Euch Hauptmann Peter."

„Soll mir Recht sein; doch weshalb Peter?"

„Der Name ist unter den Deutschen gebräuchlich und bei all' Eurem Bemühen holländisch zu sprechen verräth Euer Dialect den Süddeutschen."

„Bravo! Errathen! ich bin ein Baier. Ihr habt Scharfsinn und solcher Leute bedarf ich, Lieutenant — wie darf ich Euch nennen?"

„Julian; so ist mein Taufname."

„Und Euren Familiennamen wollt Ihr nicht hinzufügen?" fragte der Hauptmann mit forschendem Blick.

„Wie Ihr, behalte ich mir das Recht vor, ihn nicht zu nennen, bis ich weiß, ob wir für einander passen."

„Ein Recht, das ich anerkenne. Doch muß ich, ehe ich zur Sache kommen, Euch Einiges fragen, das Euch vielleicht unnöthig, wenn nicht gar unbescheiden erscheint."

„Fragt so viel Ihr wollt, gestattet mir aber zu schweigen, wo ich Gründe dazu habe."

„Das versteht sich von selbst; nur mache ich zur Bedingung, daß, was Ihr antwortet, durchaus wahr ist; es

wäre uns Beiden nicht damit gedient, wollten wir einander täuschen. Zunächst möchte ich wissen, ob Ihr Aussicht habt bald wieder Eurem Range gemäß angestellt zu werden?"

„Wahrlich nein! — wozu es Euch verschweigen — die Aussicht habe ich nicht. Ich würde in diesen Tagen genug Beziehungen und Protection in Delft finden, hätte ich Geld oder Credit standesgemäß aufzutreten; aber ich bin zu stolz, vor denen, die mich in besseren Verhältnissen gekannt, in Bettlergestalt zu erscheinen," und Julian sah mit einem Blick voll Bitterkeit auf seine verschlissenen Kleider, „oder gar die Hand nach einer Gabe von stolzen Verwandten auszustrecken."

„Lieber erobert Ihr Euch Beute mit dem Degen in der Faust!"

„So ist's!"

„Stehen die Sachen so, so ist die Wiederherstellung Eures Ranges kaum zu erwarten."

Julian nickte zustimmend und erwiderte seufzend: „um so weniger, weil Dinge geschehen sind, die hier nur bekannt werden dürfen, um — um—" er stockte und wurde dunkelroth.

„Um Euch vor das Kriegsgericht zu bringen?" fragte der Hauptmann, ihn fest in's Auge fassend.

„Das nicht!" rief Julian hastig und mit mehr Bitterkeit als Beschämung aus.

Der Hauptmann seufzte, ob aus Mitleid mit dem armen Lieutenant oder aus einer gewissen Befriedigung für sich selbst, war schwer zu entscheiden.

„Nicht immer ist derjenige schuldig, welcher von strengen oder partheiischen Richtern verurtheilt wurde," sagte er theilnehmend.

„Aber ich war schuldig," rief Julian mehr aufrichtig als vorsichtig aus, „wenigstens nach der Strenge der Kriegszucht. Ich war jung, feurig, konnte nicht an mich halten,

wenn ich gereizt wurde, vor Allem nicht, galt's mein point d'honneur, — und — und — Ihr seid selbst Hauptmann, Ihr wißt, wie leicht ein Vorgesetzter seinen Untergebenen zu dem treibt, was man Insubordination nennt, namentlich dann, wenn er ihn in's Verderben zu bringen sucht."

„Ich weiß, daß unter dem Schein strenger Zucht, Härte und Willkühr nicht selten sind; ich weiß, es giebt Obriste, die ihre jungen Offiziere zum Aeußersten zwingen — und bricht dann der stark gespannte Bogen, so prüft der Kriegsrath nur die äußeren Thatsachen, ohne nach den Ursachen, aus denen sie hervorgingen, zu fragen."

„Gerade das war mein Fall. Mein Hauptmann war ein Abentheurer von niederer Herkunft; ich konnte Anmaßung und Plackereien eines elenden Achselträgers, der seinen Namen nicht zu schreiben verstand und seinen Rang lediglich einem glücklichen Kriegsohngefähr dankte, nicht ertragen. So geschah es, daß ich eines Tages mich von ihm beleidigt fühlend, Satisfaction verlangte und ihn forderte."

„Und er — nahm er die Herausforderung an?"

„Er weigerte sie, und in solcher Weise, daß er mich zur äußersten Wuth reizte. Mit Stößen und Faustschlägen zwang ich ihn den Degen zu ziehen, den er mit den meinigen hatte messen wollen; und die Folge war, daß dieser unfreiwillige Zweikampf nicht als Duell, sondern als Todtschlag angesehen wurde, denn der Hauptmann erlag bald seinen schweren Wunden. Geschont habe ich ihn nicht, das ist gewiß; aber ihm war hinlänglich Gelegenheit geboten sich zu vertheidigen und mich zu treffen — und wollte Gott, daß er sie benutzt hätte, es wäre jetzt ein Elender weniger in der Welt!"

„Ich verstehe Euer bitteres Weh und vermuthe all' Euer Unglück datirt sich von da an —"

„Ach nein! von viel früher schon!" versetzte Julian mit

schmerzlichen Lächeln; „doch, lassen wir, was so weit liegt! daß das Urtheil des Kriegsgerichtes nicht milde war, begreift Ihr; ich entging der schmählichen Todesstrafe nur durch —"

„Durch Desertiren?" fragte der Hauptmann lebhaft.

„Nein, durch Gnade! die meine Mutter, meine innig geliebte Mutter in ihrer unerschütterlichen Liebe zu mir von dem Prinzen erflehte;" und thränenden Auges zitterte seine Stimme, als er die letzten Worte sprach.

„Von dem Prinzen? Ihr dankt also Prinz Moritz Euer Leben?"

„Nein, nein! nicht ihm, der Gnade seines Vaters. Es war im Jahre 79; ich war damals zweiundzwanzig Jahr alt, hatte schon seit meinem sechszehnten Jahr als Fähndrich gedient und Aussicht auf eine glänzende Laufbahn, wäre nicht — —"

„Das unglückliche Duell dazwischen gekommen?"

„Nein, die Fürsprache meiner Mutter hatte nichts Halbes erwirkt, der Fehltritt meiner Jugend nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für immer zerstört. Ich wurde zeitweilig in's Ausland verbannt und erhielt später wieder meine frühere Stellung, jedoch bei einer andern Fahne und in einer andern Provinz. Aelter und klüger geworden, verstand ich besser, mich in Schranken zu halten und hätte sehr bald als Hauptmann eine Compagnie zu führen gehabt, wäre ich nicht einmal ein Unglücksvogel, dem Alles zuwider läuft."

„Mich dünkt, Ihr habt von großem Glück zu sprechen, so leicht mit Eurem „jugendlichen Fehltritt" davon gekommen zu sein! ein Anderer wäre sicher gehängt — aber — dem Sohn eines Vliesritters wird schon ein wenig durch die Finger gesehen, nicht wahr?" und der Hauptmann sah ihn scharf an.

Julian verfärbte sich, entgegnete aber mit einer gewissen Heftigkeit: „ich bin nicht der Sohn eines Vliesritters!

Wohl ist mein Vater einer der Edlen, der den Vertrag mit unterzeichnet hat, aber er ist später einer andern Partei beigetreten, und ich — ich bin nichts mehr für ihn, er — ist nichts mehr für mich! er hat mir sogar das Recht genommen seinen Namen zu tragen, er hat sich einen Sohn nach seinem Herzen erwählt, nach seinem Bilde und hat diesen in meine Stelle geschoben und der Verstoßene ist in die weite Welt gegangen, beladen mit dem Vaterfluch, der ihm bis in die Ewigkeit folgen wird!"

„Aberglaube, mein werther Lieutenant, Aberglaube! Besitzt man nur Klugheit mit dem sogenannten Schicksal zu kämpfen und versäumt nicht das Glück rasch und fest zu ergreifen, sobald die Gelegenheit dazu sich bietet, da kann man getrost über Meinungen von Fluch und böse Gestirne spotten —"

„Nein, nein!" unterbrach Julian ihn, „das weiß ich aus Erfahrung besser; ich weiß, es giebt Etwas, das man nicht durch Furchtlosigkeit überwindet; und ist der Vaterfluch, der auf meinem Haupte ruht, auch ungerecht, er hat dennoch Gewalt über mich, denn ich habe meine Mutter, meine edle, würdige Mutter, bei meinem Fall mit hinabgezogen und für mich ist kein Segen mehr vom Himmel zu hoffen!"

„So verkauft Euch dem Teufel und so theuer als möglich," fiel der Hauptmann ein, mit einem Lachen, das freilich etwas sarkastisch klang.

„Vielleicht stehe ich im Begriff solchen Handel zu schließen," entgegnete Julian kalt, ihn scharf in's Auge fassend."

„Falls Ihr Euch nicht durch kindische Weichmüthigkeit verführen laßt, einen guten Handel zurückzuweisen," sagte der Hauptmann ruhig.

„Laßt mich denn hören, was Ihr eigentlich von mir wollt,“ versetzte Julian, etwas gereizt, daß Jener immer noch nicht zur Sache kam.

„Zuvor muß ich mit einiger Sicherheit wissen, wozu ich Euch gebrauchen kann und zu dem Ende ist es nothwendig, daß Ihr mir noch das Eine oder Andere aus Eurer Vergangenheit erzählt.“

„Wollt Ihr denn die Umstände wissen, die mich zwangen, mein Vaterhaus zu verlassen?“ fragte Julian etwas zögernd.

„Nein, das nicht. Ich meine zunächst die Umstände, die Euch in diesem Zustande nach Delft gebracht haben.“

„Was soll ich darüber sagen!“ erwiderte Julian achselzuckend, „mich verfolgt überall mein böses Gestirn, Ihr mögt daran glauben oder nicht. Ich will nicht behaupten, ganz ohne Schuld zu sein; ich weiß nur zu gut, ich habe Leidenschaften, Mängel, die mich oft in Leid brachten, aber Glück — hatte ich niemals. War ich bei einem Hauptmann, der mit mir zufrieden schien, so überwarf er sich mit dem Grafen Leycester und dem Statthalter Moritz und die Compagnie wurde, weil man ihm nicht mehr traute, an einen fernen Ort verlegt. Einmal freute ich mich zu den Engländern versetzt zu sein, die unter Capitain Morgan in Bergen-op-Zoom lagen; das Commando wurde ihm aber wieder genommen und ich mußte fort. Kurz, ich zog von einer Provinz zur andern, bis mir endlich als stellvertretender Hauptmann eine Compagnie deutscher und friesischer Infanteristen anvertraut wurde. Das war nun ganz nach meinem Sinn und ich darf mit Wahrheit sagen, ich that, was ich vermochte; ich will damit nicht behaupten, daß ich keine Thorheit mehr beging, aber schlimmer als die Andern war ich nicht und was meinen Dienst betraf, darin ließ ich es an nichts fehlen. Auch glaubte ich jetzt wirklich auf glück-

licherem Wege zu sein, glaubte mein guter Engel habe über meinen bösen Geist gesiegt. Aber es kam anders; vor zwei Monaten wurde ich, ohne eine Schuld begangen zu haben, plötzlich abgesetzt, ohne daß ich im Stande bin, die Ursache dieser Maaßregel zu ergründen."

„Wurde die Euch, nach dem Kriegsgericht, nicht genannt?"

„Die Absetzung geschah ohne alle Form. Mir wurde mündlich angekündigt, ich sei aus dem Dienst entlassen und habe mich, bei Todesstrafe, vor Sonnenuntergang außerhalb des Lagers zu befinden. Anfangs wollte ich einem so willkührlichen, ungerechten Befehl nicht Folge leisten, ich verlangte Erklärung, berief mich auf die anwesenden Offiziere, ob sie mich eines Vergehens beschuldigen könnten, das so harte Strafe verdiene. Vergebens; die mir am meisten wohl wollten, riethen mir, mich eiligst davon zu machen, indem von dem befehlenden Obrist eine strenge Tagesordre gegen mich ausgefertigt sei, die meine Verhaftung und sofortige Execution vorschrieb, falls ich mich auffetze oder nach dem gestellten Zeitpunkt noch in der Umgebung des Lagers angetroffen würde. Ein Verräther, ein Mörder könnte nicht härter behandelt werden, während ich noch bis zur Stunde nicht weiß, weshalb man so mit mir verfahren. Und dennoch, ich mußte gehorchen —"

„Augenblicklich natürlich. Aber weshalb wandtet Ihr Euch nicht später an die höchste Militair-Behörde, um ein kriegsrechtliches Verfahren zu erwirken?"

Julian seufzte tief und antwortete mit gedämpfter Stimme und gebeugtem Haupt: „Grade das konnte ich nicht. Ich mußte jegliche Untersuchung meiner früheren Verhältnisse vermeiden, denn schon bei dem ersten Verhör wäre es herausgekommen, daß ich mich unter falschem Namen in die Musterrolle hatte einschreiben lassen."

„So war es freilich nicht rathsam,“ entgegnete der Hauptmann.

„Um so weniger,“ fuhr Julian fort, „weil ich wohl den Namen angeben konnte, auf welchen ich durch meine Geburt ein Recht habe, aber nicht im Stande gewesen wäre meine Identität mit der Person zu beweisen, die das Recht hat ihn zu führen. Mein Vater hatte mir das Recht genommen und würde mich, ich bin davon überzeugt, verleugnet haben, hätte ich mich auf ihn berufen.“

„Und Eure Mutter?“

„Gott sei Dank, sie lebt nicht mehr, um Schmerz und Schande mit mir zu tragen;“ und der Blick, mit dem Julian dies sagte, warf einen Schimmer von Seelenadel über seine einst so schönen Gesichtszüge. „Der Name, den ich angenommen, war der ihre,“ setzte er hinzu, „und der durfte nicht in einem Criminal-Proceß genannt werden, selbst wenn es zu meiner Rechtfertigung hätte führen können; ich mußte das Haupt schweigend unter dem harten Schlag beugen.“

„Und wer kann Euch die Schmach angethan haben?“

„Der befehlhabende Obrist hat einem Freund vertraut, er handele so auf hohe Ordre des Statthalters.“

„Moritz?“ und wie ein Triumph klang's durch den Ton, mit dem der Hauptmann so fragte.

„Nein, des Statthalters von Friesland und Groningen, in welch letzterer Provinz wir lagen.“

„Wilhelm Ludwig von Nassau, Moritz's Neffe, der überall für einen frommen und gerechten Herrn gilt?“ fragte der Hauptmann nicht ohne Absicht Julian's Widerspruch zu reizen.

„Ich selbst habe nie anders über ihn geurtheilt, bis ich, zu eignem Schaden, den Beweis vom Gegentheil erhielt.“

„Man sagt, Moritz von Nassau pflege in Kriegssachen in Uebereinstimmung mit seinem Neffen zu handeln.“

„In allen Sachen. Ich habe sogar sagen hören, wir würden hier von Friesland aus regiert, wäre nicht Johann von Oldenbarneweldt —“

„Wie könnt Ihr denn da noch eine schwache Hoffnung haben, hier in Holland wieder in Dienst zu treten?“

„Ich sagte nicht, daß ich sie habe.“

„Und wollt Ihr außer Landes dienen, weshalb habt Ihr's nicht schon versucht?“

„Ihr meint wohl, ich hätte zu den Spaniern überlaufen können; aber das ist meine Absicht nicht. Wollt Ihr aber wissen, weshalb ich hier bin, so will ich's Euch sagen. In Veranlassung der hohen Vermählung sind viele fremde Fürsten und Kriegsoberste hier versammelt und auch sie gebrauchen in diesen schweren Kriegszeiten Soldaten. Da wäre es doch möglich, daß Einer von ihnen, ohne allzu genaue Nachfrage, mich in Dienst nehme, um so mehr, da ich zwanzig tüchtige, im Dienst erfahrene Krieger mitbringe. Doch will ich warten mich anzubieten bis kurz vor der Abreise der Herren, damit sie nicht vorher Gelegenheit finden darüber zu rathschlagen — namentlich hoffe ich, soll Moritz nicht Einer der Letzten sein, der fortgeht.“

„Richtig, Moritz muß erst aus dem Wege sein!“ stimmte Hauptmann Peter lachend zu, als wollte er etwas Witziges sagen, das hier aber nicht allein doppelsinnig, sondern boshaft gemeint war. Julian merkte das indessen nicht, sondern fuhr fort: „Befände ich mich nur nicht in der äußersten Geldverlegenheit; kann ich nicht als Edelmann auftreten, wird mich Niemand nehmen. Hätte ich nur einen einzigen Freund, der mir das Nöthige vorstrecken möchte —“

Es lag etwas Zögerndes in seinem Ton, etwas Fragendes in seinem Blick, welches der Hauptmann entweder nicht verstand, oder absichtlich unbemerkt ließ, als er antwortete:

„Es wäre ein Jammer, müßte ein Mann von so viel Erfahrung und Fähigkeit wie Ihr, unthätig bleiben!“

„Und doch fange ich an es zu fürchten,“ entgegnete Julian mißmüthig, „um so mehr, da meine Mannschaft sich schon mehr und mehr verläuft. Stellt Euch vor, als ich die Groninger Ommelande verließ schlossen sich mir dreißig Mann an; ich zog mit ihnen aus Gelderland und ihre Zahl stieg auf fünfzig, denn überall liefen entlassene, bettelnde Soldaten umher.“

„Und wie ernährtet Ihr die Fünfzig?“ fragte der Hauptmann erstaunt.

„Es besteht eine Verordnung, nach welcher Stadt- und Landbewohner verpflichtet sind, Soldaten, die in gewisser Anzahl unter Führung eines Offiziers auf ihr Gebiet kommen, für eine bestimmte Zeit Quartier und Verpflegung zu schaffen. Los und ledig herumschwärmende Soldaten brauchen dagegen nicht aufgenommen zu werden, damit nicht etwa Deserteure oder Cassirte der Gemeinde zur Last fallen. Folglich haben Soldaten, die sich unter einem Lieutenant sammeln, ein großes Vorrecht. So durchzogen wir die Gelderschen Quartiere, hörten aber, auf Utrechter Gebiet gekommen, daß über die im Dorf liegende Mannschaft Musterung gehalten werden sollte und fünfzehn meiner Soldaten verließen mich um als passevolants die Lücken der Compagnie auszufüllen. Manche vorlor ich dazu, die, Handwerker von Beruf, unterwegs Gelegenheit fanden sich niederzulassen, Andere verdangen sich bei Bauern und Einzelne fanden gar eine Frau. Kurz, als ich nach Delft kam, war mein Trupp so zusammengeschmolzen, daß ich allerlei Schliche gebrauchen mußte mich zu retten und die Leute, bei denen ich herbergte, glauben machte, ich sei wirklich Lieutenant im Dienst des Staates. Doch könnt Ihr denken, daß bei

so vielem Kriegsvolk, als sich zur Zeit in der Stadt aufhält, meine angenommene Stellung nicht zu behaupten war und so wurde Einer meiner früheren Untergebenen, der mir hier begegnete und eine Böttcherswittwe geheirathet hat, unsere Zuflucht, indem er uns Wohnung gab und vor dem Verhungern schützte."

„Aber das ist kein haltbarer Zustand für einen Mann wie Ihr?"

„Das weiß ich wohl; doch was ist zu machen? Wollte ich mir vor Verzweiflung die Haare ausreißen, oder vor Wuth die Lippen blutig beißen, es würde garnichts nützen. Wißt Ihr Rath, könnt, wollt Ihr mir helfen?"

„Ohne das wäre es Grausamkeit gewesen, mir so tiefe Wunden von Euch aufdecken zu lassen. Ja, Junker Julian, so darf ich Euch nennen, weil Ihr aus edlem Blut stammt, um so mehr, da Ihr bald in der Lage sein werdet, Eurem Stande Ehre zu machen; ja, ich weiß Rath, ich habe Hülfe für Euch. Es steht in meine Macht Euch Hauptmannsrang und eine Compagnie zu geben, dazu Geld, Euch und Eure Soldaten entsprechend auszustatten."

„Dann seid Ihr mehr, als wofür ich Euch hielt; seid Ihr Rittmeister oder Obrist?"

„Ich werde halten, was ich versprochen, das ist Alles, was Euch für den Augenblick zu wissen nöthig. Ich darf den Schleier des Geheimnisses noch nicht lüften, durch die That aber will ich beweisen, daß ich's gut mit Euch meine; ich bin sogar bereit Euch augenblicklich hundert Louisd'ors als Handgeld zu geben, vorausgesetzt, daß Ihr Euch zu dem Dienst verpflichtet, den ich von Euch fordere."

Julian verfärbte sich und seine Augen glänzten. „Laßt hören, welch ein Dienst das ist," rief er mit Hast aus.

„Ich nehme an, daß die Soldaten, die noch bei Euch sind, Euch unbedingten Gehorsam leisten.“

„Sie gehören mir gänzlich an, à vendre et á prendre, wie man zu sagen pflegt. Doch muß ich hinzu fügen, daß ihr Gehorsam ein freiwilliger ist, in meinem Sold stehen sie nicht.“

„Ich werde Euch Mittel zu guter Löhnung geben.“

„Dann — nun, dann wird's an ihrer Willigkeit nicht fehlen, mein Wort drauf!“

„Daß etliche von ihnen mit Schießwaffen umzugehen wissen, darf ich wohl voraussetzen?“

„Fünf wohlgeschulte Musketiere sind unter ihnen, die das Gewehr so gut wie den Degen zu hantiren wissen. Bastian, der mit der Böttcherswittwe verheirathet ist —“

„Der fällt weg, da man sich eines verheiratheten Mannes, der jedes Geheimniß mit seiner Frau theilt, nicht versichert halten darf.“

„Also handelt es sich um ein Geheimniß?“

„Könnte ich den ersten besten zu dem Dienst, den ich von Euch verlange, gebrauchen, so begreift Ihr doch wohl, daß ich dafür nicht so große Vortheile bieten würde.“

„Hm! ja, das begreife ich; doch wann kommt Ihr endlich zur Sache? Ist sie etwa bedenklich — scheut vielleicht gar das Licht?“

„Ich vermuthe, ein Mann wie Ihr, der — so vieles — durchgemacht, wird nicht allzu ängstlich gewissenhaft sein. —“

„O nein, darüber bin ich hinaus!“

„Ihr werdet Euch also nicht durch kleinliche Bedenken zurückschrecken lassen, gilt es einen Anschlag, der — vielleicht einen härteren Namen verdiente?“

„Ein Anschlag? Zum Teufel, was wollt Ihr von mir? Heraus damit! das Hinhalten ist nicht mehr zu ertragen! Ihr wollt mich doch nicht etwa gebrauchen mit einer handvoll Soldaten eine Stadt zu überrumpeln?“

„Würdet Ihr Anstand nehmen, falls dies meine Absicht wäre?“

„Meine Soldaten trotzen Höll' und Teufel, giebt's Aussicht auf Beute und ich — gebe nichts auf mein Leben! Vorausgesetzt, daß es sich nicht darum handelt eine holländische Festung spanisch zu machen, könnt Ihr auf mich zählen; denn wißt, ich bin nicht wie Wilhelm von Oranien. Den König von Spanien habe ich niemals anerkannt und bin durchaus nicht gewillt ihm in irgend welcher Hinsicht zu dienen. Ich habe so meine eigene Religion und die besteht in Haß gegen die Päpste und diejenigen, die das Feuer der Inquisition schüren, gegen die Henker der Edlen, die Stifter des Schaffots und in ewigem, blutigem, unversöhnlichem Haß gegen den König von Spanien und seine Handlanger.“

„Ich glaubte nicht, daß ein Mann, wie Ihr, in so kleinlichen Vorurtheilen gefangen sein könnte —“

„Seid Ihr ein Miethling Philipp II., so habe ich nichts mit Euch zu schaffen!“ rief Julian heftig aus und wollte vom Wagen springen. Aber Hauptmann Peter hielt ihn mit kräftiger Hand zurück.

„Ich habe Euch ja gesagt, daß ich ein Deutscher bin und versichere auf Ehrenwort, der König von Spanien weiß nichts von mir und Keiner seiner Helfershelfer dürfte mir einen Befehl ertheilen, oder einen Dienst von mir fordern — so wenig bin ich sein Miethling.“

„Das ist etwas Anderes. Aber so laßt denn endlich hören, was Ihr wollt!“

„Ich warf die Frage betreffs Ueberrumpelung einer Stadt nur so auf, Euch zu prüfen; was ich verlange, ist nichts weiter, als daß Ihr Euch morgen, mit Schießwaffen wohl versehen, nach dem Platze begebt, wo man die Kampfspiele abhält."

„Wie heute, werden wir auch morgen dort sein."

„Daß Ihr Euch genau auf den Fleck postirt, den ich Euch anweisen werde —"

„Ihr seid also selbst mit von der Parthie?"

„Ich werde Euch in dieser Verkleidung nahe bleiben, und nöthigenfalls — vor Gefahr warnen."

„Gut. Und weiter?"

„Auf meinen ersten Wink habt Ihr Euren Soldaten, einem verabredeten Zeichen nach, das Commando zu geben, diejenige Person, die ich Euch zeigen werde, niederzuschießen."

„Jemanden niederschießen, der keinen Argwohn davon hat und sich nicht einmal vertheidigen kann? ein Mord!" rief Julian voll Entrüstung aus.

„Nennt es nicht Mord, es ist Justiz!" sagte der Hauptmann in bestimmtem Ton.

Eine schöne Justiz! wofür seht Ihr mich an, wenn Ihr meint, ich würde mich mit solcher That belasten?"

„Für einen Mann von Muth und Tapferkeit, der durch widriges Geschick herabgekommen, sich nicht von erbärmlicher Furcht wird zurückhalten lassen ein seltenes Glück zu machen, sobald sich diese Gelegenheit bietet."

„Glaubt mir, ich werde sie ergreifen," entgegnete Julian, nicht ohne gewisse Betretenheit, „falls es nämlich keine Missethat ist, die Ihr von mir fordert."

Hauptmann Peter sah den armen Edelmann mit spöttischem Lächeln von der Seite an und schien zufrieden. Der erste Eindruck, den die Mittheilung seines schändlichen Vor-

habens auf Julian gemacht, war zwar nicht günstig gewesen, er meinte jedoch das Schlimmste sei überstanden; Julian überlegte noch, konnte sein Begehren nach dem verheißenen Lohn nicht verbergen, wies er gleich das Mittel, sich in Besitz desselben zu bringen, noch voll Unwillen zurück. Wer dem Feind einmal widerstanden, aber danach nicht aufhört, seinen versucherischen Anschlägen zu lauschen, ist nicht fern davon einen Vertrag mit ihm zu schließen, versteht dieser sich nur darauf, die schwache Stimme des Gewissens seines Opfers zu übertäuben. Seiner eigenen Schlauheit in diesem Punkte vertrauend, entgegnete der Fremde:

„Mein Lieber, was nennt Ihr Missethat? Alles ist ja beziehungsweise. Ihr habt während Eures vieljährigen Kriegslebens ohne Zweifel Manchen in's Gras gestreckt. —“

„Gewiß habe ich; aber dennoch —“

„Und habt's ohne Bedenken gethan, nicht wahr — und habt's nimmer Mord nennen hören, oder es selbst dafür gehalten?“

„Das nicht; aber es war im Kriege und galt dem Feind.“

„Ei, meint Ihr, ich werde Euch befehlen, einen Freund niederzuschießen? derjenige, den ich im Auge habe, ist so wenig der Eure, als der meine; Ihr habt nichts Gutes von ihm zu erwarten, ja, er ist Euch im Wege, Ihr habt's vorhin selbst gesagt.“

„Höllischer Versucher!“ stieß Julian plötzlich mit einem so grellen Schrei hervor, daß der Fuhrmann sich erschreckt umsah; „es gilt Moritz! es gilt dem Prinzen!“

„Wohlan! was sagt das? Weshalb wäre es schlimmer, auf einen Prinzen, als auf einen Anderen zu schießen?“ fragte der Hauptmann mit verächtlichem Achselzucken.

„Und solch einen Schurkenstreich mir zuzumuthen, mir!“ rief Julian im höchsten Unwillen aus. „Das wagt man,

weil ich arm und elend bin!" und Zornesflammen leuchteten aus seinen Augen.

„Nicht weil Ihr arm seid, mein bester Junker, sondern im Blick auf früher Geschehenes. Mich dünkt, es wird hier nicht eben Aergeres von Euch gefordert, als Ihr bereits gethan: habt Ihr nicht Euren Obrist durch Faustschläge zu einem Quasi-Duell gezwungen und ihm hernach den Garaus gemacht?"

„Ihr habt Recht!" entgegnete Julian geschlagen und mit unsaglicher Bitterkeit. „Seit ich unbesonnen genug war Euch jene Mittheilungen zu machen, könnt Ihr Alles von mir erwarten; ich weiß auch wohl, daß ich ein Elender bin —"

„Ei was! Nur schwächer seid Ihr in gewisser Beziehung, als ich annehmen konnte. Ich machte Euch den Vorschlag, weil ich Euch von feiger Gewissesangst frei glaubte und mir nur fraglich schien, ob er Euch profitable genug sei."

„Ein profitables Anerbieten fürwahr!" versetzte der Junker mit bitterem Lächeln, „wobei man die beste Aussicht hat als Schurke gerädert zu werden —"

„Ich dachte mir schon, Ihr würdet Euch, aus Furcht vor einem schlimmen Ausgang der Sache, weigern!" sagte der Hauptmann ruhig; „doch deswegen seid unbesorgt; wir stellen es so geschickt an, daß selbst beim Mißlingen persönlich nichts für Euch zu fürchten ist, es stehen mir dazu alle Mittel zu Gebot."

„Nun, Ihr spannt meine Neugierde, wie das möglich sei!"

„Ihr begreift aber, daß ich Eure Neugierde nicht befriedigen kann, bevor Ihr Euch wirklich zu einem Plan mit mir verbunden."

„Und falls ich ihn eingehe, würdet Ihr wirklich das Vertrauen zu mir haben, daß ich ihn auch ausführe?"

„Hm! nein! In Angelegenheiten wie diese ist jedes Vertrauen Thorheit. Geht Ihr aber darauf ein, so trennen wir uns jetzt nicht mehr bis die Sache geschehen, und unmittelbar darnach sollt Ihr in den Besitz alles dessen gestellt werden, was ich Euch zugesagt. Nicht für das Gelingen, füge ich hinzu, denn das steht nicht in Eurer Macht, sondern für das Unternehmen.“

„Aber ich muß doch meine Soldaten vorbereiten und mich mit ihnen verständigen?“

„Natürlich! es wird dafür gesorgt werden, daß sie zu Euch kommen. Waffen, Kugeln, Verkleidungen, Geld, Alles liegt bereit; — mit einem schwankenden Bundesgenossen aber ist mir nicht gedient und deshalb müßt Ihr mir Eure Mithülfe aus völlig freiem Willen geloben —“ und als Julian schwieg und die Lippen zusammenklemmte, wie Einer, der im Kampf mit sich selbst eine übereilte Antwort zurückzuhalten sucht, fuhr der Versucher im Ton sanftester Ueberredung fort:

„Ich möchte nur, ich könnte Euch meine Ueberzeugung beibringen, daß es hier nichts Schlimmeres gilt, als einen der Anschläge, wie man sie in Kriegszeiten häufig gegen einander in Ausübung bringt.“

„Aber wer seid Ihr denn? Steht Ihr mit Moritz feindlich, so kann ich nur einen Miethling des spanischen Königs in Euch vermuthen!“

„Ich vertrete einen regierenden Fürsten, der durch Moritz eigne Schuld sein Feind geworden ist. In neutrales Gebiet einfallen und eine Stadt und Festung, die einer neutralen Macht angehört durch Verrath nehmen oder nehmen lassen, findet Ihr das rechtmäßig und erlaubt?“

„Was soll ich dazu sagen? — in Kriegszeiten nimmt man es so genau nicht und vielleicht war die neutrale Macht nicht so unparteiisch als es den Anschein hatte.“

„Wohl möglich; aber ich stimme Euch bei, daß man es in Kriegszeiten so genau nicht nehmen kann. Sich mit aufrührerischen Soldaten vereinigen, sie unterstützen, mit Waffen versehen, ihnen eine Freistatt anweisen, so zu sagen einen Bund mit ihnen machen gegen ihren gesetzlichen Herrn, wie Moritz es mit den italienischen Soldaten zu Sichem gethan, das rechnet Ihr ohne Zweifel auch nicht zu den erlaubten Dingen?“

„Ich habe von den gewissenhaftesten Offizieren sagen hören, daß es im Kriege erlaubt ist, dem Feinde in jeder möglichen Weise zu schaden — weshalb sollte Moritz es denn nicht thun dürfen?“

„Und weshalb dürfte man es nicht auch gegen Moritz thun? Oder würdet Ihr Anstand nehmen, den König von Spanien zu durchbohren, falls er in den Bereich Eures Degens käme?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief Julian hastig aus.

„Oder jenen Andern, jenen fremden Edelmann, den Ihr angeblickt mit Augen, die vor Haß glühten, gegen den Ihr die geballte Faust in einer Weise aufgehoben, daß nur mein Dazwischentreten Euch vor großen Unannehmlichkeiten bewahrte?“

„O ja! der! — gegen den habe ich ein Recht heißen Zornes, ein Recht ihn zu hassen, zu verfolgen, wo ich ihn nur finde, und ihm das Leben zu nehmen, auch mit Verlust des eigenen, wäre mir Wonne!“ erwiderte Julian, mit einer Stimme, die vor leidenschaftlicher Erregung zitterte.

„Nun denn! es ist also klar, daß Euer Bedenken nicht in Ausübung der That selbst besteht, die ich von Euch begehre, sondern lediglich in der Person, der sie gilt.“

„So ist es. Ich würde mir kein Gewissen daraus machen Philipp II. zu ermorden, der Fall dieses Tyrannen

wäre ein Segen für die Menschheit. Und wenn ich jenen Ritter erdolchte, der sich für etwas ausgiebt, das er nicht ist und dessen ganzem Dasein Trug und Gemeinheit zum Grunde liegen — ich würde dem gesammten Adel einen Dienst damit erweisen, denn er hat einen Schandfleck auf eines der edelsten Wappen geworfen; — thue ich aber, was Ihr von mir begehrt, so thue ich mit Wissen und Willen ein großes Unrecht; mit Moritz steht und fällt die theuer erkaufte Freiheit dieser Provinzen —"

„Bah! das wurde seiner Zeit auch von dem alten Prinz Wilhelm I. gesagt, und doch, sind sie nicht jetzt stolzer und stärker denn je?"

„Wäre es aber anders ausgefallen, nicht wahr, Ihr würdet Euch nicht darum grämen?" fragte Julian mit ironischem Lächeln.

„Und Ihr ebenso wenig, denke ich!" entgegnete der Hauptmann mit einem Seitenblick auf den Junker, habt auch keinen Grund dazu. Von Moritz, der Alles, namentlich Kriegsangelegenheiten, mit seinem Neffen Wilhelm Ludwig überlegt, dürft Ihr nichts erwarten und seid genöthigt Euer Glück in der Fremde zu suchen — es sei denn, daß der Sohn von Anna von Sachsen aus dem Wege geräumt werde und der rechtmäßige Erbe, Wilhelm I., der Prinz von Oranien, in seine Stelle trete."

„Welchen Prinzen von Oranien meint Ihr?" fragte Julian gespannt; „doch nicht Philipp Wilhelm, der — in Spanien gefangen ist?"

„Nicht so gefangen, daß er nicht befreit werden könnte."

„Ist's Euch drum zu thun, diesen voranzustellen?"

„Allerdings, in der Hoffnung, daß die vereinigten Provinzen damit unter einem Gouvernement vereinigt werden. Der gesammte Adel der südlichen Niederlande ist mit der

Gewaltherrschaft Spaniens unzufrieden; von Spanien getrennt, würden die vereinigten Provinzen, unter einem Haupt nach eigner Wahl, einen blühenden und kräftigen Staat ausmachen."

„Also das ist der große Plan!" sagte Julian mit einer gewissen Lebendigkeit.

„Und habt Ihr Lust dazu mitzuwirken?" fragte der Hauptmann rasch.

„Ich habe vor Allem Lust, den, der mir diesen Vorschlag macht, zu erwürgen," war Julians Antwort mit einer Handbewegung, als wolle er die Drohung sofort wahr machen. Jener aber hatte während seiner Frage schon beide Hände in die weiten Taschen seines Rockes gesteckt und zog jetzt zwei kleine Pistolen daraus hervor, die er dem Junker zeigte.

„Hm, Freund! Euer Angriff beweis't mir, daß Ihr durchaus kein Bedenken gegen einen Todtschlag habt," sagte er kaltblütig; „aber Ihr begreift, daß ich ganz und garnicht der Mann bin, der seinen Hals nur so ohne Weiteres dem Strick hinhält. Glaubt mir, mein tapferer Lieutenant, es möchte Euch nicht gut bekommen, Gewalt gegen mich zu gebrauchen. Mein Fuhrmann ist ebenfalls bewaffnet, er weiß so ziemlich, welche Fracht er fährt, und gelänge es Euch wirklich mich zu ermorden, so wäre damit nichts für Euch gewonnen. Der Fuhrmann weiß, wohin er meine Leiche zu bringen hätte; ich befinde mich hier unter der Sauvegarde, die unter dem Schutz fremder Fürsten und ihrer Gesandten steht, habe am Hofe mächtige Schutzherren und folglich auch meine Rächer."

„Ich brauchte dem Prinzen ja nur von Eurem hübschen Vorschlag Mittheilung zu machen, um Lohn anstatt Strafe zu empfangen," entgegnete Julian, in dessen Hirn vielleicht schon ein Plan, auf dieses Abentheuer gestützt, reifte.

„Denkt Ihr, man würde Euch Glauben schenken? Höchstwahrscheinlich hielt man Euch für verdächtig und es möchte Euch dann schwer werden, Eure Unschuld zu beweisen, um so mehr, da das Vorhaben, von dem ich sprach, auch ohne Euch und mich in's Werk gesetzt wird, alle Eure Erklärungen aber nur dazu dienen würden, Euch für mitschuldig zu halten. Möglich, daß man Euch, nach langer Gefangenschaft und scharfen Untersuchungen, endlich frei gäbe bei mangelndem Schuldbeweis; auch kann es sein, daß ein extraordinaires Verhör, wie hier zu Lande üblich, Euch Geständnisse auspreßte, die man gar leicht für Schuldbekenntnisse halten würde und die Euch an den Galgen brächten."

Hauptmann Peter sagte dies Alles in so gewöhnlichem und leichtfertigem Ton, als handele es sich um die einfachsten Dinge der Welt; daß er aber Junker Julian nur allzugut überzeugte, bewies dessen betroffenes Schweigen, zuckten ihm auch die Füße vor Ungeduld und konnte er es auch nicht lassen, seinen Degen mit zitternden Händen in der Scheide auf- und niederzuziehen.

„Hoffentlich ist es Euch jetzt klar," begann der Versucher auf's Neue, „daß, was Ihr glaubt Euch zu Nutzen machen zu können, Euch keinerlei Profit bringen wird, während ich Euch reichen Lohn und eine glänzende Stellung zusichere, sobald Ihr mir in der bewußten Sache zu dienen versprecht."

„Nein, nein! das will, das darf ich nicht!" fiel Julian mit einem gewissen Ungestüm ein, der keineswegs von Entschiedenheit, sondern von einem gefährlichen Kampf zeugte, der in seinem Innern vorging. Und dem schlauen Mephisto entging dies nicht. Der Stachel des ersten Entsetzens vor der That war abgestumpft und ein Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen an die Stelle getreten, über welches er sein Opfer rasch hinwegzubringen dachte.

„Weshalb wollt, weshalb dürft Ihr nicht?“ fragte er im freundlichsten Ton, „weshalb solltet Ihr ein Glück, das sich Euch bietet, nicht annehmen? Glaubt Ihr, irgend ein Anderer in Eurer Lage würde es zurückweisen? Wer nicht säet, kann selbstverständlich auch nicht erndten,“ fuhr er fort, „dennoch — darf ich Euch schon eine Probe von dem Lohn geben, der Eurer wartet? Will man sich eines Soldaten versichern, so giebt man ein Handgeld — und hier das meine,“ sagte er rasch, aus derselben Tasche, aus der er vorhin die Pistolen hervorgezogen, eine mit Gold gefüllte Börse nehmend und sie Julian aufzudringen versuchend. Dieser erbleichte, während er das Haupt abwandte und ausrief: „Nein, Versucher, nein! ich will nicht, will nicht Verrath gegen mein Vaterland begehen.“

„Welch' alberne Bedenken das sind!“ entgegnete der Hauptmann verächtlich; „mein Vaterland ist, wo ich mein Glück mache. Ihr haßt Euren Vater, weshalb liebt Ihr das Land Eurer Geburt?“ Mit dieser Bemerkung aber versah Hauptmann Peter es.

„Hier ist meiner Mutter Vaterland!“ rief Julian mit Begeisterung aus. Sie ist hier aufgewachsen und hier gestorben, sie hat mich gelehrt, es als das Land der Freiheit zu lieben. Glück hat es mir nicht gebracht, aber es hat den Verstoßenen doch gastlich aufgenommen, hat mir Hülfe gewährt, ich habe dafür gekämpft und —“

„Und — seid herrlich dafür belohnt!“ setzte Hauptmann Peter hinzu, während er Julian die Börse in die Hand zu drücken versuchte. „Kommt, Ihr seid ein verständiger Mann, der die Welt kennt, und Ihr solltet Euch durch beschränkte Auffassungen um Euer Glück bringen lassen? Ein rechter Soldat hält sich nicht mit Parteiungen auf! er schwört zu der Fahne, die ihm am meisten Ruhm und Gewinn verheißt!

Ehe ein Monat vergangen, sitzt Ihr zu Pferde an der Spitze einer eigenen Schwadron — wenn Ihr Euch nämlich jetzt nicht durch kindische Ideen schrecken laßt."

„Was Ihr kindische Ideen nennt, sind Eindrücke, die freilich aus meiner Kindheit stammen, aber mächtig genug, mich vor Versuchungen, wie die Eurigen zu schützen!" rief Julian plötzlich mit Entschiedenheit aus; dennoch griff er nach der Börse, die ihm so lange verlockend hingehalten war. Der Hauptmann ließ sie mit spöttischem Blick in seine Hand gleiten; kaum aber hatte Julian sie erfaßt, als er das blinkende Geld in die Hand schüttete und über den Wagen weg in den Strom warf, an welchem sie vorüberfuhren. „So!" rief er aus, „mit dem Geld sollt Ihr wenigstens keinen Mörder für Moritz erkaufen!"

„Noch sollt Ihr zum Verräther an mir werden!" sagte der Hauptmann und schoß seine Pistole auf ihn ab — schoß aber fehl. Julian war, sobald er die That vollbracht, die seinen unwiderruflichen Entschluß zu erkennen gab, vom Wagen gesprungen.

„Gottlob! der Teufel ist überwunden," sprach er, nachdem er eine Strecke Weges ohne Aufsehn und Umsehn aus allen Kräften fortgelaufen war, endlich still stehend, um Athem zu schöpfen. Er hatte noch gehört, daß ein zweiter Schuß auf ihn abgefeuert wurde, doch auch diesem entging er glücklich. Sich jetzt umwendend, sah er, über die Ländereien blickend, den Wagen nur noch ganz in der Ferne wie ein kleines schwarzes Pünktchen, das sich in größter Eile fortbewegte. „Augenscheinlich fahren sie jetzt im Galopp," bemerkte Julian, „während sie vorhin über den holperigen Fahrweg voller Löcher nur langsam vorwärts kamen. Der Schurke von Fuhrmann! jetzt gebraucht er die Peitsche und fährt über Felder und Wiesen, als wäre das so erlaubt!

O, die Spitzbuben, die mich schon in ihre Netze zogen! — meiner Treu, der Kerl hätte mich fast gefangen; ja, ja, er hätt's fast gethan, als ich das verdammte Gold glänzen sah, das ich so nöthig habe!" und Thränen des Leids über seine eigne Schwachheit traten ihm in die Augen. „Aber Dummkopf, der ich bin!" rief er aus und schlug sich vor die Stirn, „da habe ich nun wieder eine große Thorheit begangen! ich hätte scheinbar annehmen müssen, dann wäre ich hinter das Geheimniß gekommen und hätte mit dem Kerl auf Tod und Leben gekämpft, bis ich ihn erwürgt; an meinem Leben liegt doch nicht viel. Wenigstens hätte ich dem Wagen folgen müssen — jetzt ist die Entfernung schon zu groß, schwach und matt wie ich mich fühle, kann ich nicht einmal mehr daran denken" — und muthlos warf er sich unter einen zur Hälfte abgehauenen Weidenbaum, dessen Stamm seinem Kopf eine Stütze bot.

„Gottlob! der Gedanke an meine Mutter hat mich gerettet," seufzte er, die Hand auf's Herz legend; „meine fromme Mutter, die im Himmel ist, denn giebt's einen Himmel, so ist sie darin und es würde ihre Seligkeit stören, wüßte sie, daß ihr Julian ein Bösewicht geworden, der sich zu Mord und Verrath erkaufen ließ! Nein, nein! ich habe wohl und weise gehandelt, das fühle ich bestimmt, denn lange war ich nicht so zufrieden mit mir selbst!"

Aber trotz dieser Zufriedenheit, befand Julian sich doch in einer sehr schwierigen Lage. Er war todtmüde und hungrig; er erinnerte sich, seinen Weg in einer dem Wagen entgegengesetzten Richtung genommen zu haben, aber die Gegend war ihm fremd und unter dem Gespräch mit dem Hauptmann, das ihn ganz hingenommen, hatte er nicht daran gedacht auf den Weg zu achten, den man fuhr. Es war feucht und kalt; die Sonne, die den ganzen Tag nicht

geschienen, mußte längst untergegangen sein, ohne auch nur in einem Lichtstreif oder goldig gesäumten Wölkchen eine Spur ihres Glanzes zurückzulassen. Eine dicke, schwere, schneeigte Luft bedeckte, wie mit einem grauen, undurchdringlichen Schleier, den ganzen Horizont.

Aufstehend und gegen den knorrigen Weidenstamm gelehnt, blickte Julian forschend umher. Die Landschaft war völlig flach, mit kahlen, verlassenen Wiesen, die sumpfig und von braungrauer Färbung dalagen. Niedriges, dünnes Gestrüpp, das sich längst dem Strom hinzog und etwas Schilf, aus dem Wasser emporschießend, war Alles, was man sehen konnte. Wohl lagen zerstreut umher einige Bauerhäuser, aber der graue Nebel entzog sie dem Blick und Julian wagte keinen Weg einzuschlagen, aus Furcht sich immer weiter von der Stadt zu entfernen.

Der Leser wird sich erinnern, daß die Aussicht auf ein gutes Mittagsmahl eine der Verlockungen gewesen, von denen unser Edelmann sich zum Mitfahren hatte bestimmen lassen; während der aufregenden Unterhaltung mit dem Fremden, machte sich der Hunger nicht mehr geltend, wurde aber nach dem angestrengten, ermattenden Lauf doppelt fühlbar, ohne daß der Unglückliche hoffen durfte, ihn befriedigen zu können.

„Und läge auch ein Gasthaus am Wege," sagte er voll Verzweiflung, „ich habe ja keinen Pfennig in der Tasche, um nur eine Schnitte Brod oder eine Kanne Bier zu bezahlen, und ich bin viel zu elend und matt um, wie sonst, etwas zu ersinnen, daß mir aus dieser Noth helfen könnte."

Dennoch griff er mechanisch in die Tasche und fand zu seinem großen Erstaunen etwas darin, das er mit dem Ausruf hervorzog: „Hurrah! da hab' ich die leere Börse des verwünschten Schurken zu mir gesteckt! In der Verwirrung

des Augenblicks wußte ich's selbst nicht, nun kann's mir aber noch zu Gute kommen. Vielleicht ist ein Louisd'or darin geblieben — fast dünkt mich, ich hätte solche Wunderhülfe des Himmels verdient!" Er durchsuchte die Börse, und fand in der That etwas, das sich wie Geld anfühlte, als er es aber herausnahm war es nur ein zusammengefaltetes beschriebenes Papier, an dem ein Siegel von hartem Wachs hing. Es war zu dunkel, um zu lesen, was darauf stand, aber Julian vermuthete, es könne von Werth sein und zur Entdeckung seines früheren Besitzers führen. Und zugleich kam ihm ein, wie er meinte, glücklicher Gedanke.

„Es lebe die Schurkerei!" rief er plötzlich lebhaft aus, ich habe wenigstens eine Börse und wenn ich jetzt nur eine Herberge oder ein Bauerhaus finde, bin ich gerettet. Ich kann sagen, daß ich bestohlen bin, oder mein Geld verloren habe, hänge die Börse an meinen Gürtel und habe für den ersten Augenblick doch Credit. Sind Hunger und Durst nur befriedigt, wollen wir schon weiter sehen! Vielleicht ist dies Papier viel Geld werth, wer weiß, ob's nicht ein Hauptmann's-Diplom einer der großen Hanse ist, die da in Delft beisammen sind!" Die erregte Phantasie gab dem armen Edelmann neuen Muth und stärkte seinen schwanken Fuß zu rascherem Schritt.

Glücklich erreichte er endlich auch einen Seitenweg, von dem aus er ein Bauerngehöft vor sich sah. „Ich bin also auf dem Rückwege nach der Stadt," jubelte er, „und hier wird man mir schon ein halbes Stündchen Ausruhens gestatten und ein Glas Milch geben um Gotteswillen!"

Muthig trat er in den weiten Hofraum und wurde auf's Angenehmste berührt, als ihm, während er sich dem Hause näherte, der Geruch frisch gebratenen Specks entgegen

kam; ein gewaltiger Kettenhund schien indessen von dem Besuch nicht erbaut zu sein und rief durch sein Gebell die Hausbewohner herbei, deren sofort drei aus der Thür traten: ein langer, stämmiger Knecht, mit einem Dreschflegel bewaffnet, ein dicker Bauer in vorgerückten Jahren, augenscheinlich der Hausherr, und eine Magd, vermuthlich die Melkerin.

„Was willst Du hier?“ rief ihm der Herr von fern zu, während der Knecht ihm näher trat.

„Gute Leute, ich bin von meinen Gefährten abgekommen und todtmüde, laßt mich hier einen Augenblick rasten,“ bat Julian; aber die Bauerdirne begann zu lachen, als sie ihn ansah und der Knecht rief aus vollem Halse:

„Ja, wir kennen das Rasten! mach! daß Du fortkommst, wir lassen uns mit Soldatenvolk nicht ein.“

„Zeigt mir wenigstens den kürzesten Weg nach der Stadt,“ bat Julian, und schritt kühn vorwärts in der Hoffnung die Sitzbank vor dem Hause zu erreichen und von dort die Unterhandlungen fortsetzen zu können. Aber nun vertrat der Bauer selbst ihm den Weg.

„Willst uns weiß machen, daß Du den Weg nicht kennst? Scher' Dich fort, Landstreicher du, oder ich laß den Hund auf Dich los!“

Diese Drohung brachte den beklagenswerthen Junker zum Schweigen. Der Hund brauchte nur seine Zähne an Julian's Kleidern zu versuchen, um sie in lauter Fetzen zu reißen und ihm den letzten Schein eines anständigen Mannes zu nehmen. Und so ging er denn, das Herz von unbeschreiblicher Bitterkeit über die Härte der Menschen erfüllt, die sich in einem murrenden Selbstgespräch Luft machte.

„Ich merk', man muß nicht höflich sein, will man etwas erreichen. Wäre ich mit meinen Soldaten gekommen und

hätte eine gute Mahlzeit gefordert, sie wären aus Furcht geplündert und mißhandelt zu werden, geflogen, um das Beste, was Küch' und Keller vermögen, aufzutischen. Nun ich allein komme, freundlich und demüthig bitte, werde ich wie ein Schuft fortgejagt.

Julian vergaß, daß eben die große Ueberlast, welche die Landleute von den truppenweise umherschwärmenden Soldaten zu tragen hatten, sie hart und mißtrauisch gegen Leute seines Standes machte; er dachte in der augenblicklichen Noth nur an sich selbst und fuhr bitter fort: „ich war thöricht, hätte nur auf dem Wagen bleiben und anscheinend Ja und Amen zu Allem sagen, hätte die Börse mit den Louisd'ors einstecken, mich nach der Stadt zurückbringen lassen müssen und wäre dann der Augenblick gekommen, in welchem die That vollbracht werden sollte, hätte ich den Kerl verrathen und mich davon losmachen können. Man muß keiner edlen Regung des Herzens folgen, das sehe ich wohl ein, es bringt nur Noth und Leid über uns. Hätt' ich bei meinem Vater zum Heuchler werden, ein Sclave des Henkers meines Herrn sein wollen, mein Name würde jetzt unter den Edelsten Flanderns genannt, ich würde Herrschaften und Staaten besitzen, vielleicht Vliesritter oder spanischer Grande sein. Aber nun ich stolz und fest blieb, den Nacken nicht vor dem Tyrannen beugen wollte — wurde ich mit dem Fluch meines Vaters hinausgestoßen! — Ein wunderbarer Tag heut', so abentheuerlich als mein ganzes Leben! Zuerst kam ich einer allerliebsten Jungfer ritterlich zu Hülfe, dann hatte ich die Ehre von meines Vaters Bastard beinahe zertreten zu werden" — und seine Züge nahmen einen Ausdruck unsäglicher Bitterkeit an —; „ein Fürstenmord wurde mir zugedacht, keinen Pfennig in der Tasche, warf ich hundert Louisd'or von mir wie Koth; meiner Herkunft nach den hohen Herrn gleichstehend, ward ich wie ein Bettler von

jenem Bauerhofe gejagt — und wer weiß, was der sonderbare Märztag noch weiter mit mir vorhat! Nun glaubte ich auf dem Wege zur Stadt zu sein, aber die verwünschten Weiden und Gräben sind einander alle gleich und der Fußpfad schlängelt sich so wunderbar hindurch; — der Marsch ist das Wenigste, aber der Durst, der leere Magen! Ich will mich jetzt an nichts mehr kehren, will meinen Degen ziehen und mich vor nichts mehr fürchten! der Teufel hole den Ersten, der mir in den Weg kommt! ich will ihn bange machen und ein artiges Lösegeld für Leben und Freiheit fordern, ich will wenigstens so viel haben, daß ich in einer Herberge rasten und mir gütlich thun kann."

Man sieht, die Begriffe von Recht und Unrecht, von gut und böse, hatten sich bei unserm unglücklichen Edelmann völlig verwirrt. Ohne Grundsätze, jedem Eindruck hingegeben, folgte er in einem Augenblick einer guten Regung des Herzens, um im nächsten ohne Bedenken tausenderlei bösen Gedanken Raum zu geben; flüchtige Ideen zwar nur und nicht schlimm gemeint, dennoch liegt große Gefahr in ihnen, wo sie aufkommen und nicht sofort mit Abscheu zurückgewiesen oder mit geistlichen Waffen bekämpft werden. Die Zartheit des Gewissens leidet dabei und bietet sich in einem unbewachten Augenblick die Gelegenheit zum Sündigen, so ist man schon mit der That vertraut und — führt sie aus.

Julian hatte auf gut Glück einen Nebenweg eingeschlagen und gewahrte, als er das Ende desselben erreicht, plötzlich eine ärmliche Hütte, in der er ein wenig rasten zu dürfen hoffte, wenigstens war kein Hund da, dessen Gebell ihm unheilverkündend in die Ohren klang, zwei Schafe und eine Geiß standen, von dem spärlichen Graswuchs des magern Bodens nagend, nahe bei der Hütte, wobei Letztere nicht einmal ihre Freiheit genoß, denn um ihren Hals war ein

Strick geschlungen, dessen Ende an einem tief in die Erde gesteckten Pflock befestigt war. Während Julian sich nun der Hütte näherte, trat eine alte Frau aus derselben und wich, als sie plötzlich den Lieutenant zwischen sich und der offen gebliebenen Thür stehen sah, erschrocken ein paar Schritte zurück, faßte sich jedoch und fragte, eine gewisse Sicherheit in den Ton legend, was er wünsche.

„Nichts, als ein wenig Rast und einen Trunk Wasser," entgegnete er barsch, seinen Degen halbwegs aus der Scheide ziehend.

„Wollt Ihr weiter nichts, so tretet ein und nehmt, was ich Euch bieten kann," erwiderte Jene; „führt Ihr gegen die arme schwache Frau aber Böses im Schilde, so denkt daran, daß die Wehrlosen eine starke Hilfe im Himmel haben!"

„Wohl Frauchen, spart Eure Worte und alle eitle Furcht, ich habe nichts Böses im Sinn; bin hier nur fremd, mit der Gegend unbekannt, suchte den Weg zur Stadt und ging irre. Müde und durstig begehre ich nur eine kleine Weile Herberge, das ist Alles.

„So macht's Euch bequem Herr, und seid willkommen," sagte die Alte; „nein, setzt Euch nicht auf die harte Bank, hier auf meinen Stuhl, — es war der einzige im Stübchen, der vor ihrem Spinnrad stand — „so, drauf ruht sich's besser. Darf ich nun aber für meine Ziege sorgen? Ein Trunk von Ihrer Milch wird Euch wohl thun."

„Geht nur, Mütterchen, wir Beiden werden schon mit einander auskommen," sagte Julian jetzt in freundlichem Ton, zufrieden endlich ruhen zu können und sich in dem Stübchen umschauend, während Jene die Geiß nach einer abgegrenzten Ecke desselben führte. Bald hatte die gute Frau das Thier gemolken und setzte dann ihrem Gast einen hölzernen

Napf voll warmer, schäumender Milch vor, mit welcher er seine verschmachtete Kehle ohne Zögern labte.

„Wie köstlich diese Milch ist!“ sagte Julian; „haltet's mir zu gut, Mütterchen, daß ich vorhin etwas hastig war, aber — das ist die Schuld Eurer reichen Bauern, die mich auf freundliche Bitte um kurze Herberge mit Hohn und Verachtung abgewiesen haben.“

„Rechnet's ihnen nicht zu, Herr; sie wissen nicht was Mangel und Kummer ist und können deshalb auch kein Mitgefühl dafür haben.“

„Aber sie wissen doch, daß es unmenschlich ist, einen müden Wanderer mit Hunden vom Hofe zu jagen.“

„Unbarmherzigkeit ist sicher ein großes Unrecht, weil unser Herr Jesus die Barmherzigen selig preis't,“ erwiderte die Alte zustimmend; „dennoch, Herr, urtheilt nicht zu scharf, unsere Bauern werden in der That zu sehr von umherstreifenden Soldaten belästigt, man kann's den Leuten nicht so verargen, sind sie furchtsam und barsch, wenn Unbekannte kommen — sonderlich wenn diese Waffen tragen.“

„Ihr aber — einsam und unbeschützt?“ fragte Julian.

„O ich! das ist etwas Anderes. Ich habe keine irdischen Güter, nach denen solche Leute fragen und was ich hab', theile ich gern mit dem, der's bedarf. Mein Leben aber — nun, das hab' ich Gott dem HErrn übergeben und keine irdische Macht kann es mir nehmen, ehe nach seinem Rathschlusse meine Stunde gekommen.“

„Ein Glück für Euch, Mütterchen, daß Ihr ein so frommes Vertrauen habt und auch für mich; ohne das hättet Ihr mir hier wohl keine Zufluchtsstätte gewährt.“

„Was das anlangt,“ erwiderte die Alte mit einem Lächeln, das der Lieutenant im Halbdunkel jedoch nicht sah, so denke ich Ihr hättet mir keine Wahl gelassen. Um Euch

aber zu beweisen, wie herzlich gastfreundlich ich Euch aufnehme, will ich Euch vorsetzen was ich habe; ein Stück Bauernbrod mit guter Butter wird nach solchem Marsch schon schmecken;" damit setzte sie Beides vor ihn hin, legte ein breites Messer daneben und Julian säumte nicht, sich desselben zu bedienen. Als sie bemerkte, wie heißhungrig er zulangte, fuhr sie fort: „Kann ich Euch mit ein paar frischen Eiern dienen?"

„Nein, Mütterchen, nein! die will ich Euch nicht rauben," entgegnete Julian, gerührt durch so viel Güte, „und es muß doch heraus, ich habe mein Geld unterwegs eingebüßt und kann Euch weder Mühe noch Kosten bezahlen!"

„Wo bliebe denn da die Willigkeit, wenn ich mir bezahlen ließe! ich werde Euch jetzt einen Eierkuchen backen, mein Feuer ist noch nicht aus und ein Stückchen Speck hab' ich wohl auch noch, um es in die Pfanne zu thun."

Es schien der Alten Weise die That zum Wort zu fügen, denn kurz danach zischte die Pfanne über dem Feuer und Bratgeruch durchzog den kleinen Raum — Necktarduft für den hungrigen Landstreicher. Sie hatte inzwischen ihre Lampe angezündet und Julian, dem es schon in der Dämmerung vorkam, als habe sie ein angenehmes Aeußere, sah jetzt, daß er sich darin nicht getäuscht, die Falten des Alters waren nicht im Stande gewesen, ihr Antlitz zu verunzieren; es war bleich, mager, trug Spuren tiefen Leids, zugleich aber das Gepräge sanften, freundlichen Ernstes und was sie sagte, war für ihn ebenso wohlthuend, als der Ton, in dem sie sprach; in Beiden unterschied sie sich von den gewöhnlichen Bauerfrauen und daß Lisbeth keine solche war, werden wir später sehen. Ebenso wenig aber war sie eine verkleidete Prinzessin oder Edelfrau; sie hatte nur seiner Zeit eine bessere Erziehung erhalten, als andere Mädchen ihres Standes,

ein prüfungsvolles Leben bildeten ihren Geist und ihr Gemüth noch besonders und gab ihnen diejenige Richtung, die Allem, was sie in anspruchsloser Einfachheit sagte und that, eine höhere Weihe verlieh.

„So!“ sagte sie lächelnd, mit sichtlicher Freude ihren Eierkuchen auftragend, „der wird Euch schmecken! Meinem würdigen Freund, Doctor Graswinckel, darf ich niemals so einen vorsetzen. Ein paar Eier, die nimmt er wohl, aber mehr um mir Freude zu machen und für sich selbst einen Vorwand zu längerem Plaudern zu haben.“

„So, so, Frauchen! Ihr braucht also einen Doctor,“ bemerkte Julian oberflächlich, viel zu sehr mit seiner schmackhaften Eierspeise beschäftigt, um etwas Anderem rechte Aufmerksamkeit zu schenken.

„Das Gottlob nicht. Durch des HErrn Gnade erfreue ich mich einer, für meine Jahre, seltenen Gesundheit; aber der freundliche Mann erweis't mir die Ehre, in meiner Hütte zu rasten, wenn er hier in der Gegend seine Kräuter sammelt.“

„Die sammelt er selbst? Fürwahr, das ist kein gewöhnlicher Doctor!“ sagte Julian lächelnd.

„Nein, durchaus kein gewöhnlicher,“ fuhr Lisbeth fort, sichtlich auf ihr Lieblingsthema gekommen; „man nennt ihn auch den „Wunderdoctor,“ und in der That sind's immer Wunder, die er thut.“

„Wie denn das? Wunder? ich dächte, seit Dr. Luther wär's mit den Mirakeln aus!“

„Ach, guter Herr, die Wunder der Liebe hören niemals auf und gerade diese thut er. Durch die Liebe vollbringt er, was kein Anderer vermag; er ist ein so aufrichtiger, ein so lebendiger Christ! In keiner Zelle oder Klause findet man einen, der in Wahrheit der Welt mehr abgestorben ist, als dieser Mann: für Arme reich, für sich selbst arm, lebt er

wie ein François de Paula — was sag' ich, wie ein Ebenbild Christi, so weit dies einem sündigen Menschen auf Erden möglich ist."

„Aha! Ei so!" war Alles, was Julian, nur darüber aus seinen Hunger zu stillen, bis jetzt auf die Mittheilungen der Alten geantwortet. Endlich fragte er jedoch ob dieser wunderbare Herr ihr Freund sei?

„Er erlaubt mir, ihn so zu nennen; aber eigentlich ist er mein Wohlthäter, den ich wie einen Vater verehre."

„Euer Freund wird denn auch nicht mehr in der ersten Jugend stehen?" bemerkte er ein wenig lächelnd.

„Er ist reichlich sechzig. Aber nicht seine Jahre, sondern seine ganze Persönlichkeit nöthigt Allen die größte Hochachtung ab," erwiderte sie ruhig und ernst, den leisen Anflug von Spott, der in Julians Aeußerung lag, zurechtweisend.

„Und wird denn Euer väterlicher Freund bei dieser Praxis reich?"

„Ich sehe schon, ihr seid kein Delfter Bürger," entgegnete Lisbeth, sonst würdet Ihr so nicht fragen. Er nimmt weder Geld noch Gaben von seinen Kranken, ja, versorgt sie in den meisten Fällen gar mit Arzenei und Speisen."

„Teufel auch! das ist 'n Doctor, der mir schon gefallen würde. Seid so gut, Mütterchen, und sagt mir genau, wie er heißt und wo er wohnt; ich kenne Leute in Delft, die seine Hilfe sehr nöthig haben."

„Wohl! zu solchen geht er eben; was aber seinen Namen betrifft, so wird er bald so, bald so genannt: Jacob Ohm, Vater Boot, Doctor Graswinckel, ist Alles gleich, und jedes Kind auf der Straße weiß, wo er wohnt."

„Wär' ich nur erst in Delft," sagte Julian jetzt verdrießlich, „wie weit ist's ungefähr von hier zur Stadt, Mütterchen?"

„Gut drei Viertelstunden.“

„Und wie spät mag's jetzt sein? Sollt' ich sie noch erreichen können, ehe das Thor geschlossen wird?“

„Nein, das Thor wird nicht mehr offen sein, bis Ihr nach Delft kommt, geht Ihr auch augenblicklich.“

„Das ist schlimm genug,“ erwiderte Julian in sichtlicher Verlegenheit. „Wie ich schon sagte, ich hab' unterwegs mein Geld eingebüßt — wie komme ich denn da in die Stadt hinein —“

„Habt Ihr nicht etwa noch vier Pfennige in Eurer Börse?“ fragte Lisbeth; „es versteckt sich wohl kleine Münze in den Ecken.“

„Ach nein!“ erwiderte er und befühlte den ledernden Beutel, als hoffe er, es könne doch sein.

„Nun, wenn ich dem Herrn mit vier oder fünf Pfennigen dienen kann —“

„Nein, nein, die nehme ich nicht von Euch, so viel Güte darf ich nicht mißbrauchen,“ rief Julian gerührt aus, „so eine arme Frau wie Ihr möcht' ich nicht um einen Pfennig berauben.“

„O, das macht nichts aus. Ich kann's entbehren und Euch ist damit geholfen. Und was nennt Ihr mich arm? Ich leide niemals Mangel, habe Tag für Tag was ich bedarf und kann, wie Ihr seht, noch mittheilen.“

„Gute Frau! wie bescheiden sind Eure Ansprüche, wie ruhig, wie glücklich ist Euer Loos,“ sagte Julian in traurigem Ton, „vergleiche ich damit die wilde Unruhe, die wüste Regellosigkeit meines Lebens! Mir gleiten Gold und Silber, hab' ich es je, wie Sand durch die Finger; Euch kommt's nur bei Pfennigen zu und Ihr habt gar Ueberfluß!“

„Mein Lieber, so ein Herr wie Ihr, kann sich nicht mit einer alten Frau vergleichen, wie ich bin. Ueberdies — mein

Loos ist auch nicht immer so ruhig und glücklich gewesen. Seit man in Delft angefangen, die Kirchen zu reformiren, ist mancher Sturm über mein Haupt ergangen, ja, wäre nicht, nach des HErrn Rath, mein Wohlthäter das Werkzeug zu meiner Rettung gewesen, es würde mir nicht besser ergangen sein, als dem seligen Jost, meinem — Bruder — traurigen Andenkens!"

Wir haben die gute Lisbeth aussprechen lassen, aber Julian hatte nicht mehr danach gehört, er war ihr sogar mit einem gellen Schrei in's Wort gefallen, dem der Ausruf: „mein Vater! es ist meines Vaters Handschrift!" unmittelbar folgte, während er, von Entsetzen ergriffen, sein Haupt mit beiden Händen hielt und ein zusammengefaltetes Papier zur Erde fallen ließ.

Als er nämlich in der Börse nachgesucht, ob sich nicht möglicherweise etwas Münze darin versteckt, war ihm das beschriebene Papier wieder eingefallen, das er vorhin darin gefunden und in der Dämmerung nicht mehr hatte lesen können. Er nahm es jetzt hervor, brachte es der Lampe nahe und glaubte seines Vaters Handschrift zu erkennen. Das Siegel des Briefes war bereits erbrochen, er hatte seine Bestimmung also schon erfüllt; wenn aber Julian sich auch in den Schriftzügen hätte irren können, das Familienwappen des Siegels konnte ihn nicht täuschen. Bedenkt man nun, welche Vorschläge der Mann, in dessen Besitz sich das Document befunden, ihm gemacht, so kann die schmerzliche Ueberraschung des Junkers nicht befremden, um so weniger, da der Brief einen Wechsel einschloß, der, zum Betrage einer ansehnlichen Summe, auf den mit Namen genannten Inhaber lautete und von Herrn van Lunchyn, einem Edelmann der Gesandtschaft, die sich im Auftrage des Bischof von Luik nach s' Hage begeben um über die gewaltthätige Besitznahme des Schlosses

Hoey Beschwerde zu führen, ausbezahlt werden sollte, der Inhalt des Briefes dazu sowohl mit dem offenbaren Zweck jener Gesandtschaft, als noch mit einem andern zusammenzuhängen schien, über welchen in versteckten Ausdrücken nur Andeutungen gemacht waren. Zu Letzterem nun schien jener Wechsel die Mittel schaffen zu sollen und Herr van Lunchyn wurde dringend gebeten, demselben dem Herrn Baron de Ghiselles, zur Zeit am Hofe des Statthalters in Holland anwesend, zukommen zu lassen, damit derselbe im Stande sei, den von seinem Vater übernommenen Verpflichtungen nachzukommen.

„Mein Bruder! der Wechsel lautet auf meinen Bruder, und er nimmt also an dem Complot Theil!" rief Julian mit einer Ueberraschung aus, die zugleich eine gewisse Genugthuung, grade nicht edlen Ursprungs, erkennen ließ. „Aber — jetzt ist der Wechsel mein — und sie sind noch nicht im Besitz des Geldes," fuhr er fort und wandte das Papier um, gewahrte aber auf der Rückseite desselben eine Unterschrift, welche die bereits erfolgte Auszahlung desselben bezeugte und ihn zum Ausruf einer groben Verwünschung trieb. Die gute Lisbeth aber sagte darauf mit traurigem Ernst:

„Ich bitt' Euch, Herr, mißbraucht nicht den Namen Gottes, indem Ihr Euch und Andere verflucht; Ihr würdet mir den Segen aus meiner Hütte wegnehmen."

Ohne jedoch auf diese Ermahnung zu achten, sprach Julian, ganz in eigne Gedanken verloren: „noch ist Alles zu retten, ich habe jetzt Beweise und das kommt mir vom Himmel — ich soll den Verräther entlarven, mich selbst zugleich rächen — Frau: leiht mir ein paar Pfennige, ich geb' sie Euch mit Wucher zurück; ich muß fort, fort nach der Stadt!"

„Ich leihe nicht auf Wucher," erwiderte Lisbeth, ihm mit etwas kalter und strenger Miene das Geld gebend, „aber Ihr spracht von Rache nehmen; bedenkt doch, ob sich das für einen Menschen ziemt, der nach Christi Vorschrift das Vaterunser hat beten lernen."

„Gute Seele! habt Dank für Eure freundliche Aufnahme, ich hoffe sie Euch bald vergelten zu können, aber — an Euer frommes Geplapper kann ich mich nicht kehren, denn es handelt sich hier um einen Wechsel von zweitausend Louisd'ors!"

„Die Euch in der Stadt ausbezahlt werden sollen?"

„So hoffe ich!" antwortete er mit wildem Lachen, sich rasch der Thür nähernd, als diese sich öffnete und ein bürgerlich gekleideter Mann eintrat, der den Blick sofort verwundert und prüfend auf ihn heftete, während er die Bewohnerin der Hütte mit einem: „guten Abend, Betteken, so spät noch fremdes Volk bei Euch?" begrüßte.

„Guten Abend, Dominé, seid willkommen!" sprach Lisbeth als Gegengruß und fügte, ohne die unpassende Frage zu beachten, mit einer gewissen Strenge hinzu: „noch so spät und so fern von Eurem Dorf, ehrwürdiger Herr?"

„Nun ja, der Bauer, der mich nach der Stadt fuhr, mußte mit seinem Wagen einen fremden Herrn auf's Land bringen; mitfahren konnte ich nicht und mußte also hernach meine Beine in die Hand nehmen. Habt Ihr einen Napf Milch oder sonst etwas für mich, falls dieser Gast noch etwas übrig ließ?"

Der wiederholte Angriff auf seine Person reizte Julian in hohem Grade und trotz seiner Eile, blieb er noch, um den Dominé etwas näher in's Auge zu fassen. Schon beim ersten Blick fühlte er einen instinktartigen Widerwillen gegen die ungeschliffenen Manieren des Mannes, der seinerseits fort-

fuhr Julian mit augenscheinlichem Mißtrauen zu betrachten, während er sich dabei an Lisbeth wandte, als sähe er den Fremden garnicht.

„Was der Gast gebrauchte, wurde ihm freiwillig geboten," erwiderte Julian auf jene Frage, indem er zugleich nahe an den Dominé herantrat und ihn so bedeutungsvoll ansah, daß sein rothes Vollmondsgesicht plötzlich kreideweiß wurde.

„Es war — es war nur ein Scherz, war — nicht so schlimm gemeint," stotterte der Feigling, dem es, trotz seines brutalen Auftretens, sichtlich an sittlichem Muth gebrach.

„So! das ist etwas Anderes. Da werdet Ihr mir denn auch wohl den Dienst erzeigen, mir eine Frage zu beantworten?"

„Was verlangt Ihr zu wissen?"

„Ob Ihr den Herrn kennt, dem Ihr Euren Wagen überlassen mußtet?"

„Weshalb fragt Ihr danach? Wie sollt' ich ihn kennen?" entgegnete der Dominé, abermals die Farbe wechselnd und durch seinen hastigen, etwas barschen Ton unwillkührlich Unruhe verrathend, wodurch Julian ermuthigt wurde fortzufahren:

„Ich habe Interesse daran, denn ich bin selbst mit jenem Herrn gefahren."

Der Dominé nahm jetzt Julian gegenüber plötzlich eine andere Haltung an; wohl maß er ihn nochmals von Kopf bis zu Fuß, doch entschieden mit Wohlwollen, statt mit Mißtrauen.

„Ihr seid mit ihm gefahren und das auf seinen Wunsch?"

„Wie wäre ich sonst dazu gekommen? er hatte über etwas mit mir zu sprechen."

Der geistliche Herr trat Julian jetzt nahe, drückte mit brüderlicher Vertraulichkeit seine beiden Hände und sagte:

„Steht die Sache so, wie seid Ihr denn aber wieder hierher gekommen"?

„Er mußte noch weiter und —"

„Bis eben hinter Voorburg, das ist doch so weit nicht!"

„Aber für mich war's nicht nöthig, dort zu sein."

„So hat er die Sache also schon mit Euch besprochen — wozu fragt Ihr denn mich noch danach?" sagte der Dominé etwas mißtrauisch.

„Nun, um zu wissen, ob sie Euch wirklich bekannt ist," versetzte Julian mit Ernst.

„Allerdings ist sie es und dennoch," fügte der Dominé mit einem Blick des Einverständnisses hinzu, „dennoch, Ihr mögt's mir glauben oder nicht, weiß ich nicht den Namen der fraglichen Person, obwohl ich vermuthe, wer es ist."

„Ihr wißt aber, das er nicht ist, was er zu sein scheint —"

Der Dominé faßte schleunig Julian's Hand und sagte mit einem Seitenblick auf Lisbeth deutend; „nichts mehr davon, wir verstehen einander; ich sehe Ihr wißt um unsere Sache."

„Ungefähr Alles, doch sagt mir noch —"

„Nein, nein, jetzt nicht; morgen sollt Ihr mehr erfahren, es ist Alles vorbereitet."

„Ohne ihn und mich?" fragte Julian etwas bestürzt.

„Zürnt deshalb nicht, ich werde mich bei den Freunden zu verantworten wissen. Es bot sich mir eine vortreffliche Gelegenheit für die Sache und ich schloß den Handel ab. Morgen geht die Affaire vor sich."

„Die Moritz betreffende?" fragte Julian flüsternd, seiner inneren Bewegung aber zu wenig Meister, um nicht abermals Mißtrauen zu erregen, denn der Dominé erwiederte laut lachend:

„Nun kommt Ihr auf etwas Anderes, Freund, und ich weiß nicht mehr, was Ihr meint. Ich rede von dem Bauerhof, den er kaufen wollte —"

„Aha!"

„Und weswegen er sein Incognito zu bewahren wünscht. Verstanden?"

„Vollkommen."

„So geht ruhig Eures Weges und sicher werden wir einander bald wieder begegnen."

„Das bezweifle ich nicht, nur fragt es sich, wo?"

„Selbstverständlich auf dem Platz, wo die Spiele abgehalten werden."

„Gut. Also dort treffen wir uns morgen und bis dahin — seid gegrüßt!"

„Seid gesegnet!" sprach der Dominé, „und kommt glücklich heim."

Julian hörte die letzten Worte nicht mehr, aber der Segen des geistlichen Herrn machte durchaus keinen wohlthuenden Eindruck auf ihn und mit dem eiligen Schritt eines Mannes, der unter einer Fülle auf ihn einstürmender Gedanken, mechanisch vorwärts getrieben wird, ging er einsam seines Weges. Wir aber folgen ihm nicht.

IV.

„Wer ist der Mann? Kennt Ihr ihn?“ fragte der Dominé Lisbeth mit einer gewissen Hast, sobald sich die Thür hinter Julian geschlossen.“

„Mir ist er gänzlich fremd, doch wollt' mir scheinen, Euer Ehrwürden handelten mit ihm von einer Sache,“ entgegnete die Alte in einem Ton, der nicht eben von großer Ehrerbietung zeugte und in der That war weder die Person des Domimé, noch waren seine Worte oder sein Wesen geeignet, ein solches einzuflößen.

„Ich kenne ihn auch nicht,“ fuhr er fort, „glaube aber, daß wir Beide einem und demselben Werk dienen sollen.“

„Doch nicht in kirchlichen Angelegenheiten? dieser Mann, ein Soldat und Flucher, hat für heilige Dinge zu rauhe Hände.“

„Aber Ihr wißt, Lisbeth, daß wir Geistlichen uns auch ein wenig mit der Politik befassen.“

„Ich habe das wohl gehört, begreife aber nicht, wie ein würdiger Diener des Evangeliums das mit seinem Gewissen zu vereinigen versteht.“

„Meint Ihr denn, der Dienst des Evangeliums und der Dienst des Staates widerstritten einander?“

„Das brauchen sie nicht, um dennoch für den, der beiden dienen will, unvereinbar zu sein.“

„Jedenfalls ist's nicht Frauensache darüber zu urtheilen. Sagt mir lieber, wie der Mann hierher kam und was er im Schilde führt?“

„Er war verirrt und müde und kehrte bei mir ein, um zu rasten und sich ein wenig zu erquicken.“

„Und weshalb brach er so eilig auf, als ich kam?“

„Er hatte unterwegs all’ sein Geld eingebüßt, durchsuchte seine Börse nach ein paar Pfennigen, um durch das Stadtthor zu kommen, fand sie nicht, statt dessen aber einen Wechsel von zwei tausend Louisd’ors, über welche Entdeckung er fast erschrocken schien und dann rasch aufbrach. Sonst weiß ich nichts von ihm, nur schien’s mir, als habe er viel Trübsal und viele Täuschungen erfahren, ohne dadurch zum Suchen nach den höchsten, unvergänglichen Gütern geführt zu sein.“

„Deren giebt’s Viele!“ sagte der Dominé.

„Nur allzu Viele!“ stimmte Lisbeth seufzend zu; „es liegt aber für diesen Mann eine gewisse Entschuldigung in dem leichten, lockern Kriegsleben, das er führt, wobei es ihm an Zeit und Sammlung zu fehlen scheint, über dasjenige, was seiner Seele noth thut, nachzudenken. Muthwilliges Widerstreben der Gnade Gottes, meine ich, ist hier nicht, vielmehr —“

„Sakrament! wie riecht’s hier nach Speckpfannkuchen,“ unterbrach der Dominé die Alte plötzlich; „ein Glück, Lisbeth, daß wir nicht grad’ Fastnacht haben, sonst kämet Ihr leicht in den Verdacht des Papistenthums.“

„Wär’s auch Fastnacht, Dominé, ich würde ohne Furcht vor solchem Verdacht gern einen hungrigen Wanderer erquicken. Wer mich kennt, weiß schon, daß ich der reinen Religion treu anhänge, seit ich mich einmal zu derselben bekannt.“

„Herrliche reine Religion! so gereinigt, so gründlich gefegt, daß sie nackt und kalt geworden,“ murmelte der Dominé halblaut.

„Das meint Ihr nicht ernstlich und sagt’s nicht aus Geringschätzung gegen die reformirte Kirche,“ erwiederte Lis-

beth; „Ihr habt wohl Argwohn gegen mich und denkt ich würde Euch mein Herz aufthun!“

„Ei, ei! Frauchen, wie hoch Ihr das aufnehmt! ich habe durchaus keinen Argwohn gegen Euch, sprech's nur so hin aus Kurzweil und um Euch zur Vorsicht zu ermahnen. Einsame Frauen geben in unsern bösen Zeiten gar leicht Aergerniß.“

„Ich wüßte nicht, wer sich an meiner Einsamkeit ärgern könnte!“

„Zunächst seit Ihr häufig belästigt; Jedem steht's frei bei Euch einzudringen.“

„Das ist allerdings so,“ fiel Lisbeth rasch zustimmend ein, und gab dadurch zu erkennen, daß dies augenblicklich wenigstens zutreffend sei.

„Ferner wissen wir, wie die Bauern sind,“ fuhr der Dominé fort; „die zur neuen Religion gehören, halten Euch für eine Betschwester, und die noch beim alten Glauben geblieben sind, für eine Zauberin oder Hexe; Alles gefährliche Verdächtigungen in unserer Zeit.“

„Kann ich das helfen? muß ich denn, schon in den Sechszigern, noch einen Mann nehmen, um zu beweisen, daß ich weder das Eine, noch das Andere bin?“

„Jetzt ist es allerdings zu spät. Aber Ihr hättet Euch verheirathen sollen, als es noch Zeit war und ich's Euch rieth, hättet den Leuten dadurch beweisen sollen, daß Ihr wirklich von Herzen und nicht bloß durch Zwang der Umstände mit den Klostergelübden gebrochen, als Ihr aus dem Convent austratet.“

„Aus dem Convent austrat! — ehrwürdiger Herr, das ist nicht das rechte Wort. Was aber mein Klostergelübde betrifft, so habe ich damit, dem Princip nach, durchaus nicht gebrochen und war der Reformation, schon ehe ich aus dem

Kloster vertrieben wurde, von ganzem Herzen zugethan. Armuth, Keuschheit, Mäßigkeit, Gehorsam gegen Vorgesetzte und das ganze Herz dem Herrn Jesu! das ist die Hauptsumma der Vorschriften, die ich, nach dem Maaß meiner Kraft zu erfüllen, einst vor Gott gelobt, und ich habe nicht mit ihnen gebrochen, glaubte ich auch nicht länger an die menschlichen Satzungen, welche das Klostergesetz hinzugefügt, gebunden zu sein."

„Gut. Wart Ihr aber entschlossen in die Welt zurückzukehren, so hättet Ihr doch klug gethan, auch mit dem menschlichen Verbot der Ehe zu brechen."

„Zu jenem Entschluß kam ich, weil ich der römischen Kirche nicht länger angehören wollte; da ich mich aber, trotz des äußeren Lebens in der Welt, ganz und gar in den Dienst des Herrn stellte, hielt ich mich, nur um der Vortheile des Volkes willen, durchaus nicht verpflichtet, das Joch der Ehe auf mich zu nehmen."

„Vielleicht hattet Ihr dazu auch noch einen andern Grund, liebe Schwester —"

„Und welcher könnte das sein?"

„Nun, etwa weil der Mann, zu dem das Herz Euch zog, nicht Euer werden konnte. —"

„Ich wüßte nicht, wer das hätte sein können?"

„Der wäre, scheint mir, so ferne nicht zu suchen, Doctor Graswinckel stand damals noch in voller Jugendkraft."

„Ich versichere Euch vor Gott, Dominé, daß ich nie etwas Anderes als Hochachtung und Dankbarkeit für diesen würdigen und ehrwürdigen Freund empfunden, nie eine andere, als christliche Liebe, die er mir so reichlich erwiesen."

„Bah! zu beschwören braucht Ihr's nicht und Sünde wär's nicht gewesen! Seid Ihr aber gewiß, daß er selbst in Erweisung dieser reichlichen christlichen Liebe so ganz un-

eigennützig gewesen? Ihr wart damals ein lieblich Mägdlein, Lisbeth, wie eine weiße Lilie in voller Reinheit blühend —"

„Verschont mich mit weltlichen Erinnerungen, Dominé Blommers!" Was aber meinen edlen Freund betrifft, so haben die hohen, himmlischen Gedanken, in denen er sich stets bewegt, der heilige Eifer, der ihn treibt sich in allerlei christlichen Liebeswerken zu üben, ihm weder Zeit gelassen, noch Sinn gegeben für etwas so Geringes wie schwache Frauenliebe."

„Dem kann ich nicht wiedersprechen, denn persönlich kenne ich Doctor Graswinckel nicht. Indessen mag's Eurerseits doch wohl Abgeneigtheit gegen das Heirathen gewesen sein, und kein heimliches Festhalten an den Klosterregeln aus stiller Liebe zur alten Kirche."

„Ehrwürdiger Herr, wie kommt Ihr zu solcher Frage?" sagte Lisbeth in höchster Ueberraschung.

„Nun, wär's so, wißt, mir könntet Ihr's getrost beichten; nicht grad' als dem Dominé Blommers, aber als einem alten, vertrauten Freunde."

Lisbeth zuckte die Achseln. „Ich habe aus freiem Entschluß gehandelt und diesen niemals bereut."

„Ja, ja, das weiß ich wohl! als Ihr mit achtzehn Jahren den Schleier namt, hieß es auch freier Entschluß und kam doch wohl ein bischen Reue hintennach; wer sich aber einmal täuschen kann, kann's auch zweimal thun. Macht man doch im Laufe der Jahre häufig die Erfahrung, daß sich das Herz nach alten Verhältnissen zurücksehnt, denen es einst freiwillig entsagte."

„Das trifft bei mir nicht zu. Ich hasse das Papstthum von ganzer Seele!" sagte die Alte mit Ernst, fast mit Heftigkeit.

„Wirklich? nun, dann bin ich beruhigt,“ versetzte der Dominé, fiel sich aber plötzlich in's Wort und sagte: „st! st! rollt da nicht ein Wagen?“

„Das müßte sehr in der Ferne sein,“ meinte Lisbeth, „denn ich höre nichts.“

„Ihr werdet etwas harthörig, liebe Schwester, aber ich hoffe mich nicht zu täuschen.“

„Ihr hofft, es werde Jemand vorüberfahren, der Euch mit nach Haus nähme?“

„Die Wahrheit zu sagen, ich habe einen Bekannten gebeten mich hier abzuholen, um mit ihm nach Voorburg zurückzufahren. Gegen acht Uhr wird er hier sein, und bis dahin kann ich Euch ja nicht lästig werden.“

„Und wenn auch! man erträgt einem Andern zu Lieb' schon ein kleines Ungemach. —“

„Einem Andern zu Lieb'! wie karg das klingt! will denn das Wörtchen Freund oder Bruder nicht heraus?“

„Dominé, ich kann Euch in Wahrheit nicht mit rechtem Vertrauen als Freund ansehen, oder Bruder nennen, weil Ihr in wichtigen Dingen zweierlei Gesicht zeigt.“

„Also das glaubt Ihr von mir?“

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Euch über die Religion, deren Diener Ihr seid, herfallen höre und zwar in einer Weise, daß mir nicht klar ist, ob in Euren zweideutigen Aeußerungen Verdacht gegen mich liegt, oder ob eigener Wankelmuth daraus spricht.“

„Ja, Lisbeth, ich hätte bedenken sollen, daß Ihr in Eurem Convent nicht gelernt habt Scherz zu verstehen.“

„Hab' auch in der Welt nicht gelernt über ernste Dinge zu scherzen.“

„Aber jeder Christ und selbst eine Nonne, die mitten in der Welt an ihren Klostergelübden festhielt, muß doch gesunde

Vernunft gebrauchen, und die, meine ich, sagt Euch, daß, wer auch durch den neuen Glauben und die Umgestaltung der Dinge gewonnen haben mag, die Geistlichen sich keines Vortheils rühmen können!"

„Kein Geistlicher wurde gezwungen in seinem Stand zu bleiben. —"

„Ward's ihm denn aber leicht gemacht, einen anderen zu erwählen? Weiß wohl, es stand den Pfarrern frei, ob sie ihr Amt aufgeben oder die Kappe nach dem Winde hängen und sich den Neuerungen fügen wollten. Ich erwählte Letzteres und that noch mehr, ich nahm eine Frau — das war neue Mode und neues Recht."

„Daran thatet Ihr wohl, denn die Frau war ja schon Mutter Eurer Kinder," sagte Lisbeth, nicht ohne Vorwurf.

„Ganz recht! es dachte aber Niemand daran, daß ein verheiratheter Dominé mit fünf oder sechs Kindern, die er öffentlich als die seinigen anerkennt und nach seinem Stande erziehen muß, ganz anders steht als ein Priester, der sich mit derartigen Weitläuftigkeiten nicht einzulassen hat, daß eine magere Prädikantur ein schlechter Ersatz ist für ein fettes Pfarramt mit Allem, was dazu gehört, daß endlich, um Jene in Ansehn zu erhalten, kein anderer Beruf daneben getrieben werden darf, gerad', als wären Armuth und Dürftigkeit geeignet, Achtung einzuflößen! Anfangs verließ ich mich auf meine Gemeinde, aber, jawohl, allzu getrost! außer dem Beichtpfennig und dem Zehnten ließen die Bauern Dominé flöten! 's war schon ein Großes, bedachten sie mich mal mit einem Sack Mehl, der mietig zu werden drohte, oder mit etwas Abfall vom Einschlachten. Dazu muß man ganz nach ihrem Sinn predigen, sonst ist's nicht getroffen und man muß, als Beigabe zu jenen geringen Spenden, spitzfindige Bemerkungen hören. Nein, seit es Jedem frei steht

in der Bibel zu lesen, ist die Heerde klüger geworden als der Hirte!"

„Doch sind vielleicht Solche unter ihnen, die ernstlicher den guten Hirten suchen, als —"

„Als ihre Seelsorger? sagt's nur frei heraus, Betteken, ich weiß doch, was Ihr meint! 's ist ihnen ja auch noch etwas Neues! Aber — und darin müßt Ihr mir Recht geben — das Ansehen der Geistlichen geht dabei verloren. Früher mußte der Laie darauf bedacht sein, es seinem Pfarrherrn recht zu machen, oder — es kam ihm gelegentlich theuer zu stehen; jetzt muß der Prädikant dem Vorstand zu Willen sein, oder — man verklagt ihn beim Kirchenrath und verdächtigt ihn bei der Regierung; und ist der Arme nicht so still wie ein Mäuschen, nicht so folgsam wie ein alter Karrengaul, entsetzt man ihn einfach seines Amtes und er kann hungern oder betteln. Ich kann nicht sagen, daß unsere Lage beim sog. Reformiren der Kirche, verbessert ist."

„Aber, Dominé, Ihr beurtheilt alle diese Dinge nur fleischlich, seht sie nicht geistlich an!"

„Sakrament, Lisbeth, wie können wir denn, von so vielen irdischen Sorgen gedrückt, geistlich bleiben?"

„Wart Ihr denn geistlich, Bruder Bernulphus, als Ihr aus Ursachen, die ich Euch nicht zu nennen brauche, als Beichtvater abgesetzt wurdet? wart Ihr denn geistlich, als Ihr Euer Pfarramt antratet und eine zwanzigjährige Dirne als Haushälterin nahmt? wart Ihr denn geistlich, als —"

„Betteken, wozu alle die alten Camillen wieder aufwärmen? Das Geschehene ist gebüßt, schwer gebüßt, seit ich diesen verwünschten Priesterrock angezogen."

„Lange habe ich gehofft, Ihr hättet mit ihm auch den Sinn erneuert."

„Nun ja, anfangs war's so! Aber — still, nun hör' ich deutlich, daß ein Wagen rollt und auf der Landstraße hält. Will sehen, ob's der ist, auf den ich warte," und Dominé Blommers rief, die Thür der Hütte öffnend, hinaus:

„Ist das Gehrt Evertsen's Wagen?"

„Jawohl," lautete die Antwort; „beliebt's dem Dominé aufzusteigen?"

„Ich komme! Guten Abend, Lisbeth; Dank für Herberge und Unterhaltung! — ich laß Euch jetzt mit Euren Betrachtungen allein!"

Lisbeth war ihm gefolgt und während sie vor ihrer Hausthür stehen blieb, hörte sie Blommers zu dem Fuhrmann sagen: „So, Gehrt-Bauer, Ihr seid's selbst! ist Euer Gast nicht mit Euch?"

„Nein, Dominé, der wartet in der Abtei auf Euch," erwiederte Jener und fügte, als er Blommers die Hand zum Aufsteigen reichte, hinzu: „ist's Dominé recht, so setzt Euch hier vorn zu mir, wir können dann mit einander sprechen."

Dann fuhren sie fort. Lisbeth aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nach der Abtei? was wollen sie denn dort? und wie kommen sie hinein? Gehrt Evertsen gehört noch zu denen, die beim alten Glauben geblieben sind und hat's doch so angelegentlich mit Dominé? da steckt was dahinter!"

Und Lisbeth hatte in dieser Vermuthung Recht. Für uns ist jedoch der Augenblick, der Sache weiter nachzuforschen, noch nicht gekommen.

V.

Die Soldaten, die sich mit der Volksmenge um den Kampfplatz der Ritter geschaart und dort bemerklich gemacht, spielen eine zu wichtige Rolle in unserer Geschichte, als daß wir sie ganz aus den Augen verlieren dürften. Um aber wieder mit ihnen zusammen zu treffen, müssen wir sie in einer der unansehnlichsten Gegenden der Stadt aufsuchen, in einem engen, düstern Gäßchen, wo auch nicht das Geringste für die Straßenerleuchtung geschehen, obgleich es spät am Abend und auf den Mond keine Rechnung zu machen ist. Auch Verkaufsläden giebt's dort nirgends, deren qualmendes Lämpchen noch ein wenig Licht durch die trüben Fensterscheiben werfen könnte, um Vorübergehenden wenigstens den tröstlichen Beweis zu geben, daß hier Menschen wohnen. Im eigentlichsten Sinne wohnt auch Niemand hier; man sieht nur Hinterhäuser von Brauereien und Tuchwebereien, sieht Aufhäufung von allerlei Bau- und Küfergeräth, unter dem über Tag rege Thätigkeit herrscht, während nach Feierabend alles verlassen steht. Die Räumlichkeit selbst aber, in die wir eintreten müssen, ist ein Küfer-Packhaus, in welches eine schmale, in zwei Hälften getheilte Thür mit nur mangelhaftem Schloß, führt. Durch die Spalte derselben entdeckt man endlich einen schwachen Lichtschein, der uns verlockt die obere Hälfte leise zu öffnen und einen Blick in das innere des Raumes zu wagen, in dem sich ein seltsames, malerisches Bild vor uns aufthut.

Jene fünfzehn Soldaten sitzen im Halbkreis um ein hochloderndes Feuer, das sie von Zeit zu Zeit, durch Spähne und unbrauchbar gewordene Fässer, neu anfachen. Beim

Flackern desselben ergießt sich über ihre bleichen, verwilderten Gaunergesichter eine röthliche Gluth, erglänzen ihre trüben, eingesunkenen Augen. Sinnlichkeit leuchtet aus ihren Blicken und belebt in gewisser Weise ihre starren Züge. Lange, zu lange schon jeglichen Lebensgenusses, selbst der nothwendigsten Bedürfnisse entbehrend, haben sie sich mit wahrem Heißhunger auf Befriedigung derselben geworfen, sobald sie ihnen geboten wurde. Sie erquicken sich an der milden Wärme, die das brennende Feuer augenblicklich in dem kalten, unwohnlichen Raum verbreitet und achten des Qualmes nicht, der sich in dicken Rauchwolken über ihren Köpfen lagert. Ein Schornstein ist nicht vorhanden, aber der improvisirte Heerd liegt gerade vor einer Maueröffnung, durch die der Rauch Abzug findet, ist der Wind ihnen zu Willen; wenn nicht, was kümmert sie solche Kleinigkeit! liegt doch ganz Anderes ihnen im Sinn. Zwei der Soldaten haben große Schnitte geräucherten Specks auf eine Lanze gespießt und lassen sie in der Flamme braten; Andere befestigen, erfinderisch genug, einen eisernen Kessel zwischen drei Büchsen, um ihn auf diese Weise über Feuer zu hängen; ein bedenkliches Unternehmen, denn der Kessel darf das Gleichgewicht nicht verlieren, die Büchsen dürfen nicht wanken, daß nicht das siedende Naß in die Flammen oder über ihren Leib verschüttet wird. Bald sehen sie sich jedoch durch einen warmen, erquickenden Trunk für ihre Mühe belohnt, der zinnerne Krug, der einzige in ihrem Besitz, hat schon mehrere Mal die Runde gemacht und das heiße, mit Branntwein und Honig vermischte Bier, beginnt seine Wirkung zu thun. Eine umgekehrte Biertonne, über welche ein paar Bretter gelegt sind, dient ihnen als Büffet, auf dem sich ein Vorrath groben Brodes sammt einem halben Käse befindet, ein Messer liegt zur Aufforderung daneben und daß diese nicht

vergebens, zeigen die Schnitte von beiden, welche die Meisten der Soldaten in der Hand halten. Sie haben jetzt einmal Ueberfluß, können Hunger und Durst stillen und machen sich nichts daraus in einer Nacht zu verprassen, was, bei mäßigem Genuß, tagelang hätte ausreichen können. Etliche erlauben sich die Ueppigkeit des Rauchens und qualmen so vergnügt aus den kurzstieligen Pfeifen, als hätten sie nimmer Unrecht gethan, oder Unruhe empfunden. Und doch, fragen wir, wie sie zu diesem Ueberfluß kommen, so finden wir Grund genug zu ernsten Bedenken; sie aber kennen solche nicht, was Recht und Unrecht ist, kümmert sie nicht, ihre Urtheilsfähigkeit ist bei dem wüsten Soldatenleben, das sie geführt, in diesem Punkt verwirrt und abgestumpft, wenn nicht völlig verloren gegangen; auch begeben wir uns nicht ohne Zögern in ihre Gesellschaft, denn, was unter ihnen vorgeht, wird Aug' und Ohr so unangenehm berühren, als uns die Mischung der Gerüche von Rauch, Tabacksdampf, gebratenem Speck und gekochtem Bier widersteht, nicht zu gedenken der verdorbenen Luft, die unter Fässern und Biertonnen in einem fensterlosen Raum herrscht, in dem funfzehn schmutzige Soldaten Tag und Nacht hausen. Aber dennoch müssen wir, ist's auch nur von fern, den Vorgängen hier lauschen und wenigstens auf dasjenige horchen, was uns, in Bezug auf Julian, wichtig erscheint. Ihre Flüche, Roheiten und Verwünschungen möchten wir weder auffangen, noch wiedergeben; da wir aber Einen der Soldaten sagen hören:

„'s ist jammerschade, daß der Lieutenant nicht hier ist," müssen wir doch wissen, was sich jetzt und später zuträgt.

„Ja, das würd' ihm schon gefallen, und sicher wär' er hier, ahnte er, wie wohl wir's uns sein lassen. Wo er nur sein mag?"

„Nun, irgendwo, wo er's besser zu haben meint, als bei uns."

„Vielleicht ist er seinem neuen Liebchen gefolgt, dem hübschen Jungferchen, an das er sich mit unserer Hülfe machte."

„Ei," rief ein Anderer, „einer so stattlichen Jungfer wird mit einem armseligen Lieutenant, wie unser Julian, nicht gedient sein! Ja, wären seine Sammetkleider noch so neu, sein Kragen noch so säuberlich gefaltet, als in den Tagen, da wir ihn im Ernst unsern Lieutenant nennen konnten, dann wollte ich nichts sagen. Damals hatte manch' schmuckes Mädel ihren Sinn auf ihn gesetzt. Er ist einmal ein Edelmann und weiß mit Frauen umzugehen; so verwildert aber, wie er jetzt aussieht, mit ungekämmtem Haar und Bart, als hätt' er keinen Pfennig für den Barbier in der Tasche, sieht keine ehrbare Jungfer ihn an."

„Aufdrängen aber wird er sich niemals, dazu ist er zu ritterlich und sein Herz zu brav," bemerkte ein Soldat, der Speck briet.

„Was weißt Du von seinem Herzen, Hans?" rief einer der Jüngsten des Trupps aus, mit bleichem, verschmitztem Schurkengesicht. „Ich habe noch nichts bei ihm gefunden, als einen tüchtigen Magen und harten Kopf und was die Ritterlichkeit betrifft, so spürt man wahrlich nichts mehr davon!

„Ei, Bernhard, denkst Du so schlecht von ihm, weshalb bist Du da bei ihm geblieben?" fragte Hans in gereiztem Ton.

„Weil er die Fähigkeit besitzt sich in allen Fällen durchzuschlagen. Vielleicht überrascht er uns ja bald wieder mit einem Pröbchen davon, ist etwa zum Grafen Hohenlohe gegangen, die rückständige Löhnung einzuziehen, oder er hat Audienz beim Prinzen und versucht eine neue Compagnie

zu bekommen — das ist ja sein Steckenpferd und er reitet es, sobald er uns beschwichtigen will!“

„Was schwatzt Ihr über den Lieutenant hinter seinem Rücken,“ rief Michel aus, „laßt uns seine Abwesenheit lieber benutzen um zu überlegen, was wir mit der Beute des heutigen Tages machen und wieviel wir ihm von der in Aussicht stehenden geben wollen.“

„Zu theilen giebt's keine Beute,“ fuhr Bernhard auf und wies die Zähne wie eine gereizte Bulldogge. „Das Geld von dem Jesuiten gehört uns Fünfen allein und das Lösegeld von dem aufgeputzten Junker ist bei unserm heutigen Fest darauf gegangen.“

„So!“ sagte Valentin ärgerlich, „hat denn die Schnalle mit dem hübschen Stein nichts eingebracht?“

„Ja sprich mir noch von der Schnalle,“ rief Bernhard heftig aus, „keinen Pfennig ist sie werth! der Goldschmied, bei dem wir sie verkaufen wollten lachte uns aus, schob uns aus der Thür und schloß sie hinter uns, als wären wir ihm verdächtig.“

„Ja,“ sagte ein Anderer, „der fremde Hausirer, der in gelb Fiken's Tabacksbude saß, lachte auch darüber, daß wir sie für echt hielten und sagte: „Ja, ja! Ihr habt da einen guten Fund gemacht; echt venetianische Glasperlen sind's, dazu nicht einmal gut geschliffen! Und als wir das hörten, nahmen wir, was gelb Fiken uns dafür bot: etwas Taback und eine Pfeife.“

„Aber hört!“ versetzte Valentin, „wir müssen die Abwesenheit des Lieutenants benutzen um zu berathen, was wir in der Sache mit dem Jesuiten thun wollen.“

„Ei, wir haben das Geld und lassen ihn flöten!“ sagte Hans lachend.

„Ja, aber er hat uns das Doppelte zugesagt, wenn wir uns in der Sache gut machen,“ entgegnete Bernhard, „da scheint mir, wäre sie doch zu erwägen.“

„Ist der Lieutenant nicht dabei, lasse ich mich nicht dazu gebrauchen,“ versetzte Michel, „was so hoch bezahlt wird muß ein Wagniß sein, und da muß ich erst Junker Julian's Meinung hören.“

„Ei was!“ wandte Valentin ein; „wer weiß ob er heute Abend kommt und morgen in aller Frühe muß die Zusammenkunft bei gelb Fiken stattfinden; ehe er uns sucht sind wir längst auf dem Marktplatz und es kommt Alles herrlich ohne ihn zu Stande. Nein, der Lieutenant darf nichts von der Sache wissen!“

„Von welcher Sache? was hast Du dem Lieutenant zu verhehlen? weshalb ist er nicht unter Euch?“

Diese drei Fragen wurden in strengem Ton in einem Athem von Jemanden gemacht, der durch eine Hinterthür eintrat, welche das Küfer-Packhaus mit der daran grenzenden Werkstatt verband. Es war Bastian, der Mann von der Eigenthümerin des Betriebs, den wir von seinem Recht zum Eintreten eben Gebrauch machen sehen. Die Soldaten wunderten sich auch keineswegs über sein Erscheinen, trug er gleich das Küfer-Schurzfell und bürgerliche Kleidung; er selbst aber war so überrascht, sie festfeiernd zu sehen, daß er, noch bevor er eine Antwort auf seine drei Fragen erhalten konnte, sich selbst mit dem Ausruf unterbrach: „In voller Gloria!“

„Ei freilich, Bastian, wir leben wie der Papst in Fastenzeit, während im Magen der Laien Miserere ist!“ antwortete Michel lachend; „hast aber keine feine Spürnase, sonst wärst Du schon früher hier gewesen — sollst aber jetzt noch mit genießen.“

„Ich hörte Euch wohl juchheien, aber das könnt Ihr auch mit leerem Magen. Es war hilde Arbeit in der Werkstatt, sonst wär' ich längst gekommen, nach dem Lieutenant zu fragen, den ich den ganzen Tag noch nicht sah. Konnte ich erwarten hier eine Schwelgerei zu finden, als ob —"

„Du in ein Convent der Benedictiner gekommen wärst, nicht wahr?" riefen Hans und Michel zugleich aus — „weißt noch, wie oft wir die zusammen abgefaßt haben?"

„Still! still! die Zeit ist vorüber," entgegnete Bastian stirnrunzelnd; „was damals möglich war —"

„Ist jetzt Contrebande" lachte Hans; „schlimm genug! wir leben zur Zeit in den sieben mageren Jahren der Egypter."

„O, daß Ihr Euch nach dem rechten Kanaan führen ließet!" seufzte Bastian; „statt dessen aber labt Ihr Euch an den Fleischtöpfen der Sünde! der Ueberfluß da vor Euch fließt sicher nicht aus reiner Quelle — daß es auf Credit geht, kann ich mir nicht denken."

„Sei ruhig, es ist Alles bezahlt. Komm', setz' Dich an's Feuer, auf dem Faß dort ist noch Platz. Michel soll den Bierkrug füllen und Du sollst ihn probiren."

Aber Bastian setzte sich nicht und wies den Becher, der ihm geboten wurde, zurück. „Ich setze meinen Mund nicht an diese Träber," erklärte er mit Entschiedenheit, „aber ich will wissen, wie Ihr es angefangen habt, so schwelgen zu können."

„Ei, Kamerad, kennst ja selbst die alten Kniffe des Handwerks! wir haben einfach eine Gans in die Klemme gehabt und zehren jetzt von ihrem Lösegeld und ferner haben Etliche von uns einen Jesuiten bei der Nase herumgeführt."

„Einen Jesuiten? wirklich? seid Ihr gewiß, daß Ihr's mit einem Jesuiten zu thun hattet? Gott allein weiß,

was solch' ein Belialskind wie ein Jesuit für böse Absichten hat, vor dem hütet Euch!"

„Sorge nicht darum," sagte Bernhard ruhig; „wir wollten Dir die Geschichte wohl erzählen, aber sie ist zu hübsch und zu lang."

„Viel lieber wüßte ich auch, wo Julian abgeblieben," erwiderte Bastian, „es ist mir nicht lieb, ihn hier nicht zu finden."

„Die Wahrheit zu sagen, wir dachten er wäre von Deiner Frau zum Essen geladen und Ihr hättet ihn hernach mit in die Abendpredigt geschleppt."

„Spötter! Meine Frau ist ausgegangen, Besorgungen zu machen; ich habe stehenden Fußes nur ein Stück trockenes Brod gegessen und wollt' mich nun nach dem Junker umsehen."

„Nach einem so schmalen Abendbrod wirst Du eine Schnitte Speck nicht verschmähen," sagte Valentin, ihm diese, nebst einem Stück Brod auf hölzernem Teller bietend; aber Bastian wies es zurück.

„Nein danke, ich will mich nicht sättigen an den Tischen der Ungerechten."

„Hör' Kamerad," sagte Michel, die Hand auf seine Schulter legend, „als wir den Klosterwein eimerweise tranken, warst Du besserer Laune! laß jetzt die albernen Gedanken fahren, spül' sie weg mit einem herzhaften Trunk, den alte Kameraden Dir bieten."

„Nein, nein, ich thu's nicht!" entgegnete Bastian abwehrend; „aber ich will mich zu Euch setzen und Julian's Kommen abwarten."

„Recht so, das ist ein gescheidter Einfall! komm' setz' Dich an den Heerd; — aber zum Sitzen gehört eine Pfeife und ich weiß, das war von je Deine schwache Seite."

„Alle Teufel, Hans! geht das?"

„Weshalb nicht? Deine Frau sieht's nicht und macht Dir also kein kraus Gesicht darum. Lustig! hier sind Pfeife und Taback, die Dir bald alle Grillen verscheuchen werden."

Hoffte Bastian dies wirklich, oder war die Versuchung dem lange widerstandenen Bedürfniß nachzugeben, dieses Mal zu stark für seine Willenskraft? gewiß ist, daß er mit sichtlichem Behagen seine Pfeife stopfte und anzündete und während er vergnüglich dicke Wolken aus derselben zieht, wollen wir, um ihn besser beurtheilen zu können, uns ein wenig nach seiner Vergangenheit und seinen jetzigen Verhältnissen umsehen.

Bastian war einer der Helden ohne Furcht, doch nicht ohne Tadel, wie er selbst bezeugte, die schon vom Beginn des Freiheitskrieges mitgekämpft. In jener Zeit pflegte er von sich selbst zu sagen, daß er „guter Geuse, aber schlechter Papist" sei; was das aber heißt, darüber wird Keiner sich täuschen, der nur einigermaßen die Geschichte des großen Freiheits- und Religionskrieges des sechszehnten Jahrhunderts kennt und weiß welcher Thaten diese Leute sich fähig gezeigt. Wir dürfen es nicht leugnen, daß in den Reihen derjenigen, die bereit waren, Gut und Blut für die Sache der Reformation und die Befreiung vom spanischen Joch, zu opfern, und die als treue Nachfolger Christi mit dem Blick auf's Kreuz kämpften, mancher Mitkämpfer gestanden, der sich anschickte falsche Götter vom Altar zu werfen und nicht daran dachte, zuvor die Abgötter des eigenen Herzens zu zerbrechen. Solchen bedeutet das Wort Freiheit leider: Zügellosigkeit für sich selbst, Unduldsamkeit für Andere; sie wollten den allgemeinen Feind unterjochen, ehe sie ihn niedergeworfen und es sind Thaten geschehen, auf welche die Gegenpartei heute noch mit Bitterkeit hinweist, als auf einen Makel der ruhmreichsten Zeit.

Unser Bastian nun hatte dieser rohen Schaar angehört und es sich zur Ehre angerechnet. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit hatte er für seine protestantischen Rechte gelitten und gestritten und hing an seiner Bibel, als hätte er das Recht sie lesen zu dürfen mit der Lanze erobert, ohne sich jedoch nach ihren Vorschriften zu richten; es hatte, im Gegentheil, Zeiten gegeben, wo er, mit einem Bibelwort auf den Lippen, die größten Schändlichkeiten beging ohne sich dessen zu schämen, weil sie nicht an Gleichgesinnten, sondern an spanisch- und päpstlich Gesinnten verübt wurden. Seit nun keine Veranlassung zu solchen Missethaten mehr war, bestand für ihn das Wesen der Frömmigkeit im Citiren von Bibelworten und da er seinen Haß nicht mehr in Gewaltthätigkeiten, seine Liebe nicht mehr in Mühen und Gefahren beweisen konnte, verstärkte Ersterer sich in ihm, drohte Letztere zu erlöschen, als plötzlich sein Geschick eine neue Wendung nahm, und eine innere Umkehr in ihm wirkte. Im Jahre 1587 wurde die Compagnie zu der er gehörte und die Julian als Lieutenant befehligte, aus Gründen, die nicht hierher gehören, cassirt, ohne daß Lieutenant oder Mannschaften sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen. Die unverdiente Kränkung verleidete ihm das Soldatenleben und er ging nach seiner Geburtsstadt Delft zurück, in der Hoffnung dort Brod zu finden. Glücklicherweise hatte er, Böttcher von Profession, sein Handwerk noch nicht verlernt und schon der erste Versuch, dem wilden, wüsten Leben zu entsagen, blieb nicht unbelohnt, indem er, als Geselle im Dienst einer Küferswittwe stehend, Herz und Hand derselben gewann. Herr des Betriebs freilich konnte er nicht werden, da er nicht im Stande gewesen der Zunft ein Meisterstück zu liefern; daß er aber Herr im Hause war, bewies der Umstand, daß Frau Hedwig seinen dringlichen

Bitten, den früheren Kameraden den Küfer-Packraum zu überlassen, willfahrte. Sie hatte den muthigen, in voller Lebenskraft stehenden Soldaten, wie Desdemona ihren Othello, seiner Abentheuer wegen lieb gewonnen, die er ihr jedoch vermuthlich mit dem nöthigen Vorbehalt auftischte; hing sie auch nicht, wie jene venetianische Schöne, mit abgöttischer Liebe an ihm, so blieb doch das ganze Herz der stattlichen, holländischen Hausfrau, die reichlich streng reformirt, aber von gemüthvollem Ernst und aufrichtiger Frömmigkeit war, ihrem Manne zugewandt, auch als sie seinen Seelenzustand erkannt hatte. Nicht nur im weltlichen Sinn hatte sie ihn aus tiefer Versunkenheit aufgerichtet, sondern auch in höherer Bedeutung, indem sie ihn zur wirklichen Erkenntniß seiner Sünden brachte. Von Reue und Scham erfüllt, sprach sich jetzt düsterer, strenger Ernst in seinem Wesen aus und in seinem Thun und Lassen bewahrheitete sich das Sprüchwort: „Wenn unsaubere Leute rein werden, scheuern sie den Topf von außen.“ Und das war begreiflich; der einstige Wassergeuse verstand, als friedsamer Bürger zu sich selbst gekommen, nicht, die rechte Mitte zu halten, er wurde Fanatiker, ein Eiferer mit Unverstand; streng gegen sich selbst, vermochte er auch gegen Andere nicht nachsichtig zu sein und zu bewundern war es, daß er bei solcher Lebensrichtung, sich nicht von seinen einstigen Kameraden gänzlich losgesagt hatte. Aber seine harte Außenseite hatte weiche Stellen und einen milden Kern und als er jene Soldaten mit ihrem früheren Befehlshaber obdachlos und in so beklagenswerthem Zustande traf, erbarmte er sich ihrer nach Kräften. Dem Lieutenant, dem er sich in gewisser Weise verpflichtet fühlte, hatte er eine kleine Bodenkammer in seinem Hause als Schlafstübchen eingeräumt, aber Frau Hedwig war keineswegs günstig gegen Julian gestimmt, ärgerte sich beständig über

das Betragen der Soldaten und als ihre Hoffnung, Lieutenant und Mannschaft endlich wieder in Dienst treten zu sehen, sich immer nicht erfüllen wollte, verlor sie die Geduld und müßte keine rechte Frau gewesen sein, hätte sie nicht die Kunst verstanden den eignen Unwillen auch ihrem Manne einzuflößen.

In der That wurde sein Auge mehr und mehr für das Sündenleben der Soldaten geschärft und damit das Gefühl der Kameradschaft, daß er stets wach erhalten, geschwächt. Aber erschöpft war seine Geduld noch nicht und er trachtete danach, es Frau Hedwig an Duldsamkeit zuvor zu thun, hoffte zuversichtlich auf Besserung der verstockten Sünder und glaubte bei nur schwachen Vorzeichen, die er namentlich bei Julian zu finden meinte, schon den Anfang des Guten zu sehen. Nicht ganz in Unkenntniß über die Herkunft und Verhältnisse des Lieutenants, hatte die Ueberzeugung von seinem redlichen Herzen, von der innerlichen Abgeneigtheit gegen das Leben, das er führte, den Glauben an seine Umkehr in Bastian befestigt.

„Wir dürfen die sechszehn Seelen, die der HErr uns zugeführt hat, nicht dem ewigen Verderben preisgeben, ohne das Aeußerste für ihre Rettung gethan zu haben," sagte er zu Frau Hedwig, als diese nach neuen Beweisen ihrer Verstocktheit, oder nach abermaligen Ausschreitungen des Lieutenants, auf die Fortschaffung Aller drang: „Wir müssen auf den Frühregen und Spatregen warten und werden noch herrliche Früchte sehen. Das Soldatenvolk wird einst nach Gott fragen und sich einer ehrlichen Handthierung zuwenden, der Lieutenant aber ist von edler Herkunft, der Fürstensohn wird das wüste Leben auf die Dauer nicht aushalten, sondern einst in's Vaterhaus zurückkehren. Ob Frau Hedwig diese

Hoffnung theilte, ist nicht gewiß, doch versprach sie abermals geduldig zu sein, während die Soldaten ihrerseits nichts thaten sich so vieler Liebe und Duldsamkeit werth zu zeigen, Bastian immer als ihres Gleichen ansahen, und über seine Strenge, die sie nur für eine Maske hielten, seiner Frau zu Lieb' getragen, fortwährend spotteten.

Heute nun hatten sie sich vorgenommen, ihn in gute Laune zu bringen und suchten ihn zunächst über das Fernbleiben des Lieutenants, das sie freilich selbst nicht zu erklären wußten, zu beruhigen.

„Hab' keine Sorge, er läuft nicht bis zum späten Abend mit leerem Magen herum und würde längst hier sein, wäre er nicht in einen guten Hafen eingelaufen."

„Wenn der gute Hafen nur nicht ein Wirthshaus ist, wo er trinkt und spielt," seufzte Bastian und zog die Stirn in Falten.

„Das hat nichts zu sagen; zum Spielen gehört Geld und er hat keinen rothen Heller."

„Der Unglückliche kann auf Ehrenwort spielen und das ist noch schlimmer."

„Ach was, er hat auch in dem Punkt nicht viel mehr zu verlieren," spottete Bernhard, der sein Vergnügen daran hatte, Bastian zu reizen, was ihm dieses Mal auch gelang.

„Er hat viel mehr zu verlieren, als ein Wüstling, wie Du, versteht," schalt Bastian; „er hat eine Seele zu verlieren."

„Daran wird ihm nicht viel liegen," lachte Bernhard, „das ist ein Verlust, den wir Alle mit einander längst erlitten haben."

„Das nimmst Du so leicht, du verstockter Sünder!“ stieß Bastian hervor, indem er die Pfeife aus dem Mund nahm und mit Heftigkeit von sich warf; „ist der Verlust der Seele nicht das Schrecklichste für ein Menschenkind und Ihr seid dabei so ruhig, als ob es keine Rettung mehr gäbe? ich sag' Euch, nichts ist verloren, so lange man nicht freiwillig die Hoffnung aufgiebt und sich verstockt, den Geist betrübt und ihm widerstrebt; das habe ich, der ich zu Euch spreche, an mir selbst erlebt und — möchtet Ihr armen unbekehrten Sünder es Alle, ja Alle noch am eignen Herzen erfahren!“

„Was Du für ein unbedachter Schlingel bist,“ flüsterte Valentin Bernhard zu, „was hast Du ihn auf seinen Predigtstuhl zu setzen? all' unser Vergnügen ist aus, wenn wir ihm nicht den Mund stopfen.“ Dann sich laut an Bastian wendend, fuhr er fort: „Hast Du 'n gut Wort zu sagen, so wart' bis der Lieutenant kommt, an uns Dummköpfen ist's doch verlorene Mühe.“

„Weil Ihr die Ohren verstopft!“

„Ja, aber thu' nun mal Deine weit auf, so will ich Dir den Spaß erzählen, den wir mit dem Jesuiten gehabt. Aber erst laß uns auf Julian's Gesundheit trinken und anstoßen, das ist ein erprobtes Mittel, einen Abwesenden herbeizurufen.“

„Wollt Ihr Julian's Gesundheit trinken, so stimm ich von Herzen ein, aber den Sündenbecher setz' ich nicht an meine Lippen,“ erwiderte Bastian schroff.

„Nun, wie Du willst,“ entgegnete Valentin. Michel aber sagte: „Kommt, Kameraden, laßt das Streiten über Religion!“ Dann hob er seinen Becher auf: „Julian's Gesundheit! und nun unser Soldatenlied angestimmt, das ist eine Beschwörung, dann muß er kommen!“

Und sie sangen:

„Wir sind in Friesland wohl bekannt
Und werden deutsche Knechte genannt,
Und uns're Fahne, die Jeder kennt,
Gehört zum Nassauer Regiment.
Wir bleiben einander als Brüder getreu
Und schwören dem Feldherrn Fortunus auf's Neu."

„Aber der Feldherr selbst ist uns untreu geworden," unterbrachen die Sänger sich, „deshalb haben wir den Refrain so geändert:

„Wir bleiben in jeder Gefahr und Noth
Einander getreu bis in den Tod!"

„Als der Feldherr uns verstieß, war's die große Frage, wohin nun? denn

„Dient man dem Kaiser, so kriegt man Geld,
Dient man dem Baier, so wird man gequält,
Dient man dem Spanier, man hat keinen Dank,
Dient man dem Franzmann, so währt's auch nicht lang,
Dient man dem Papst, der giebt — seinen Segen!
Dient man dem Hessen, der läßt uns verlegen.
Dient man dem Pfalzgraf, da giebt's nichts zu essen,
Dient man dem Sachsen, muß man's Fluchen vergessen.
Dient man dem Polen, dem Ungar, dem Dän',
Wird Kugeln überall man, doch Geld nimmer sehn!"

Die letzten Zeilen wurden als Refrain von dem ganzen Chor unter Trampeln und lautem Gejubel wiederholt, bis der Hauptsänger auf's Neue anhub:

„Doch kenn' ich einen einzigen edlen Held,
Dem wollen wir dienen, ist's auch nicht um Geld;
Er lässet uns nehmen, was uns nur behagt
Kein Soldat hat noch je über ihn sich beklagt."

„Als ob wir das nicht besser wüßten!“ unterbrach Bernhard den Gesang verdrießlich, aber die Andern stimmten Alle mit an:

„Es ist der Junker von Egmont!“

„Nein, Satanskinder, nein!“ rief Bastian, das ganze Chor überschreiend dazwischen, „so darf es nicht mehr heißen, in seiner besten Zeit ging das wohl, aber jetzt —“

„Auch gut, wir haben längst eine Variation darauf gemacht; hör:

„'S ist Julian, Julian! an ihm haltet fest,
Denn die Jungfrau Fortuna ihn nimmer verläßt!“

„O Elend! welch ein Pasquill!“ seufzte Bastian kopfschüttelnd; „wie könnt Ihr das nur singen?“

„Nun, um der Jungfrau Fortuna den Hof zu machen; sie hat, wie alle Frauen, ihre Nücken und wer den Muth verliert, von dem wendet sie sich ab. Deshalb, Kameraden, hört auf die Ermahnung des Liedes:

„Drum unverzagt und kühn und wacker!
Eine reiche Beute ist unser Acker,
Das scharfe Schwert ist unser Pflug
Damit verdienen wir Geld genug.
Die Trommel gerührt, die Pike zur Hand,
Den Zug unternommen nach dem Wasserstrand
Wir folgen dem einzigen edlen Held
Und dienen ihm treu, ist's auch nimmer um Geld.“

S' ist Julian, Julian!“

Man begreift, daß das Lied mit zuviel Begeisterung gesungen, oder vielmehr geschrieen wurde, als daß die Soldaten dabei ruhig auf ihren Plätzen geblieben wären. Einige begleiteten es mit unsinnigen Sprüngen, stampfend und trampelnd, Andere mit allerlei tollen Geberden. Beim Mangel einer Trommel klirrten sie mit ein paar alten Sturmkappen, die sie aus der Ecke holten, und schlugen mit

Allem, was ihnen unter die Hände kam, auf leere Biertonnen. Bastian saß still auf dem großen Faß am Feuer. Der Lärm betäubte ihn, er fühlte sich nicht mehr wohl unter den Soldaten, unfähig aber, sich ihnen verständlich zu machen, schwieg er und starrte mit vorgebeugtem Haupt und zusammengezogenen Augbrauen in's Feuer. Bei dem letzten Refrain aber: „'s ist Julian, Julian!“ sprang er auf und wies mit sprechendem Blick nach der Thür. Plötzlich schrieen Alle auf, als hätten sie ein Gespenst gesehen und blieben wie festgewurzelt stehen: da ist er! da ist er!“

Und wirklich, auf die Unterthür gelehnt, stand oder hing vielmehr der Lieutenant, todtenbleich, mit von Schweiß triefendem Haar, während der Rand seines Hutes schlaff herabhing und die durchnäßte Feder einem dünnen Faden glich. Ohne noch einzutreten, rief er mit scharfer, vor Kälte und Ermattung zitternder Stimme:

„Nun ja, da ist er, was wollt Ihr von ihm? weshalb lärmt Ihr so, daß Niemand mein Klopfen gehört hat? ich kann die verwünschte Unterthür nicht offen machen.“

Noch ehe Julian ausgesprochen, war sie geöffnet und jetzt trat er ein, oder stolperte, so zu sagen, nach dem Feuer, von dem er sich vor Allem angezogen fühlte und warf sich auf das Faß neben Bastian hin. Seit wir ihn verließen, war er wenigstens eine Stunde in der nebelichten Luft umhergelaufen, während große Schneeflocken herabfielen und ihm die Kleider durchnäßten. Kaum vermochte er noch die matten Glieder fortzuschleppen, so sehr er auch eilte unter Dach zu kommen und als er endlich in die schmale Gasse bog, wo ihm schon von fern das Lärmen und Jubeln seiner Soldaten aus ihrem wohlbekannten Aufenthaltsort entgegen tönte, wurde seine Neugierde rege und anstatt, wie er sich vorgenommen, leise in Bastian's Haus und in seine Schlaf-

kammer zu gehen, um Fragen und Erklärungen zu vermeiden, guckte er durch die Spalte der halb geöffneten Oberthür, zu sehen, was das Soldatenvolk trieb. Was er nun sah, verlockte ihn, sich zu zeigen und einzutreten. Der edle Junker, der in seiner Jugend als Page fürstlichen Frauen die parfümirten Handschuhe überreicht und in den Speisesälen des hohen Adels den Geruch des Wildprets und edlen Weins gewohnt war, schrak jetzt nicht zurück vor der verpesteten Luft, die ihm entgegen kam, sobald er seinen Kopf durch die Thür steckte. Der Qualm und Dampf waren ihm sogar durchaus keine unangenehme Ueberraschung, er hatte ja längst mit den Forderungen seiner Ueppigkeit gebrochen, war verfroren, todtmüde und die Aussicht auf Wärme und Erquickung siegte über alle Bedenken.

Die Soldaten, errathend was Julian zunächst noth that, beeilten sich ihm einen warmen Trunk zu reichen in einem kleinen zinnernen Becher, den sie ausschließlich für seinen Gebrauch hatten und den er, mit sichtlichem Behagen, in einem Zuge leerte.

„Ei, wie find' ich Euch da in Fastnachtsjubel,“ sagte er, sich etwas erholend und umherschauend; „Teufel auch! wer von Euch hat in meiner Abwesenheit so aufgetischt? 's ist doch nicht etwa meine Cousine von Solms, die hier tractirt?“

„Gewiß nicht, Junker! Für Arme und Geringe wird dort nichts abfallen.“

„Schlimm genug!“ rief Julian aus und fuhr dann fort: „mein würdiger Hauswirth, mein guter Bast, Du auch hier? Nun sehe ich, wir begehen ein Fest in aller Form, wir feiern Hochzeit auf unsere Weise,“ fügte er mit einer Mischung von Wehmuth und Bitterkeit hinzu, schwieg darauf eine Weile und sagte dann in aufgeregtem Ton: „nein,

wahrlich! vermählte ich mich mit einer Tochter Egmonts, es sollte meine Lust sein, armen Soldaten einen frohen Tag zu bereiten."

„Ja Ihr!" versetzte der lange Michel schmeichelnd, „das glaub ich wohl!" Solms ist ein Geizhals und Soldatenjunker, Ihr aber seid der edle Held unseres Liedes."

„Schweig von dem Lied!" herrschte Julian ihm ärgerlich zu, während er seinen Hut heftig von sich warf, „seht Ihr denn nicht ein, daß es ein Spottlied auf unser Elend ist? es gellte mir schon in die Ohren, als ich's nur von fern hörte. Eins vor Allem: ich verbiete Euch das Lied anzustimmen, ehe wir mindestens hundert Mann stark sind und es mit Kraft und Nachdruck singen können."

„Wenn der Lieutenant nur so gut sein will, die Mannschaft anzuwerben!" sagte Einer der Soldaten lachend, diese Rohheit dadurch, daß er sie als Scherz hinwarf, etwas bemäntelnd.

„Vielleicht war der Junker eben darüber aus, weil er so spät nach Hause kam?" fragte Bastian mit stremgem Blick auf denselben.

Diese Art Rechenschaft von ihm zu fordern und in gewisser Weise Aufsicht über ihn zu führen, war, wie gut auch von Bastian gemeint, dem reizbaren Junker höchst fatal und mit einigem Stolz erwiderte er: „Du hast richtig gerathen, Bastian, es ist mir heute Mittag eine Compagnie angeboten —"

„Eine Compagnie!" scholl es plötzlich von allen Seiten und in allen Tönen, vom spottenden Unglauben bis zum jubelnden Triumph, während Bastian verweisend hinzufügte! „wie könnt Ihr doch so über Euer eignes Unglück spotten! solch ein Angebot ist Euch ja nicht gemacht!"

„Es ist mir gemacht!" entgegnete Julian lakonisch, „aber — ich habe es abgelehnt."

„Abgelehnt! er hat eine Compagnie abgelehnt!“ schrieen die Soldaten wirr durcheinander und Aerger und Mißbilligung klang aus allen Stimmen.

„Wenn das wahr ist, so möchte ich fürwahr wissen, aus welchem Grunde?“ fragte Bastian mit verhaltenem Zorn.

„Weil die Bedingungen mir nicht zusagten, das ist Alles, was ich Euch darüber sagen kann!“ erwiderte Julian noch kälter und trotziger als vorhin.

„Aber wir wollen es wissen! Der Herr Lieutenant lehnt eine Compagnie ab und will nicht sagen, weshalb!“ schrieen die Soldaten um ihn herum, während die Gehässigsten mit drohenden Geberden an ihn herantraten. Aber Julian kehrte sich nicht daran. Er erhob sich und sagte in gebieterischem Ton: „Das werde ich Euch sagen, sobald es mir gefällt, aber niemals, wenn Ihr es in so ungebührlicher Weise von mir fordert. Ich bin Keinem Rechenschaft schuldig.“

Julian's Blick und Ton imponirte den Soldaten; sie zogen sich langsam zurück, während Bastian ihnen das Wort redete:

„Ihr irrt, Junker! ich denke, diese Leute, die sich auf gut Glück mit Euch verbunden, haben ein Recht mehr von der Sache wissen zu wollen — und ich, aus andern, Euch bekannten Gründen, ebenfalls.“

„Ich sehe das anders an,“ entgegnete Julian, „und keinenfalls will ich in Verhör genommen werden. Uebrigens würde ich Euch meine heutigen Erlebnisse schon mittheilen, aber die Geschichte ist lang und ich bin zu müde und hungrig.“

„Dem können wir abhelfen, Lieutenant,“ sagte Michel, ihm Brod, Käse und gebratenen Speck vorsetzend, zugleich seinen Becher auf's Neue füllend.

„Das ist gesprochen und gehandelt wie ein verständiger Mann, Michel," erwiederte Julian zulangend und den Becher abermals in einem Zuge leerend.

„Es scheint, die Träber schmecken ihm doch noch," rief Valentin Bastian zu, der mit ernsten, kalten Gesichtszügen dasaß und anstatt sich in den erschöpften Zustand des Lieutenants zu versetzen, vor innerem Unwillen glühte, den Edelmann, den er in besserem Zustand gekannt, so tief gesunken zu sehen, wobei die Leichtigkeit und der Trotz, mit dem Julian seine Fragen zurückgewiesen, ihn reizten: Bastian selbst aber hielt seine Empfindungen für heiligen Eifer, in dem er nicht nachlassen dürfe.

Indem er aufstand und sich in Positur setzte, sagte er deshalb: „fürwahr es ist traurig zu sehen, wie der Löwe mit den Säuen verkehrt und sich an ihren Träbern sättigt, ohne einen Zug nach dem Vaterhause zu fühlen."

„Schweig Bast, und schwatz' mir nichts von Vaterhaus! Du weißt etwas von meiner Vergangenheit und das sollte Dir über dergleichen den Mund stopfen gegen mich."

„Brav gesprochen, Lieutenannt! So lange wir noch Träber von dieser Sorte haben, werdet Ihr nicht Lust haben die Wanderung, die Bast Euch räth, anzutreten," sagte Michel, indem er Julian wieder den gefüllten Becher reichte.

„Ist auch weit von hier," entgegnete dieser mit schmerzlichem Spott, „und den Weg dahin find' ich garnicht mehr!"

„Ruchlose, die Ihr seid!" polterte Bastian. „Ihr wißt und versteht nichts! der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; ich meine das ewige Vaterhaus, das jeden verlornen Sohn aufnimmt und will Euch den Weg dahin weisen."

Julian, dem Bastians stetes Bestreben sich zu seinem geistlichen Führer aufzuwerfen, nie angenehm gewesen, befand

sich augenblicklich in einer Stimmung, wo es ihm gradezu zuwider wurde. Während er nach Käse und Brod langte, sagte er mit erzwungener Gelassenheit: „ich rathe Dir, Bastian, Dich Leuten, die wie ich und meine Soldaten, entschlossen sind, ihre eignen Wege zu gehen, nicht als Führer aufzudrängen, vor Allem nicht an einem so fröhlichen Abend, wie dieser oder — es kommt nichts Gutes dabei heraus!"

„Der Lieutenant hat Recht!" rief Michel, von ganzem Herzen zustimmend; „du nennst uns ja Schweine, mich dünkt, da solltest Du denn Deine Perlen nicht vor die Säue werfen."

„Wenn der Geist mich treibt, muß ich reden," entgegnete Bastian mit einer Begeisterung, die vielleicht nicht so lauteren Ursprungs war, als er selbst wähnte. „Aber nicht meinem Wort sollt Ihr hören, daß ist zu machtlos für so verhärtete Sünder als Ihr seid; ein Anderer ruft Euch, dem Ihr nicht werdet widerstehen können —"

„Meister, die Frau ist zu Haus gekommen und möcht' Euch sprechen!" rief plötzlich ein Küfergeselle in die Thür; „es eilt," fügte er hinzu und verschwand damit. Bastian schrak zusammen und blieb mitten in seiner Rede stecken. Er schlug sich vor die Stirn, wie Jemand, der sich auf etwas besinnt, wandte sich schweigend um und ging eilig fort, begleitet von dem rohen und spöttischen Gelächter der ganzen Bande.

„Seht da, der Ruf, dem er nicht widerstehen kann!" schrie Bernhard in gereiztem Ton.

Julian allein blieb ernst. Er nahm seinen Platz am Feuer wieder ein und während er mißtrauisch umherblickte, winkte er Michel zu sich, der sich neben ihn auf's Faß setzte, ohne daß Julian sich an dieser Dreistigkeit zu ärgern schien, denn er sagte, die Hand auf seinen Arm legend: „hier wird's bald aus sein, Bastian wird lästig —"

„Dem Lieutenant reißt die Geduld und das Soldatenvolk wird zügellos dabei,“ fügte Michel hinzu.

„Nicht zu bewundern; sie kennen Bastian zu gut, um vor seiner Frömmigkeit Respect zu haben; wüßt' ich nur wohin, glaub' mir, ich kümmerte mich nicht mehr um ihn.“

„Verzeiht, Lieutenant, ist dieses Mal etwas Wahres an Eurem Reden von einer Compagnie?“

„Ja, Michel, mir ist wirklich eine angeboten; aber ich konnte sie nicht annehmen, wahrhaftig, ich konnte nicht. Bastian darf nichts davon wissen und die Soldaten auch nicht, denn es sind Taugenichtse unter ihnen, die an meiner Stelle zu Allem bereit gewesen wären.“

„Was war denn die Bedingung, Lieutenant? mir vertraut Ihr's doch, Landesverrath etwa?“ fragte Jener, als er bemerkte wie Julian's Lippen zitterten, als er sprechen wollte.

„Noch Schlimmeres!“ und Julian machte ihm die Mittheilungen im Flüsterton.

Die Soldaten fuhren indessen fort sich über Bastian lustig zu machen, wobei der Lieutenant auch herhalten mußte; die sich aber Letzteres erlaubten, hatten sich etwas zurückgezogen.

„Ich weiß, weshalb der Lieutenant immer so böse wird, wenn Bast vom Vaterhause schwatzt: weil er gar keins hat!“ sagte Bernhard.

„Was heißt das? ist er denn kein Junker von Egmont?“ fragte Valentin, den Blick verwundert auf Julian heftend, der aufmerksam geworden, plötzlich mit seinen Mittheilungen an Michel inne hielt und ohne es sich merken zu lassen, scharf auf das Gespräch der Soldaten horchte.

„Er ist kein Egmont — als mütterlicherseits. Sein Vater, sagt man, will ihn nicht anerkennen, er soll nur ein Bastard des Baron —“

„Elender! das ist für Deine Lästerung!“ und Julian, in Jähzorn aufspringend, drückte Bernhard mit solcher Gewalt die geballte Faust auf den Mund, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten und Blut aus Nase und Mund quoll.

„Junker Julian! Lieutenant! um Gotteswillen, was thut Ihr? laßt Bernhard los!“ riefen Mehrere aus, indem sie Miene machten ihren Kameraden zu vertheidigen, der durch den unerwarteten Ueberfall zu bestürzt war, um an Widerstand denken zu können. Als aber Julian ihn losließ und mit vor Aufregung zitternder Stimme sagte: „Erkläre hier vor Allen, daß Du ein Verleumder bist und sprichst, wovon Du nichts weißt — oder ich werde Dir den Mund für immer stopfen!“ richtete Bernhard sich auf und rief mit lauter Stimme: „ich nehme nichts zurück, ehe Ihr mir Satisfaction gebt, weigert Ihr Euch aber mit mir zu fechten, so ohrfeige ich Euch!“

„Für meine Mutter ziehe ich den Degen, gegen wen es auch ist!“ entgegnete Julian und zog den seinigen aus der Scheide.

„Welche Thorheit, Bernhard! hört uns Lieutenant! gebt nach, gebt nach!“ riefen die Soldaten sich zwischen Beide stellend. Aber sie waren zu erbittert, um auf Rath zu hören und fochten mit einander. Bernhard war Julian an Kraft überlegen, aber dieser ihm an Gewandtheit. Mit einer Geschwindigkeit, die eines englischen Boxer würdig gewesen wäre, schlug er seinem Gegner den Degen aus der Hand, warf den Entwaffneten zu Boden und unter seine Kniee. Die Spitze seines Degens ihm auf die Brust setzend, drohte er ihn zu durchbohren, falls er nicht augenblicklich das Gesagte widerriefe und für schnöde Verleumdung erkläre.

„Mag es denn Verleumdung sein,“ sagte Bernhard keuchend, „ich hab's von einem Lanzknecht, der behauptete Euer Herr Vater —“

„Auch kein Wort von meinem Vater!“ unterbrach ihn Julian, den Degen zurückziehend und ihm die Hand zum Aufstehen reichend. „Wer gut Freund mit mir bleiben will, muß, wie ich, nicht nach der Vergangenheit fragen. Ich bin Edelmann und meinen Taufnamen kennt Ihr: besiege ich dereinst mein trauriges Geschick, wie ich hoffe, so werde ich Euch nicht mehr verbieten, von meiner Herkunft zu sprechen und Keiner von Euch wird's bereuen, mir treu geblieben zu sein.“

„Das ist eine großmüthige Zusage, möge sie sich erfüllen!“ rief der ganze Kreis aus, während Bernhard etwas beschämt seinen Platz wieder einnahm. Es wurde dann eine Gesundheit auf das künftige Glück des Lieutenants ausgebracht, der nun, besser gelaunt und vom Trinken etwas aufgeregt, lachend fragte, welche Goldmine sie eigentlich entdeckt hätten, um so splendide zu sein.“

„Ei, ich habe dieses Mal meine Börse geöffnet,“ sagte Valentin lachend.

„Du? ich wußte nicht mal, daß Du eine besitzest,“ entgegnete Julian.

„Eine wohlgefüllte! seht selbst, Junker,“ und Jener zog eine Börse mit blanken Gulden hervor; „ich kann mehr bekommen, wenn ich will,“ fügte er hinzu.

„Du hast also das Füllhorn der Glücksgöttin geraubt, oder Dich mit Falschmünzern verbunden? sag's heraus, ich mag nicht lange rathen,“ versetzte Julian etwas ungeduldig.

„Nun denn, wir haben einen Bund mit einem Jesuiten gemacht, der sich zwar für einen Bauer ausgab, aber aus seinen Reden merkten wir wohl, daß er etwas Anderes war; Bauern pflegen nicht erpicht auf Soldatenfreundschaft zu sein und haben ihr Geld zu lieb, um fünfzehn Gulden für einen Scherz hinzugeben.“

„Wie sah der Bauer aus? fragte Julian gespannt, „ein kluges Gesicht, tief liegende, schwarze Augen —“

„O nein! Er hatte ein plumpes, bäuerisches Wesen, das Gesicht voll Finnen und große, grüne Katzenaugen.“

„Und wozu wollte er Eure Hülfe?“

„Nichts von Bedeutung. Morgen wenn die Spiele wieder beginnen, sollen wir auf dem Marktplatz sein und ein wenig Unruhe und Verwirrung unter dem Volk anrichten. Das Weitere sollen wir morgen früh bei gelb Fiken erfahren — der Jesuit will irgend Jemanden einen Streich spielen; steht uns aber die Sache nicht an, so ziehen wir uns selbstverständlich zurück.“

„Ihr Unglücklichen, das wird Euch nicht mehr frei stehn,“ sagte Julian in augenscheinlicher Unruhe; „Ihr habt zu kommen versprochen, das Handgeld genommen und — das Blutgeld wird Euch ausgezahlt werden wenn Ihr morgen gedungen seid den Prinzen niederzuschießen,“ fügte er mit Entsetzen hinzu.

„Auf den Prinzen schießen? Prinz Moritz ermorden?“ hieß es von allen Seiten im Ton der Bestürzung und des Unwillens. „Wie kommt der Lieutenant auf den Gedanken? davon hat der Schurke nichts merken lassen!“

„Ich bin überzeugt, die Verwirrung, die Ihr unter dem Volk anrichten sollt, hängt zusammen mit dem Vorschlag, der mir gemacht ist.“

„Auch von einem Jesuiten?“

„Nein von einem fremden Offizier, ebenfalls als Bauer verkleidet, der mir eine Compagnie versprach und hundert Louisd'ors Handgeld bot, um mich zur Betheiligung an dem Bubenstück zu bewegen.“

„Hundert Louisd'ors! der Lieutenant hat hundert Louisd'ors und damit sind wir Alle reich!" jubelten sämmtliche Soldaten.

„Teuflische Dummköpfe Ihr! vergeßt Ihr denn, daß die erste Bedingung solchen Glückes Fürstenmord ist?" rief Julian aus, erschreckt, seine Mittheilung so aufgefaßt zu sehen. „Ich war empört über den Vorschlag jenes Mannes und habe das Geld vor seinen Augen in's Wasser geworfen."

Zorn und Täuschung gaben sich bei diesen Worten des Junkers unter der entarteten Soldatenbande in schreckenerregender Weise kund.

„Ein armseliger Lieutenant, der nicht einen Pfennig besitzt wirft hundert Louisd'ors in's Wasser! Er lebt lieber von seinen armen Soldaten! — Für hundert Louisd'ors schieße ich auf alle Prinzen und Potentaten der Welt!" schrieen Alle durcheinander.

„Lumpenpack; ehrloses Gesindel Ihr!" schalt Julian. „Was hindert mich noch, Euch Eurem schändlichen Vorhaben und jammervollen Geschick zu überlassen? mit dem Degen in der Hand würde ich meinen Weg besser allein machen, als mit solchen Schurken und Gaunern wie Ihr seid!"

„Versucht's denn mal, kluger, stolzer Edelmann Ihr!" rief Valentin beißend aus, sich aus Michels Händen losringend, um auf Julian loszustürzen.

„Das will ich!" rief dieser mit Heftigkeit; „das Leben unter Euch ekelt mich lange schon an, ein Leben voll Schande, Betrug, Entehrung —"

„Und Sünde!" fügte eine tiefe Baßstimme hinzu. Es war Bastian's.

Bastian war länger als ihm lieb von seiner Frau aufgehalten, bevor er zu der „Gaunerbande" zurückkehrte, wie sie in ihrem Verdruß seine einstigen Kameraden nannten;

und freilich konnte Alles, was ihr über dieselben zu Ohren gekommen, sie nur ungünstig gegen diese verhaßten Eindringlinge stimmen. Es war denn auch zu einem heftigen Wortwechsel zwischen den Ehegatten gekommen, wobei die Thränen und Vorwürfe der Frau, den Sieg über die Auctorität des Mannes getragen und ihn zu dem Entschluß gebracht hatten, den Soldaten aufzukündigen. Da er aber nur ungern that, was die Vernunft forderte, blieb er zögernd an der Thür stehen, hörte das Geschrei der Soldaten, Julian's heftigen Worte und mischte sich, eintretend, in der ihm eignen Weise in den Streit. Er hielt seine Bibel unter dem Arm, wie eine Waffe die ihn stärken müsse den Einflüssen böser Geister zu widerstehen, war aber leider ebenso ungeschickt als eifrig diese Waffe zu handhaben.

„Ja, ein Leben voll Sünde!" wiederholte er, auf Julian zugehend. „Also, mein edler Junker, seid Ihr endlich zu dieser Erkenntniß gelangt, so verkündige ich Euch, daß es noch nicht zu spät ist auch in der elften Stunde —"

„Ei, ist's schon elf Uhr?" rief das ganze Soldatenchor spottend ihm zu; ohne sich aber stören zu lassen, fuhr Bastian, zu Julian gewandt, fort: „umzukehren von Euren bösen Wegen!"

„Alle Teufel, er hat die Bibel unterm Arm!" sagte Valentin, Bernhard anstoßend; „nun werden wir eine ganze Reihe von Sprüchen verschlucken müssen!"

„Schweig!" raunte Michel ihm zu; „hört wie der alte Fuchs predigt, nachdem er selbst ein warmes Nest gefunden und einen neuen Rock angezogen hat."

Bastian wußte voraus, daß die Soldaten seine Ermahnungen über sich ergehen ließen, wie Leute, die ohne Schutz im Regen stehend, das Wasser geduldig ablaufen lassen. Gleichgültiges Schweigen, spöttische Bemerkungen, meist bis

zu grober Profanie gesteigert, war der Dank, den er erntete. Dennoch ließ er sich nicht abschrecken, mit christlichem Muth, der freilich mit viel Unverstand gemischt war, an dem Heil ihrer Seelen zu arbeiten, wie er es nannte, wurde auch nicht gereizt durch Michels spöttische Bemerkung, sondern erwiderte ruhig: „Das sagst Du mit Wahrheit; ja, ich habe einen neuen Menschen angezogen und nichts hindert Euch Alle meinem Beispiel zu folgen. Es ist nicht zu spät, für Keinen von Euch, seit der Schächer am Kreuz sich noch in der letzten Stunde bekehrt und in's himmlische Paradies eingegangen ist."

„Steht's so, da denke ich haben wir noch Zeit damit," sagte Valentin, während Michel hinzufügte:

„Höre Bast, besorge Jedem von uns eine nette Bötterei, mit oder ohne Wittwe, so wie Deine und wir geloben Dir feierlich uns von Stund' an zu bekehren, wie Du gethan."

Man sollte denken, Julian würde für seinen gutmüthigen Wirth Partei genommen haben gegen diese rohen Soldaten, aber das Gegentheil geschah. Der innere Kampf in dem er stand, machte ihn gerade reizbar gegen jede äußere Einmischung, sonderlich von Seiten Bastians und ferner ging's hier wie bei ehelichen Streitigkeiten: versucht ein Dritter dazwischen zu treten, vereinigt man sich gegen diesen.

Der Lieutenant erhob sich, stellte sich zwischen Bastian und die Soldaten und sagte in kaltem, hochmüthigen Ton: „Hör Bastian! ich kann mir denken, daß Du wieder einen Sermon von Deiner Frau hast anhören müssen; das thut mir Deinetwegen leid, aber es ist für Dich kein Grund hier bei uns Andacht zu halten. Will Deine Frau uns nicht länger dulden, so sag's rund heraus, ich bin eben in der Laune mit all' den Meinen fort zu ziehen, der Teufel weiß,

wohin. Wollt Ihr aber alte Kameraden nicht hinaustreiben, so bleib uns mit Deinen Bibelsprüchen vom Leibe; Du erreichst nichts damit, sondern giebst nur Veranlassung zu Spott und Lästerungen."

„Freche Spötter wird Gott richten!" entgegnete Bastian ruhig; „trennt Euch von ihnen, Lieutenant, und bedenkt zu dieser Eurer Zeit, was zu Eurem Frieden dient. Ihr habt Recht, meine Frau ist des täglichen Aergers über die Soldaten müde und meine Geduld reißt am Ende auch, zu sehen wie sie täglich ihre Ohren verstopfen und ihre Herzen verhärten gegen meine Ermahnungen. Ihr solltet wenigstens mit besserem Beispiel vorangehen und, wollen sie Euch nicht folgen, Euch lossagen von der Bande, die zubereitet wird auf den Tag des Zorns."

Die Soldaten verstanden, wo Bastian hinaus wollte und wieviel für sie von Julian's Antwort abhinge. Ein Dach über dem Kopf zu haben aber war ihnen eine zu wichtige Sache, um es durch den Jähzorn, der in dem Lieutenant aufzuwallen schien, preiszugeben. Sie schaarten sich deshalb um ihn und Bastian und blickten gespannt auf Jenen, als er erwiderte: „Ich glaube, daß Du es gut mit mir meinst und — Du hast auch Ursache dazu, denn in bösen Zeiten habe ich auch Dir zur Seite gestanden. Rechnest Du aber darauf, mich allein hier zu halten, so irrst Du. Ich bin einmal an diese Soldaten gebunden und thun sie gleich Vieles, das ich nicht billige, ja, daß mir das Blut vor Scham in die Wangen treibt, dennoch — ich muß es zu eigner Schande bekennen: an Rang und Erziehung stehe ich über ihnen — viel besser als sie bin ich nicht."

„Hurrah! Brav gesprochen! Es lebe der Lieutenant!" erscholl es im ganzen Kreise.

„Ist das Euer letztes Wort, so sucht denn von morgen ein ander Quartier — und Gott erbarme Sich Eurer Seelen!“ sagte Bastian in einem Ton, der hart und kalt scheinen sollte, dem man jedoch seine innere Bewegung anhörte.

„Weshalb nicht lieber heute noch?“ erwiederte Julian mit Bitterkeit; „kommt, Soldaten, wir marschieren, wir warten nicht, bis man uns fortjagt!“

Aber die Soldaten waren durchaus nicht geneigt, seinem Befehl Folge zu leisten.

„Machet Frieden, Lieutenant und Bastian! gebt einander die Hand! alte Kriegskameraden dürfen so nicht scheiden!“ riefen Einige von ihnen und führten Julian fast mit Gewalt auf seinen früheren Platz am Feuer zurück, indem sie ihm zuflüsterten: „Bedenkt doch, faßt man uns über Nacht als umherstreifende Lanzknechte auf, ist uns morgen der Galgen sicher!“ die Uebrigen bemühten sich indessen Bastian nachgiebig zu stimmen, der bleich und mit starren Augen auf Julian's Heftigkeit blickte und seine Bibel, gleichsam als Schild gegen die Schwachheit des eigenen Herzens, fest auf die Brust drückte. Das nun brachte Bernhard, der Schlauste von Allen, ab den Einfall zu Bastian zu sagen: „Wer sagt Dir, daß wir uns nicht bekehren, nicht auf Deine Ermahnungen hören wollen? der Lieutenant sprach in unser aller Namen, ohne unsere Ansichten zu kennen. Es wird doch wohl ein Spruch in Deiner Bibel stehen, der für uns paßt!“

Bastian, an seiner schwachen Seite gefaßt, ging in die Falle.

„Die ganze heilige Schrift ist ein lauter Weckruf an Sünder zur Umkehr, antwortete er mit Befriedigung, „und ich bin eben mit Gottes Wort zu Euch gekommen, Euch

die Forderungen und Verheißungen desselben zum letzten Mal vorzuhalten. Betet mit mir, daß es Eingang bei Euch finden möge."

Selbst von der Wahrheit erfaßt, hätte Bastian, bei richtigem Tact, nicht zur Unzeit unter diesen abgestumpften Seelen geistliche Worte gesprochen, aber von der zarten Zurückhaltung, die das Heilige vor rauher Berührung zu schützen weiß, schien er nichts zu verstehen. Er war ganz erfreut, als Bernhard, anscheinend voll Eifer, eine Biertonne mit übergelegtem Brett vor ihn hinstellte und Einige sich als begierige Zuhörer um ihn schaarten, mit der Versicherung andächtig sein zu wollen, wozu sie wirklich auch die passende Haltung anzunehmen sich bemühten, obwohl sie sich von Zeit zu Zeit heimlich anstießen.

Bastian aber, in seinem Siegesgefühl, dachte an nichts Böses, schlug die Bibel auf und sagte: „So hört denn das Gleichniß vom verlorenen Sohn!" Und er begann in dem langsamen, salbungsvollem Ton zu lesen, den Leute seiner Art annehmen zu müssen glauben, wenn sie Worte der heiligen Schrift sprechen.

„Ist noch Bier da, Michel, so füll' mir den Krug!" hörte man Julian plötzlich laut sagen, während Jener seinem Verlangen nachkam und flüsternd hinzufügte: „Habt Geduld, Lieutenant, dadurch rettet Ihr uns Alle. Es ist nun einmal Bastian's schwache Seite und ist ja auch eine so schöne Geschichte, die er lies't."

„Um so ärger! ich kann das Geträtsch von dem alten Raubgesellen, den ich selbst vom Galgen errettet, nicht leiden — mir wird schlimm dabei." Julian sagte dies leise, während er den Becher an die Lippen setzte.

Die Soldaten waren indessen ruhig geworden und hörten Bastian zu; aber es war traurig zu hören, wie sie

den Sinn dieser einfachen Geschichte auffaßten, die etwas so Rührendes, so ganz dem Bedürfniß des Sünders entsprechendes hat, und eine wie falsche Anwendung sie davon machten.

„Der ist schlimmer, als ich," murmelte Einer, „als ich meines Vaters Haus verließ, nahm ich garnichts mit."

Und ein Anderer flüsterte seinem Nebenmann zu: „da steht nicht, daß er gemordet und gestohlen hat, wie wir!"

„Das kommt, weil er nicht im spanischen Kriege gedient hat; als Soldat hätte er's vielleicht noch ärger gemacht, als wir," wurde ebenfalls leise zur Antwort gegeben.

„Ja," seufzte ein Anderer, „ich bin Ostfriese, ginge ich aber nach Haus, mein Vater ist doch längst todt."

Solche und ähnliche Aeußerungen würden Bastian, hätte er sie gehört, klar genug bewiesen haben, daß die unzubereiteten Herzen die Weckstimme nicht vernehmen konnten; er aber, zufrieden nicht gestört zu werden, las eifrig weiter.

Julian hatte, wie um sich absichtlich zu betäuben, den vollen Becher rasch geleert und war dadurch in einen Zustand der Ermattung gerathen, der ihn für den Augenblick kraft- und willenlos zu machen schien. Das Haupt war ihm herabgesunken und er schien zu schlummern. Plötzlich aber stürzte er auf Bastian los, große Thränen liefen ihm über die Wangen, aber unter den Thränen flammte ein wildes Feuer aus seinen Augen und während Jener, ihn so vor sich sehend, wie zu sich selbst sagte: „nun darf ich den Lohn meiner Beharrlichkeit, den reuigen Sünder sehen!" drängte Julian ihn von seinem Platz, schlug die Bibel heftig zu und rief: „Hör' auf, ich kann's nicht ertragen, daß Du das Buch, das meiner Mutter heilig war, zum Spott machst vor diesem Gesindel!"

Bestürzt, einen Augenblick wie betäubt, war Bastian zurückgewichen und hatte sich die Bibel entreißen lassen, die Julian jetzt trotzig unter dem Arm hielt; sobald er jedoch den ersten Schreck überwunden, trat er auf ihn zu.

„Was ist das?" schrie er mit gewaltiger Stimme; Ihr, Ihr verstockter Sünder wollt Hand an Gottes Wort legen, wollt mich Ehrerbietung lehren vor der Bibel, meiner Bibel! die ich mit meinem Blut erkauft habe? laßt ab, sag' ich Euch! ich werde daraus lesen wann und vor wem es mir gefällt, zur Zeit und zur Unzeit, wie der Apostel befiehlt."

„Du verstehst kein Wort von der ganzen heiligen Schrift, alter Sünder; meinst Du, daß sie gegeben ist, Taugenichtsen beim Trinkgelag daraus vorzulesen. Meine Mutter las darin wenn sie gebetet hatte und ich will nicht, daß trunkenes Volk lächerlich macht, was sie so hoch in Ehren hielt!" und wiederum floßen seine Thränen, während Augen und Wangen vor Zorn erglühten.

„Ihr seid selbst trunken, Junker Julian, sonst würdet Ihr bedenken, mit wem Ihr's zu thun habt und mich nicht in meinem eigenen Hause aufreizen, aus dem ich Euch ja nur herauszuweisen brauche, um Euch Satan's Stricken völlig zu übergeben —"

„Lauf' selbst zum Teufel; alter Brandstifter Du, der seiner Frau zu Lieb' den Heuchler spielt und meint Gott lasse sich durch solche Anstellerei täuschen! Mich aus dem Hause weisen — denkst Du ich würde noch eine Stunde länger bleiben? der Baron de Ghiselles, ein Egmont mütterlicherseits, hat sich nur allzu tief herabgewürdigt, die Gastfreiheit eines Heuchlers anzunehmen, dessen Vergangenheit ihn zehn Mal an den Galgen und in die Hölle bringen könnte und der den Himmel dadurch zu verdienen meint, daß er Andere mit seinen Grimassen quält!"

„Junker Julian!“ rief nun Bastian, vor Wuth schäumend aus, „über meine Sünden hab' ich mich vor Gott gedemüthigt, und bereue sie täglich; aber ein Heuchler bin ich nicht. Ihr werdet es morgen unter Thränen beklagen, was Ihr Euch heute gegen mich zu Schulden kommen laßt, der ich aus reiner christlicher Liebe die Hand über Euch gehalten und Schutz und Herberge umsonst gegeben habe, in der Hoffnung Euch vom bösen Wege ab und zur Umkehr zu bringen.

„Halt ein, mit Deinem albernen Geschwätz!“ schrie Julian, oder ich stoße Dir den Degen in die Brust.“

„Junker Julian, hütet Euch! zwingt Ihr mich, den Unterschultheißen zu rufen, so steht Ihr morgen am Pranger. Besinnt Euch, gebt mir meine Bibel zurück!“

Aber Julian, zur Wuth gereizt, antwortete nur durch ein gellendes Gelächter. Seinen Degen hoch schwingend bahnte er sich den Weg durch die Soldaten, die ihn vergebens zurückzuhalten suchten und trat an den Heerd, immer noch mit der Bibel in der Hand, die Bastian ihm nicht zu entreißen vermochte.

„Lieutenant, seid verständig, seid vorsichtig! was habt Ihr davon? gebt Bastian das Buch zurück, er ist drei Mal so stark als Ihr!“ warnten die Soldaten, während Bastian sich mit raschem, festem Schritt Julian näherte; plötzlich legte er ihm die starke Hand auf die Schulter.

„Hütet Euch, oder ich schone Euch nicht länger!“

„Nimm sie denn!“ rief Julian mit wildem Lachen, trat einen Schritt zurück und warf die Bibel in's Feuer!

„Damit sollst Du keinen Spott mehr treiben!“

Todtenbleich vor Entsetzen wußte Bastian im ersten Augenblick nicht, was er thun sollte, ob die wahnsinnige That strafen oder seinen Schatz retten. Letzteres war in=

dessen nicht möglich, so lange Julian ihm mit gezogenem Degen den Weg vertrat. Aber der alte Wassergeuse ließ sich nicht länger ungestraft beschimpfen; er faßte Julian wie einen widerspenstigen Jungen, den man prügeln will und schleuderte ihn dann von sich, daß er mitten unter den Soldaten zu Boden stürzte. Mit zitternden Händen suchte Bastian dann noch den Rest seiner verbrannten Bibel zu retten.

In toller Wuth, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, hatte Julian sich wieder aufgerafft, griff nach seinen Degen und flog nun wie ein Rasender auf Bastian los.

„Vertheidige Dich wie ein Soldat, oder ich strecke Dich nieder wie einen Hund!“

Bastian sah, daß er sich zur Wehr setzen mußte. Er entriß Einem der Soldaten seine Waffe, und drang auf Julian ein, ihm den Degen aus der Hand zu schlagen; dieser aber in seinem überreizten Zustand rannte wie ein wüthendes Raubthier mit wildem Schrei auf Bastian los und stieß ihm den Degen in die Seite.

Der Boden dröhnte, als der alte Wassergeuse fiel und Ströme von Blut quollen aus der klaffenden Wunde hervor, doch keinen Schrei, keinen Seufzer hörte man von dem Gefallenen; dies schweigende Zusammenbrechen aber hatte etwas so Grauenhaftes, daß selbst die rohen Soldaten leichenblas und unter dumpfem Gemurmel das Opfer umstanden.

Michel kniete nieder und zog den Degen aus der tiefen Wunde. Julian selbst hielt sich nicht dabei auf; mit Gewalt drängte er sich durch die Soldaten nach der Thür hin, stieß diese mit einem Fußschlag auf und stürzte in's Freie.

VI.

Es war schon spät Abend geworden. Die Delfter, noch in festlicher Stimmung, ließen sich an der Feier des Tages nicht genügen und setzten diese in den Häusern fort. Die Straßen waren wie ausgestorben, einsam und dunkel wie in einer von der Pest entvölkerten Stadt.

Und das war begreiflich; Alle waren vom langen Umherschlendern ermüdet und trotz der wohlbekannten Wachsamkeit des Unterschultheißen, fühlte sich der friedliche Bürger bei eintretender Dämmerung, nicht mehr sicher auf den Straßen; dazu fiel der Märzschnee in großen Flocken auf die Erde, vom scharfen Nordwind gejagt, Grund genug also zu Hause zu bleiben für Jeden, der nicht hinaus mußte, und nicht einmal Neugierige sah man vor dem Hause der Gräfin Solms auf dem alten Delft, in welchem für eine kleine, aber auserlesene Zahl der Gäste ein Festmahl bereitet war.

Die deutschen Soldaten des Grafen, die dort Wache hielten, wickelten sich so fest wie möglich in ihre Mäntel und sahen neidisch nach dem hellen Licht hinauf, das durch die kleinen, reich bemalten Scheiben des obern Stocks fiel während die fröhliche Tafelmusik ihnen unangenehm in die Ohren klang und heftige Stoßwinde das Gefühl gaben, als seien sie von riesengroßen Nachtvögeln umflattert. Das war ihre Musik. Niemand dachte daran, ihnen einen warmen Trunk oder ein Weniges von dem Ueberfluß der Mahlzeit zu reichen. Freilich können nicht alle Menschen gleichen Standes sein, nicht Jeder braucht Tafel zu halten wie ein Fürst in seinem Palast; wer aber solcher irdischen Vorrechte genießt, sollte wenigstens Mitgefühl haben mit denen, die vielleicht Kälte und Ungemach leiden, um für ihre Sicherheit und ihr

Behagen zu sorgen. Aber Niemand dachte daran, den armen Soldaten etwas zu Gute kommen zu lassen, oder sie milde zu beurtheilen, trugen sie kein Bedenken, sich durch List oder Gewalt für die Zurücksetzungen schadlos zu halten; doch dürfen wir Einen von der allgemeinen Mitleidslosigkeit ausnehmen, den Mann nämlich, der eben aus der Seitenthür eines stattlichen Hauses tritt, welches dem der Gräfin von Solms zunächst gelegen ist. Er hatte den Mantel fest um sich geschlagen und trug eine kleine Hornlaterne in der Hand. Weshalb wir ihn aber davon ausnehmen, wird der Leser begreifen, wenn wir sagen, daß dieser Mann derselbe Jacob Janß Graswinckel ist, den wir früh Morgens über den Marktplatz schreiten sahen. Aus allerlei Bemerkungen, die wir über ihn machen hörten, ist uns klar geworden, daß jedes selbstsüchtige Trachten ihm fremd ist, daß er Leben und Kräfte Leidenden und Bekümmerten widmet und also auch die vor Kälte zitternden, vor verhaltenem Unwillen stampfenden Soldaten mit ganz anderen Empfindungen ansieht, als die jubelnde, nur auf ihr eigenes Vergnügen bedachte Menge. Augenblicklich freilich trat dies nicht gerade hervor; er schien Eile zu haben, ging mit kräftigem Schritt durch die Straßen und die Treppenstufen des einzigen Hauses hinauf, wo noch Licht brannte, fiel dies gleich kaum wahrnehmbar durch die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben, bei schon halb geschlossenen Läden. Das Haus hatte ein Schild und einen steinernen Vorsprung, auf dem die verschiedenen Attribute einer Apotheke ausgestellt waren, unter Anderem ein tragbarer, kupferner Ofen, mit welchem der Apotheker jener Zeit nicht Anstand nahm, dem Publikum die Bereitung der Arzneimittel anschaulich zu machen.

Graswinckel öffnete die Klinke und trat ein. Eine Apotheke sah damals interessant genug aus. Außer allerlei

Gerüchen, die mancher verwöhnten Nase unerträglich waren, trug Alles, was man sah, ein düsteres, geheimnißvolles Gepräge, von den seltsam geformten Flaschen und Töpfen, bis zu den festgeschlossenen Dosen und Kruken, deren räthselhafter Inhalt für den uneingeweihten Beschauer etwas Schreckenerregendes haben mußte.

„Ein ausgestopftes Krokodill und Häute
Von mißgestalten Fischen; auf dem Sims
Ein bettelhafter Prunk von leeren Büchsen,
Und grüne Töpfe, Blasen, müff'ger Samen,
Bindfaden=Endchen, alte Rosenkuchen,
Das Alles dünn vertheilt, zur Schau zu dienen —"

sagt Shakespeare, als er eine armselige Apotheke schildert, aus der Romeo sein Gift holt. Doch war die Apotheke Herrn Cyprians im Vergleich zu jener Schilderung, eine in voller Blüthe stehende.

Die kupfernen Mörser glänzten so hell wie möglich bei dem schwachen Licht einer qualmenden Lampe, die heut' zu Tage keiner Küchenmagd gut genug sein würde. Aesculap mit seinem Schlangenstab in vergoldetem Schnitzwerk abgebildet, hing über dem Schrank, in welchem die Töpfe und Flaschen in Reihen aufgestellt waren; über einem kleinen Hängeschrank, der Gift enthielt, war, wie zur Warnung, ein grinsender Todtenkopf angebracht. Die Beruhigung aber, daß hier kein Irrthum stattfinden konnte, wehrte doch dem Schauder nicht, welchen ein von der Decke herabhängender Haifisch hervorrief, der bei dem flackernden Licht riesenhafte Schatten warf. Daß Jacob Janß, längst mit diesen Dingen bekannt, nicht weiter davon berührt wurde, ist wohl anzunehmen; er kam seit Jahren täglich in die Apotheke „zum barmherzigen Samariter" und war, als Arzt und Chemiker, in alle Geheimnisse dieses Faches eingeweiht. Ob er nun

grade bei der Akademie zu Leyden seinen Doctor gemacht, ist zweifelhaft, aber er hatte seine Prüfung in anderer Weise bestanden und es gab kein Gesetz, daß diesen menschenfreundlichen Dilettanten-Arzt an der Ausübung seiner Liebeswerke hätte hindern können. Ein Glück für seine Armen, denn er practisirte umsonst und gab die Arzenei noch dazu. Kein Wunder, daß der Apotheker, bei dem er sich mit Medicamenten, die er selbst nicht beschaffen konnte, zu versorgen pflegte, ihn mit freundlichem Abendgruß willkommen hieß. Herr Cyprian war dazu nicht der durch Armuth und Aerger herabgekommene Märtyrer, den Shakespeare uns schildert, er war ein wohlbeleibtes Männchen von kleiner Gestalt, mit apfelrunden, blühenden Wangen, gutmüthigen Augen und nach dem grauen Haar zu urtheilen, das unter der schwarzen Calotte hervorsah, schon über die Hälfte seines Lebens hinaus. In einen langen schwarzen Rock gehüllt, mit schmalem Pelzrand besetzt, als Zeichen, daß er sich zum Stand der Gelehrten zähle, trug er, ungeachtet der seidenen Kappe noch einen Hut von Laken, den er bei Jacob Janß Eintritt grüßend lüftete.

„Noch so spät zu Patienten, Doctor?“ sagte er.

„Jawohl, Herr Cyprian,“ erwiderte dieser. „Könnt Ihr mir mit diesen Medicamenten aushelfen?“ fuhr er fort, ihm ein Verzeichniß derselben vorhaltend.

„Das kann ich wohl, Doctor! Allein — hat es Eile?“

„Habt Ihr sie vorräthig, so will ich danach warten.“

„Daran liegt's nicht, ich habe in meiner Apotheke Alles was vorgeschrieben ist, Balsam, Elixire, distillirte Wasser, dazu fast alle überseeischen Mittel.“

„Die Arzeneien, die ich verlange, sind, wie Ihr seht, keine ungewöhnliche.“

„Dann werden sie im Augenblick bereitet sein; ich fürchte nur, Eurer Geduld zu viel zuzumuthen, bis ich Wurzeln

gehackt, das Pulver gesiebt und den Syrup gemischt habe; machts Euch indessen bequem, ich will meinen Lehrling rufen, viele Hände machen leichte Arbeit!"

„Macht keine Umstände mit mir, ich habe Geduld und Zeit. Eile mit Weile ist eine wichtige Regel für unsern Beruf," und Graswinckel setzte sich auf einen mit Leder überzogenen Bock, nachdem er den umgeschnallten Riemen, an dem zinnernen Töpfchen und Fläschchen von allerlei Façon hingen, gelöst, und auf den Ladentisch gestellt. Während Herr Cyprian und sein Gehülfe beschäftigt waren, sie nach Vorschrift zu füllen, glaubte Ersterer, seinen geduldigen Kunden ein wenig unterhalten zu müssen.

„Ist heut' für die Zuschauer ein hilder Tag gewesen, werther Jacob Janß und wird morgen bei dem Maskenzug nicht stiller sein."

Jacob Janß, der in eigne Gedanken versunken schien, sah, als er sich nennen hörte, rasch auf und nickte mit dem Kopf, als Zeichen der Zustimmung.

„Ja, ja, Eure gräflichen Nachbarn feiern lustig! Das ist 'n ander Leben, als Ihr's führt, Doctor Boot!

„Jeder muß wissen, was sich für ihn schickt!" entgegnete dieser, während der Apotheker fortfuhr:

„Nun, ich lasse es auch gelten, wenn sie den Aufwand nur bestreiten können, aber sie treibens zu weit. Seine Durchlaucht, löblichen Andenkens hat seine Vermählung bescheidener gefeiert."

„Damals waren die Zeiten auch schwerer, als jetzt," beschönigte Jacob Janß mit sanftem, ernstem Ton.

„Dazu macht die Gräfin von Solms einen Aufwand bei den Festlichkeiten, als wäre sie eine Kaiserstochter."

„Sie stammt auch mütterlicherseits aus kaiserlichem Geblüt."

„Wäre denn gut, hätte sie auch eine kaiserliche Schatzkiste mitgebracht!“

„Lieber Herr Cyprian,“ sagte Jacob Janß ruhig aber bestimmt, „laßt uns einander nicht richten. Der Adler breitet seine Flügel aus und schwebt hoch in der Luft und die Schwalbe heckt Junge bei den Altären des HErrn. Beide sind Geschöpfe eines Schöpfers, der es so geordnet. Laß Jeden seines Weges gehen und bewahre Gott uns Alle davor unser Haus auf Sand zu bauen, meinend, es sei ein Fels! Und nun, Herr Cyprian, sagt, ob es Euch möglich ist, mir das berühmte Heilmittel zu verschaffen, das man Venetsches Theriakel nennt?“

„Hm — hm — hab's einmal gehabt und hab' noch einige der Substanzen, aus denen es bereitet wird — muß aber gestehen, daß ich in das Geheimniß der Mischung nicht eingeweiht bin.“

„Ihr habt es also nicht,“ versetzte Jacob Janß, „das verdrießt mich um so mehr, da ich eine ziemliche Dosis davon gebrauche, nicht allein für meine Patienten, sondern auch um Experimente damit zu machen.“

„Wollt Ihr's durchaus haben, so kann ich's Euch besorgen, muß aber vorher sagen, daß man jenes Pulver nur in geringen Quantitäten liefert und daß es fast gegen Gold aufgewogen wird.“

„Ihr würdet mich dankbar verflichten. Bemüht Euch denn, soviel wie möglich davon zu erhalten, und markten, wißt Ihr, ist meine Sache nicht.“

„Nein, wahrlich nicht! bezahlten alle Kunden so wie Ihr, da würd' ich mein Schäfchen wohl noch auf's Trockne bringen,“ sagte Herr Cyprian, „aber Ihr werdet ja auch reich durch Eure Patienten,“ fügte er hinzu, über seinen eignen Witz lachend.

„Da habt Ihr Recht!“ entgegnete Graswinckel, „die armen Schäflein, denen ich diene, haben einen reichen und mächtigen HErrn, dessen Rentmeister ich bin — möchte nur nicht allzuviel Untreue und Schwachheit meinerseits dabei sein!“

„Untreue und Schwachheit? Nein, werther Jacob Janß, das ist übetriebene Bescheidenheit. Jedermann in Delft weiß, daß Ihr kärglicher als der ärmste Bettler lebt.“

„Ich möchte mir nicht selbst etwas zu Gute thun mit dem, was Seinen Armen gehört.“

„Und so denkend und handelnd, seid Ihr Freund und Wohlthäter Aller, die Leid und Kummer haben — “

„Nun, was ist denn das? nur meine Pflicht!“

„Ihr verdient Euch den Himmel damit, das ist gewiß.“

„Verdienen! den Himmel verdienen!“ und Jacob Janß ernste, vielleicht etwas harten Züge nahmen den Ausdruck tiefer Wehmuth an. „O, wie könnten wir armen Sünder, die wir unsere Schuld nicht bezahlen können, den Himmel verdienen! Ich habe gelernt mit dem Propheten David zu sprechen: „Wer kann merken, wie oft er fehle? verzeihe mir die verborgenen Fehler!“ aber ich glaube, daß das Verdienst Christi mein Verdienst ist und ich hoffe in den Himmel zu kommen durch Ihn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.“

Herr Cyprian, etwas verlegen, mit seinem Lob so übel angekommen zu sein, nahm beim Füllen der letzten Kruken und Flaschen eine wichtige Miene an. Nicht wissend, was er, nach solcher Entgegnung, seinem würdigen Kunden antworten sollte, dessen große Demuth er nicht zu fassen vermochte, sagte er nur:

„So Doctor! jetzt hab' ich das Meinige gethan, Euch rasch zu bedienen; Alles ist mit Nummern versehen, soll ich die Flaschen an den Riemen hängen?“

„Danke nein, ich ordne sie lieber selbst nach dem Gang, den ich mache. Seid so gut und nehmt, was Euch zukommt," und seine Börse hervorziehend, legte Graswinckel einen Ducaten auf den Tisch.

„Das ist drei Mal so viel, als mir gehört," sagte Herr Cyprian, nachdem er eine Weile in seiner Ladenkasse herumgesucht, „und ich habe nicht soviel Kleingeld, als ich herausgeben soll."

„So laßt es, wir können mit dem Theriakel Abrechnung halten," entgegnete Jacob Janß, indem er sich den Riemen umschnallte.

„Verzeiht Doctor; Ihr habt da eine wohlgefüllte Börse und Abends, wo so viel schlechtes Volk auf den Straßen umhertreibt, ist das gefährlich."

„Es ist todtenstill in den Straßen bei dem rauhen Wetter und Schneegestöber," versicherte Graswinckel.

„Aber Soldaten treiben trotzdem herum, das Gesindel frägt nicht nach Wind und Wetter, um Bubenstücke auszuführen. Jeder weiß von ihren Schandthaten zu sagen und täglich hört man von Diebstahl, wenn nicht gar von Mord."

„Ich bin überall in Gottes Hand und mir ist noch nie etwas Böses zugefügt," wandte Jacob Janß ein. „Ich gehöre auch nicht zu denen, die so tief auf die armen Soldaten herabsehen; Hunger und Durst sind schwer zu tragen und sie haben geringe Löhnung, werden schlecht behandelt; ich sage mir immer, daß sie es doch sind, die unser Land mit Gottes Hülfe von den Spaniern befreit haben."

„Ei nun, Doctor! nehmt Ihr Euch nun auch noch der Soldaten an?"

„Weshalb nicht —?" Graswinckel wurde durch rasches Oeffnen der Thür unterbrochen, durch die ein ärmlich gekleidetes, heftig weinendes kleines Mädchen eintrat, und sich

mit der Bitte um ein „Fläschchen Spiritus“ und „für einen Pfennig Bettlersalbe“ an den Apotheker wandte, die kleine Münze auf den Tisch legend, an den es kaum hinanreichte.

„Was fehlt Dir, Kind?“ fragte Jacob Janß die Kleine freundlich, „ist ein Unglück bei Euch geschehen?“

„Ach lieber Vater Boot, Mutter ist so krank und mein Bruder auch!“ und unter dem Mittheilen ihres Kummers schluchzte die Kleine noch heftiger.

„Aber Elschen, was ist denn geschehen? als ich heute Mittag Deine Mutter besuchte, war sie ganz wohl.“

„Ja, aber Vater ging mit den Brüdern fort die Spiele anzusehen und da haben sie einander verloren und ein Pferd hat Willy auf den Kopf getreten, ein Nachbar brachte ihn blutend nach Hause — denn Vater war nirgends zu finden.“

„Im Wirthshause!“ dachte Graswinckel, sagte es aber nicht.

„Und Mutter war so erschrocken, als sie Willy so schrecklich bluten sah, daß sie ohnmächtig wurde —“

„Weshalb riefst Du mich denn nicht, klein Elschen?“

„Vater kam zu Haus und verbot es. Nun hat Mutter wieder Besinnung, aber sie tobt und ras't und ist nicht im Bett zu halten; da sagte eine Nachbarsfrau ich sollte von der Apotheke Nervenspiritus holen —“

„Komm, Kindchen, ich gehe mit Dir nach Haus; bin ich auch nicht gerufen, will ich doch sehen, was es mit Deiner Mutter ist.“

Seine Laterne zur Hand nehmend und den Mantel fest um die Schultern schlagend, verließ der gute Graswinckel die Apotheke, um seine Wanderung in den Armen-Quartieren zu beginnen, die stets das Ziel seiner Abendgänge waren.

Der Lehrling, der Herrn Cyprian beim Bereiten der Arzeneien geholfen, war, wie es sich geziemte, stillschweigender Zuhörer der Gespräche gewesen, die Jener mit dem Doctor geführt;

als aber die Thür sich hinter Elschen geschlossen, rief er aus: „ein wunderbarer Mann, dieser Jacob Janß! für sich selbst hat er nicht eine Kanne Bier übrig und für seine Armen ist ihm kein Mittel zu theuer. Sollt' es wahr sein, Herr Cyprian, was die Leute sagen und was man wohl aus seinen Worten schließen kann, daß er ein großer Sünder gewesen ist und seine Missethaten durch schwere Buße und Kasteiungen wieder gut machen will?"

„Ei, Junge, nein! seit Menschengedenken ist kein Bürger in Delft gewesen, der von Jugend auf so exemplarisch gelebt hat, als er; wenn der noch Sünder genannt wird, da weiß ich nicht, wer tugendhaft ist, und wenn der nicht in den Himmel kommt, wo sollen wir denn hin? aber, weißt Du, er ist etwas schwärmerisch, ich fürchte, er hat noch papistische Ansichten behalten von Absonderung und Enthaltsamkeit und dergleichen."

„Deshalb nennt man ihn wohl auch den Delfter Eremit. — Aber ich habe doch einmal sagen hören, daß in seinem sechszehnten Jahr, als seine Eltern noch in der Boot-schen Brauerei wohnten, etwas Besonderes mit ihm vorgefallen sei.

„Ist Alles Schnickschnack, womit sich die Leute die Zeit vertreiben und kein wahres Wort daran," sagte der Principal im Ton eines einsichtsvollen Mannes; „Wahrheit ist, daß er große Kuren macht und wenig Patienten verliert, was man den andern Aerzten nicht eben nachsagen kann," fügte er lachend hinzu, indem er die Ladenkasse in einen Beutel ausleerte.

„Man erzählt," sagte der Lehrling, „daß er Viele schon durch freundlichen Zuspruch kurirt, ja, indem er den Kranken fest in die Augen sieht oder die Hände auflegt, gar Epilepsie heilt; glaubt Ihr das, Principal?"

„Hm! was soll ich dazu sagen, mundus vult decipi. Jacob Janß ist klug genug zu wissen, daß man etwas auf die Einbildung wirken muß und daß vom guten Glauben der Kranken an die Kur viel abhängt. Ein wenig Geheimnißvolles kommt dann wohl dabei vor, aber was ist nicht geheimnißvoll in unserm Fach, wo das Natürliche aufhört und das Wunder beginnt.“

„Daher ist's denn auch begreiflich, daß man ihn den Wunderdoctor nennt.“

„Sehr begreiflich. Und das thun alle gewöhnlichen Aerzte. Sie können's nicht ohne Neid ansehen, daß er Kranke heilt, die sie aufgegeben haben, und beim Wunder fällt ja die Kunst weg. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Cyprian! und dazu bedeutet Wunderdoctor so etwas wie Quacksalber —“

„Richtig, und damit wollen die hochachtbaren Herren, die ihr Examen zu Leyden oder Heidelberg gemacht, natürlich nichts zu thun haben.“

„Ihr meint also, Jacob Janß habe sich den Doctor nirgend erworben?“

„Meines Wissens nicht. Aber er war schon in Praxis als ich von 's Hage hier bei meinem ersten Principal in die Lehre kam. Dazu — was macht's aus? denkst Du, das Recht des Hut's und Ringes mache den wahren Doctor? Sind das lauter gute Köche, die lange Messer tragen? O nein! es kommt hauptsächlich auf Erfahrung, Vorsicht und Einsicht an und in dem Allen — übertrifft er fast alle unsere Doctoren in Talar und Beffchen. — Aber Junge, die Feierabendglocke läutet — wir können unser Licht sparen, geh, schließe die Läden!“

VII.

Von dem erhitzenden Getränk berauscht und von den verschiedensten Empfindungen bestürmt, wurde Julian unter Angst und Entsetzen wie ein gejagtes Wild fortgetrieben, er wußte selbst nicht, wohin, ja, er dachte nicht einmal darüber nach, ob er einer Gefahr entfliehe oder ihr entgegen laufe. Er suchte nur weiter zu kommen, immer weiter von der Stätte, wo er so viel ertragen und sich schließlich so traurig von seiner Leidenschaft hatte hinreißen lassen; er fühlte keine Gewissensbisse über sein wüstes Leben, keinen Schmerz darüber, daß er seinen einzigen Freund und Wohlthäter getödtet, keinen Kummer, daß er seine Kriegskameraden im Stich gelassen, keine Furcht vor den Folgen seiner That; seit anderthalb Stunden rannte er ohne Aufsehen und Umsehen durch die Straßen der Stadt, nur von dem Gedanken getrieben, sich irgendwo bergen zu müssen, gleichviel wo. Es war sein Glück, daß Sturm, Hagelschauer und Schneetreiben alle lebenden Geschöpfe in den Häusern zurückhielten, denn so wie er jetzt aussah, würde jeder Hund ihn angebellt haben. Ohne Hut, ohne Mantel und Degen, mit Blutspuren auf seinem zerzaus'ten Wamms, hing ihm der zerrissene Kragen über dem Rücken und das Haar wild über dem mageren Hals.

Nirgends eine Spur von der Polizei. Die Nachtwächter und Büttel saßen lieber im warmen Wachthause; geschah über Nacht etwas Böses, würde der Morgen es schon an den Tag bringen und alsdann war's immer noch Zeit zu untersuchen und zu strafen — vielleicht einen Unschuldigen — was lag groß daran!

Julian dachte nicht einmal daran, wie günstig das Unwetter für ihn war, fühlte sich aber endlich von Mattigkeit überwältigt und dringendes Bedürfniß zum Ruhen. Fieberhaft erhitzt, spürte er weder Nässe noch Kälte; die eisigen Flocken, die auf sein Haupt fielen und von den Haaren herabtröpfelten, waren ihm wie ein kühlendes Bad, das wohlthuend und ernüchternd auf ihn wirkte. Aber seine Füße begannen zu wanken; er mußte sich setzen und sollte er auch den Tod davon nehmen. Am Ufer eines breiten Grabens befand sich eine Treppe, die in's Wasser führte, vermuthlich Tuchwebern und Lohgerbern zu ihrem Betrieb dienend, denn es waren deren mehrere in Zwischenräumen angebracht und eine Laterne, zur Verhütung irgend welchen Unglücks, daneben gestellt; aber diese Laternen waren nicht angezündet, weil man es bei dem argen Wetter für unnöthig gehalten. Julian warf sich keuchend auf die erste Stufe einer dieser Treppen und ließ die Füße hängen, bis sich ein Stein oder sonst etwas zu ihrer Stütze finden würde. Wie wohl that es ihm, die müden Glieder auszustrecken, — aber bald war's ihm, als sei er von fallendem Glatteis übergossen und die plötzliche Reaction machte sich in ihrer ganzen Gewalt geltend.

„Hier ist's nicht auszuhalten!“ sprach er zu sich selbst, „'s ist grad', als hätt' ich gar keine Füße mehr. Und doch — was soll ich anfangen! was soll ich anfangen!“ Um besser nachdenken zu können, wollte er das matte Haupt mit der Hand stützen, als er eine warme Feuchtigkeit über Stirn und Wangen rieseln fühlte, die von seiner Hand herabtropfte. „Ha, ich weiß schon; ich werde mich an seinem Degen geritzt haben! Nun, das thut nichts; Blut um Blut! aber verflucht sei Bastian, der mich in den Tod und in die Hölle treibt! die Hölle! Es wird leicht besser dort sein, als

hier, wenn's wahr ist, daß man dort brennt;" und der Unglückliche schlug ein helles Gelächter auf. Instinctmäßig zur Selbsterhaltung getrieben, zog er ein Taschentuch hervor und wickelte es um seinen Puls. „Vivat! ich habe noch ein Taschentuch," rief er wild jubelnd aus und ballte die Faust, „mein einziger Besitz jetzt! meinen Degen ließ ich im Stich und das ist gut; wozu — ich hab' gesagt ich würde meinen Weg mit dem Degen in der Hand besser machen, als mit der ganzen Suite von Schurken; aber damals — damals war Alles noch anders — damals —"

„Damals lag noch kein Mord zwischen Dir und Deiner Zukunft, Julian," würde sein Gewissen ihm gesagt haben, hätte er es gefragt. Aber seine Gedanken nahmen eine andere Richtung. „Wenn ich nur ein tragbares Kleidungsstück besäße, einen Mantel oder so etwas, da könnte ich bis morgen in irgend einem Wirthshause Zuflucht suchen und dann fände sich das Weitere. Ach, aber ich habe ja kein Geld! und das gute Mütterchen das mir einen Braspfennig in die Hand steckte — ja, das ist wahr, davon muß ja noch etwas übrig sein —" und er durchsuchte seine Tasche, doch vergeblich. Ach ja, ich habe beim Thorwächter wieder den großen Herrn gespielt und mir kein Geld herausgeben lassen, hatt' es so eilig in die verwünschte Stadt zu kommen! Sollte man denken, daß ich derselbe bin, der eine Compagnie ausschlug, weil das edle Blut in mir sich regte und ich nicht Theil haben wollt' an Schelmerei und Verrath. Die Soldaten hatten Recht, ich war ein Narr und wer lohnt mir dafür? — Ha, könnt' ich Moritz noch warnen, Moritz noch retten! aber das ist nicht möglich, ich muß fort, ich muß — wer würde auch auf den Bettler hören, der ich jetzt bin? br. . . . . ! 's ist, als schüttelte mich das kalte Fieber! hier hol' ich mir den Tod — und ich mag auch

das elende Leben nicht länger — aber — so kalt — nein! ich will sterben, aber nicht vor Kälte; ich bin ein Edelmann, man kann mich richten und verurtheilen!"

Und plötzlich stand Julian auf, als wollte er versuchen, die erstarrten Glieder durch gehen etwas zu erwärmen.

„Br . . . . . ! die Fieberschauer!" und zähneklappernd lief er fort, die Arme über die Brust schlagend; aber die verletzte Hand schmerzte ihn und mit dem Gefühl namenloser Bitterkeit und gänzlicher Entmuthigung ließ er sie seitwärts herabfallen. „Nun auch nur einen Arm mehr! warum auch nicht? bin ich doch ein Verfluchter! wollt' der Teufel sich nun noch ein Plaisir machen, müßt' er mir meinen Bruder in den Weg führen —" und bei den Schreckbildern, die seine erhitzte Phantasie ihm schuf, knirschte er vor Wuth mit den Zähnen.

Da vernahm er plötzlich Fußtritte, sah sich halb erschreckt um und gewahrte einen Mann, der ruhigen, festen Schrittes durch die Straßen ging, eine kleine Laterne in der Hand tragend.

„Der Teufel hol' den Philister! Der leidet nicht von der Kälte, er hat einen Mantel," sagte Julian zu sich selbst und ging mechanisch auf den Mann zu. „Hollah, steh!" schrie er ihn mit scharfer, zitternder Stimme an; und als Jener stillstand und ihn fragend ansah, riß Julian ihm, noch ehe er es hindern konnte, den Mantel von den Schultern. Der Ueberfallene aber dachte nicht an Gegenwehr, sondern behielt volle Geistesgegenwart und erkannte sofort den Gemüthszustand des Unglücklichen; schleunig seine Börse hervorziehend, drückte er ihm diese in die Hand und sagte:

„Freund! thut Ihr das aus Armuth, so nehmt diese dazu;" wandte sich dann eilig ab, um die eigne That und den Thäter zu vergessen. Letzterer war wie an den Boden

geheftet, und sah ihm mit scharfem, starrem Blick nach; seine Worte hatte er nicht verstanden, aber aus der Stimme klang ihm tiefes Mitleid entgegen, das wie ein schneidend Schwert in seine Seele drang und Scham und Selbstverachtung in ihm weckte. — Julian kam zur Besinnung; anstatt aber mit seiner Beute fortzueilen, lief er dem Beraubten, den wir bereits erkannt haben, nach, holte ihn ein, warf ihm Mantel und Börse zu und sagte in barschem Ton, unter dem er die heftige Bewegung zu verbergen suchte:

„Da, nehmt Euer Eigenthum, nehmt Euer Geld zurück — und Euer Mitleid verdien' ich nicht!"

„Ihr habt es doppelt nöthig, mein unglücklicher Bruder," und Jacob Janß wollte ihm die Hand freundlich auf die Schulter legen, als Julian zurücktaumelnd ausrief:

„Ich bin Niemandes Bruder, ich bin ein Bösewicht, der den Galgen verdient und — werde mir selbst Recht anthun —" und in wilder Flucht forteilte.

Aber der Wunderdoctor war nicht der Mann, der einen solchen Patienten aufgab; er folgte ihm, um zu sehen, was er vorhatte und war bald nicht mehr zweifelhaft darüber. Als Julian die steinerne Treppe wieder erreicht, auf der er vorhin gesessen, lief er, zwei bis drei Stufen derselben überspringend, an ihr herunter, um sich in's Wasser zu stürzen, trat aber fehl und glitt aus und als er dann durch eine rasche Wendung seine Absicht dennoch zu erreichen suchte, hielt ihn schon die rettende Hand des muthigen Greises, der er nicht mehr entkommen konnte.

„Die Absicht sollt Ihr nicht ausführen!" sagte Graswinckel in bestimmtem Ton, ihn mit beiden Armen umklammernd und, trotz seines Widerstrebens, die Treppenstufen hinaufschleppend. Als das Ufer glücklich erreicht war, schien Julian den Widerstand aufzugeben.

„Ergebt Euch und laßt mich für Euch sorgen,“ sprach Jener, indem er den Wankenden aufzurichten suchte.

„Thut was Ihr wollt mit mir, überliefert mich der Polizei!“

„Ich will Euch retten und nicht in's Verderben stürzen,“ sagte Graswinckel, „Ihr wolltet Hand an Euch legen — fürchtet Ihr nicht den allmächtigen Gott und Sein Gericht?“

„O, mich faßte Verzweiflung,“ stotterte Julian mit bebenden Lippen, „und mir graute vor mir selbst; zu verlieren hab' ich nichts und wollt' meinem Leben ein Ende machen.“

„Ein Ende? Ihr irrt, Unglücklicher, denn das wäre grade der Anfang; — aber seht, ich will Euch retten, wollt Ihr Euch nur retten lassen.“

„Ich sagt' Euch ja, thut was ihr wollt mit mir,“ wiederholte Julian etwas ungeduldig.

„Aber so stoßt mich auch nicht zurück; kommt, laßt Euch in den Mantel hüllen.“

„O, aus Barmherzigkeit nicht in diesen Mantel,“ bat Julian flehendlich, „er würde mir wie Feuer auf dem Leibe brennen!“

„Ihr habt Wärme nöthig,“ war die einfache Antwort des unerbittlichen Wunderdoctors und der Kranke ergab sich. Graswinckel schlug seinen Arm um ihn und führte ihn fort, denn Julian's Kniee wankten und er hätte, ohne Stütze, nicht zu gehen vermocht. Glücklicherweise war Jacob Janß Wohnung ganz in der Nähe.

„Jetzt noch ein paar Schritte und wir sind am Ziel,“ ermuthigte er Jenen, der fortwährend strauchelte. „Wir sind schon beim Hause Solms und meine Wohnung grenzt an dieses.“

„Licht! Musik — o ja! Sie feiern dort Hochzeit. Er ist auch dort, er — der Schurke!“ und statt weiter zu gehen stand Julian still, die Hand drohend nach den obern Fenstern aufhebend, dann aber ließ er das Haupt matt und schweigend herabfallen und sich willenlos durch eine Seitenthür in des Doctors einsame Zelle führen.

VIII.

Sobald sie das Hinterhaus erreicht hatten, das Jacob Janß Graswinckel zur Wohnung diente, setzte dieser den Kranken sorgsam in seinen Lehnstuhl, zündete mit dem Licht seiner Laterne eine Lampe an, legte seinen Gürtel mit Kruken und Flaschen ab, schob ein Kissen unter Julian's Kopf, einen Schemel unter seine Füße und wollte ihn eben mit dem Mantel, der ihm abgefallen war, zudecken, als er erst bemerkte wie schrecklich er aussah.

„Eure Kleidung und Euer Gesicht sind voll Blut; habt Ihr einen Mord begangen?“ fragte er mit sanfter, bewegter Stimme.

„Ich — ich — ich weiß es nicht gewiß; — mein Gegner fiel und ich — bin geflohen!“

„Rauferei also?“

Julian nickte zustimmend.

„Aber Ihr seid selbst auch verletzt; dies Blut fließt aus einer Wunde,“ fuhr Graswinckel fort, das um die Hand gewickelte, mit Blut getränkte Taschentuch lösend; er prüfte die Wunde sorgfältig. „Der Herr ist Euch gnädig gewesen; ein Haarbreit weiter – und die Pulsader wäre durchschnitten.“

Aber Julian antwortete nicht; er war ohnmächtig geworden.

„Erschöpfung, Blutverlust, vielleicht Hunger und Durst!" sagte Graswinckel zu sich selbst und holte alles Nöthige herbei, um die Wunde auszuwaschen und zu verbinden. Nachdem dies mit ruhiger und sicherer Hand geschehen, goß er etwas Weingeist und Wasser in einen zinnernen Becher und hielt es dem Bewußtlosen an die Lippen. Der starke Geruch der Arzenei that schon seine Wirkung. Julian schlug die Augen auf, öffnete mechanisch den Mund und ließ sich etwas davon einflößen. Er sah umher und schien nicht zu begreifen, wo er sei, gab aber zu verstehen, daß ihn dürste.

„Habt Ihr auch Hunger?" fragte Jacob Janß mitleidig, ihm einen Krug frischen Wassers an die Lippen setzend.

Julian schüttelte das Haupt und ließ es, sobald er Jenen mit Begierde geleert, wieder kraftlos herabsinken.

„Ihr bedürft Ruhe," sagte Graswinckel, ihm den Puls fühlend; Ihr habt Fieber; versucht ob Ihr schlafen könnt, aber laßt mich zuvor Euer Gesicht von Blut und Schmutz reinigen, es wird Euch erfrischen," und während er dies Liebeswerk vollbrachte, fuhr er fort:

„Gern legte ich Euch auf ein Bett, aber ich habe keins, und es ist schon zu spät nach Mitternacht, bei Nachbarn Hilfe zu suchen."

Er bekam keine Antwort. Julian hatte, von Schlaf übermannt, nichts verstanden. Als Graswinckel das bemerkte, lächelte er zufrieden.

„Giebt Gott Schlaf, so ist kein Bett nöthig," sagte er leise, „ich weiß das ja aus Erfahrung."

Und so war es, denn er selbst hatte kein anderes Nachtlager, als diesen Armstuhl mit der Fußbank, welche er jetzt

seinem Gast überlassen. Das Kopfkissen aber war eine Ueppigkeit, die er sich nur bei Unwohlsein erlaubte.

In der That, wäre Julian nicht halb bewußtlos in's Zimmer getreten und im Stande gewesen sich umzuschauen, was er gesehen, oder vielmehr nicht gesehen, würde ihn überrascht haben, denn sein Retter, der nach dem Aeußeren zu schließen, dem wohlhabenden Bürgerstande angehören mußte und, wie aus der geschenkten Börse ersichtlich, nicht arm sein konnte, hatte eine Wohnung inne, der Jegliches mangelte, was zur Bequemlichkeit gehört, daß selbst ein Bettler sich vielleicht noch mit etwas mehr Behagen zu umgeben wüßte. Freilich fehlte es nicht an Raum; die Behausung war keine düstere, enge Klause, ohne Licht und Luft, sondern eine Hinterwohnung, einst als Gartenhaus dienend, ohne Schornstein, aber reichlich mit Fenstern versehen, von denen etliche von Innen mit rohen Brettern zugenagelt, etliche von Außen durch Läden geschlossen waren. Was aber so unangenehm auffiel, war die kalte, unheimliche Leere. An den kahlen Wänden hing nur ein kleiner Schrank, auf dessen Brettern etwas Töpfergut stand; außerdem befand sich auf einer Art Anrichte ein Wasserkrug, ein Milchnäpfchen, eine Schüssel mit Brodkrumen, daneben eine Sanduhr und in einer Ecke der Zelle ein kleines Stehpult. Weder Tisch noch Stuhl war vorhanden, außer dem Lehnstuhl, in welchem Julian jetzt saß, nur eine schmale Holzbank noch diente zum Sitzen bei der Mahlzeit. Der ärmste Tagelöhner hatte doch zur Erwärmung ein kleines Feuer auf dem Heerd, Jacob Janß, der Abkömmling einer alten, hochansehnlichen Delfter Familie, die durch ihre Brauereien großes Vermögen erworben, erlaubte sich diese Ueppigkeit nicht. Eine Pfanne mit glimmenden Holzkohlen mußte zur Winterszeit seine Hände und Füße vor dem Erfrieren schützen, auf Besuch war in dieser

unwöhnlichen Behausung keine Rechnung gemacht und jeglicher Lebensgenuß ausgeschlossen. Einsiedler des Mittelalters, die, von allen Menschen abgesondert, in Felsenhöhlen oder Wüsten lebten, hätten es in Selbstverleugnung und freiwilliger Entsagung nicht weiter bringen können, als dieser protestantische Christ, der sich nicht von der Welt abschloß, sondern täglich mitten in ihr stand, sich aber von ihren Sünden, so viel möglich, in der Kraft Gottes frei zu halten suchte. Ja, er hatte es in der Enthaltsamkeit so weit gebracht, daß er seit seinem achtzehnten Jahr kein Fleisch für sich gekauft, keinen Schoppen Bier getrunken und ehe er sich den Genuß eines Eis gestattete, mußte er schon sehr angegriffen sein. Wohl hätte er ein Recht gehabt, manche Arme, die ihm ihren Mangel klagten, auf sich selbst zu weisen, als auf ein Beispiel, mit wie wenig der Mensch auskann; aber das that er nicht. Er wußte, daß seine Besonderheit sich weder als Regel feststellen noch empfehlen ließ und je strenger er in diesem Punkt gegen sich war, desto wohlthätiger war er gegen Andere.

Daher war es begreiflich, daß man ihn im Volk als ein Wunder anstaunte, auch wo er sich nicht als Wunderdoctor erwies, etwas Uebernatürliches mußte es doch sein, bei so kärglichem Leben eine so feste Gesundheit zu bewahren und schon über sechzig Jahr alt, noch keinerlei Altersgebrechen zu spüren. Und doch ließ sich dies aus natürlichen Ursachen sehr wohl erklären. Von Jugend auf an strenge Mäßigkeit und thätiges Leben gewöhnt, von Leidenschaften und Sorgen, welche die Seele ermüden und den Leib erschöpfen, sich frei haltend, befand Jacob Janß sich stets in einem Zustand der Ruhe und des Wohlseins, dessen gewöhnliche Menschen sich selten erfreuen, die durch Ausschreitungen mancher Art, durch Haß und Neid, Müßiggang und Lange-

weile, durch selbstgeschaffene Bedürfnisse und eingewurzelte Gewohnheiten, im eigentlichsten Sinne widernatürlich leben, wähnen sie auch, es sei so ganz in der Ordnung. Außerdem aber bewahrheitete sich an ihm, was geschrieben steht: „daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes gehet.“ Der Geist hatte in ihm das Fleisch überwunden. „All' sein Handel und Wandel war der Art, daß man spürte, wie er beständig in der Furcht und Liebe Gottes lebte,“ bezeugt sein Biograph, ein Zeitgenosse von ihm. Er lebte nicht nur mit Gott, er lebte auch von Gott; sein tiefes, inniges, wirkliches Durchdringen zu der geistlichen Höhe, die in Gemeinschaft mit dem heiligen Gott führt, erhob ihn über alles Irdische; er konnte mit Wahrheit sagen, sein Leben sei mit Christo verborgen in Gott, und hatte, bei solch' innerem Reichthum der leiblichen Bedürfnisse gar leicht genug. Doch war er kein kalter Stoiker und Mitleid mit Andern entlockte ihm nicht selten Thränen; laute, lärmende Belustigungen seiner Mitmenschen aber erfüllten ihn mit tiefem Schmerz, während sein eigenes Wesen stets das Gepräge von Innen gewirkter, heiliger Freude trug. Beobachtete man ihn in seiner Klause, so war er der Ascet der ersten christlichen Jahrhunderte; sah man ihn durch die Straßen gehen und in den Häusern der Armen wirken, da war er der praktische Delfter Bürger, ein kluger und vorsichtiger Arzt, ein verständiger Almosenspender, der genau wußte, wo und wie er zu geben hatte.

Da der Armstuhl, der Jacob Janß zur nächtlichen Ruhe diente, von seinem Gast occupirt war, blieb ihm keine Wahl als sich wach zu erhalten oder auf der platten Erde zu liegen. Er entschloß sich zu Ersterem, um auch den Patienten, falls sich das Fieber verstärken, oder der Schlaf unruhig

werden sollte, beständig im Auge zu behalten. Er hatte aus dem steinernen Krug Wasser getrunken und schickte sich nun an, Milch auf das Brod zu gießen, das sein Abendessen ausmachen sollte, besann sich jedoch, nahm nur ein paar trockene Rinden und schob die Schüssel zurück.

„Wer weiß, wie Milch und Brod mir morgen früh zu Statten kommen, hab' ich doch sonst nichts im Vorrath! Eine köstliche Nacht zu stillem Studium; sich an Lectüre erquicken, nährt auch. Muß nur erst im Laboratorium meine Kleider wechseln, ehe ich gehe, aber nachsehen, ob der Kranke so ruhig schläft, daß ich ihn einen Augenblick verlassen kann."

Der Leser meine nicht, unser bedachtsamer Jacob Janß habe die Ruhe seines Patienten durch ein Selbstgespräch gefährdet; o nein, wir theilten in Obigem nur seine Gedanken mit und überzeugen uns jetzt mit ihm von Julian's festem Schlaf, der kurzes Alleinlassen unbedenklich gestattet. Einen Augenblick blieb Jener jedoch noch vor ihm stehen, strich ihm das verwilderte Haar leise aus dem Gesicht und sah nun erst recht die Züge des jungen Mannes, der so hülflos in seine Hand gegeben war. Hätte Julian aber den scharfen, prüfenden Blick, der in sein Innerstes zu dringen suchte, fühlen können, er würde ihn nicht ausgehalten haben; er schlief indessen fort, der Wunderdoctor konnte seine Physiognomie ungehindert studiren und wenn er auch nicht in seinen Augen und dadurch in seiner Seele zu lesen vermochte, so schien doch das Ergebniß seiner Prüfung ihn zu befriedigen.

„Es ist wohl so wie ich dachte: keine rohe, verhärtete Natur, die Straßenraub als Handwerk treibt, auch kein Mann der Volksklasse, die Hunger zum Stehlen bringt. Schon die Kleidung, so schlecht und zerrissen sie ist, deutet auf den Mann von Rang, die feinen, zarten Hände sind nicht an Arbeit gewöhnt und wie abgefallen und bleich das

Gesicht auch ist, doch erkennt man die schönen, edlen Züge. Der junge Mann muß von guter Herkunft sein, ist vielleicht in Stricke der Sünde gefallen und, von Leidenschaften hingerissen, immer tiefer gesunken, bis er seinen Gott vergessen und verlassen hat. Ach, und dabei ein Edelmann von Geburt: Wir sind ja alle göttlichen Geschlechts, wen aber hat nicht Satan in seiner Gewalt, bis wir zu Jesu Füßen liegen und von Seinen Armen gehalten werden! O guter Hirte! erbarme Dich über dies arme, verirrte Schaf; möge der innere Schaden nicht unheilbarer sein, als die Wunde der Hand. Du, HErr, kannst heilen und Du wirst es thun, ich hoffe auf dich. Verleihe mir, wie Du es öfter gethan, die Kraft, den Bösen in Deinem Namen zu bekämpfen und zu überwinden! Amen."

So sprechend legte Jacob Janß seine Hand leise auf das Haupt des Schlafenden und blickte vertrauend nach Oben, woher ihm, wie er wohl wußte, die Hülfe kommen mußte Aber der Mann, der nicht selten ganze Nächte im Gebet durchwachte, wußte auch, daß er es hier mit einer Macht zu thun hatte, die nicht durch ein flüchtiges Anrufen Gottes besiegt war. Er wandte sich von dem Schlafenden ab, warf sich in einer Ecke auf den kalten, steinernen Fußboden und blieb lange Zeit in innigem, heißen Gebet vor seinem Gott, in welcher heiligen Gemeinschaft wir ihn nicht stören. Als er sich endlich erhob, nahm er seine Laterne und verließ das Zimmer.

Dieses Mal folgen wir ihm nicht nach seinem Laboratorium, aus dem er mit einem Arm voll Büchern zurückkehrte und statt des guten schwarzen Wammses ein ziemlich abgetragenes angelegt hatte, Pantoffeln oder sogenannte Leisegänger an den Füßen. Er schob seine Bank vor die kleine Anrichte, auf die er die Lampe gesetzt, blätterte in seinen

Büchern und vertiefte sich eine Weile in dieselben, seinen Patienten dabei von Zeit zu Zeit beobachtend. Aber zum rechten Versenken in Studien wollte es nicht kommen.

„Die Gedanken sind heute nicht völlig dabei," sagte er zu sich selbst. „Was such' ich auch nach menschlicher Weisheit — nur Eines kann mir jetzt genügen," und er ging nach dem kleinen Stehpult, auf dem eine Bibel in Quartformat und Horn-Einband, aufgeschlagen lag. „Ungelehrige Schulkinder sind wir Menschen doch, die überall Rath suchen, anstatt gleich zu ihrem Herrn und Meister zu gehen. Licht und Kraft, die ersten Bedingungen aller Kenntnisse und Wissenschaften finde ich ja am sichersten hier!" Und er begann zu lesen so wie Luther selbst es that und vorschrieb: laut, nachdenkend und prüfend. — Wir überlassen ihn seiner Andacht und werfen jetzt einen Blick in den Festsaal des Hauses Solms.

Kommt man aus der stillen Klause des Wunderdoctors so wird man wie geblendet von dem Glanz der uns dort entgegentritt. Wer aber durch das helle Lampen- und Gaslicht des neunzehnten Jahrhunderts, durch den Comfort moderner Salons verwöhnt ist, wird es kaum der Mühe werth halten die etwas schwerfällige Pracht jener Zeit, im Schein spärlicher Wachskerzen, näher zu betrachten. Wir wollen uns überdies nicht in's Festgewühl begeben, sondern einzelne Persönlichkeiten, von besonderem Interesse für uns, aufsuchen, wozu sich eben die Gelegenheit vortrefflich bietet. Das Bankett ist zu Ende, die erste Tanzlust vorüber und in den Nebengemächern des großen Ballsaales bemerken wir verschiedene Gruppen von Herrn und Damen, die sich von der übrigen Gesellschaft eine Weile zurückgezogen haben.

Gewiß würden wir uns zuerst nach dem Brautpaar umsehen, gewahrten wir nicht eben am Eingang eines der kleinen Salons, wo ältere Herrn sich mit Schachspiel und Triktrak unterhalten, den jungen Fürsten von Oranien, an dem wir nicht ohne Weiteres vorübergehen möchten. Er ist eben im Begriff in den Ballsaal zu treten und sein Wamms von dunkelblauem Sammet, reich mit Silberstickerei, seidenen Schnüren und Edelsteinen verziert, würde uns vergessen lassen, daß wir den geharnischten Helden von Steenwyk und Gertruidenberg vor uns sehen, erinnerte nicht seine Narbe am Mund uns daran. Ueberdies kennzeichnen das blitzende Auge, die kriegerische Haltung, der kostbare Degen, die Oranier-Scherpe mit goldenen Frangen, Moritz von Nassau als den großen Feldherrn der Republik, will er gleich in diesem Augenblick ein fröhlicher Tänzer sein. Unvermuthet tritt ihm aber der Landes-Advokat, Herr Oldenbarneweld, mit höflicher Verbeugung in den Weg, führt ihn, nach einigen leise zugeflüsterten Worten zur Seite und scheint ihm dort Mittheilungen unter vier Augen zu machen, die Moritz nicht erwünscht sind, denn in seinen Zügen spricht sich plötzlich Mißmuth aus und er sagt in leisem, aber verdrießlichem Ton:

„Hat es denn so große Eile, Herr Advokat, Leuten, deren Anliegen man doch nicht gewährt, Gehör zu geben?“

„Ew. fürstlichen Gnaden wollen meinen Einwand verzeihen; aber je bereitwilliger wir sind ihre Vorstellungen zu hören, desto leichter wird es uns sie abzuweisen.“

„Eine Staatsweisheit, die mir fremd ist. Lieber sagte ich ihnen, sie möchten sich nicht in Dinge mischen, die sie nichts angehen und könnten sich entfernen.“

„So ohne Weiteres — sie fortschicken? Ew. Durchlaucht belieben zu scherzen! Bedenken Ew. Gnaden, es sind

die Gesandten des Nederkreitz, deren Gebiet einen Theil des heiligen deutschen Reiches ausmacht, das unsere Soldaten um des Krieges willen, zuweilen ein wenig mit Füßen treten müssen —“ und der schlaue Advokat lächelte bei diesen Worten über die Ungeduld des jungen Helden, der für ernste Staatsgeschäfte augenblicklich keinen Sinn hatte. „Darin, daß sie ihre Klagen bei uns vorbringen wollen,“ fuhr er fort, „liegt schon eine Anerkennung unseres Rechts und der neuen Ordnung der Dinge, die mir sehr wichtig ist.“

„Ei was! ich gebe weit mehr auf den Besitz von Hoey als auf ihre Anerkennung, unter allerlei Anmaßungen und nutzlosen Erklärungen — Ihr könnt die Sache wohl ohne mich abmachen.“

„Unmöglich, Durchlaucht!“

„Weshalb unmöglich? Ihr Herrn thut so Vieles ohne mich, daß —“

„Daß wir uns jetzt wenigstens nicht der Anmaßung schuldig machen wollen, Gesandten, die in Kriegsangelegenheiten kommen, Gehör zu geben ohne Wissen unseres Statthalters.“

„Wohl, Herr Advokat, Ihr erinnert mich daran, daß die Pflicht des Statthalters dem Vergnügen Moritz von Nassau's vorgeht; ich werde mich dem, was die Herrn wollen, fügen. Ist doch der Statthalter nur der gehorsame Diener der Staaten!“

„Der Statthalter hat den Interessen der Republik zu dienen und das ist unser Aller Aufgabe, eines Jeden in seinem Amt,“ erwiderte Barneweld.

„Genug, Herr Advokat!“ unterbrach ihn Moritz mit gewisser Würde.

„Ew. fürstlichen Gnaden wollen ein freimüthiges Wort eines getreuen Berathers und Beschirmers Ihres Hauses nicht übel deuten,“ bat Barneweld demüthig.

„Meine Hand darauf, ich nehm's, wie's gemeint ist. Aber gönnt mir erst ein kurzes Ausruhen: ich sehe da den Baron de Ghiselles, der mich zu suchen scheint; ich bin dem Fremden einige Rücksicht schuldig.“

„Nur kein Vertrauen!“ warnte Barneweld, „denn —“ doch schon war der Baron nahe getreten und der Advokat mußte verschweigen, was er eben noch hinzufügen wollte; nach einer kurzen Verbeugung gegen den Baron, welche dieser auf's Höflichste erwiderte, entfernte er sich.

„Ihr sucht mich, Baron; wünscht Ihr etwas?“ fragte Moritz.

„Die Wahrheit zu sagen, ich suchte Ew. Durchlaucht, um mich zu verabschieden; am liebsten möchte ich mich französisch, ganz in der Stille entfernen.“

„Was ist denn aber das Baron? muß ich Euch des Hochverraths anklagen?“

„Hochverrath Ew. Gnaden?“ wiederholte der Baron mit verlegenem Lächeln, „ich begreife nicht —“

„Ihr begreift nicht, wie ich Euch dessen beschuldigen kann, während ich Euch auf frischer That ertappe!“

„Aber Durchlaucht, ich — ich bin mir nichts bewußt,“ sagte der Baron mit einigem Zögern, bemüht den Scherz als Scherz aufzufassen.

„Nichts bewußt? während Alles fröhlich tanzt, wollt Ihr Euch schon entfernen und es ist erst eben nach Mitternacht! ist denn das kein Verbrechen gegen diese glänzende Gesellschaft? oder habt Ihr so eifrig getanzt, daß Ihr der Ruhe bedürft?“

„Ich habe garnicht getanzt, Ew. Gnaden," antwortete der Baron aufathmend; „aber der Tag hat heute früh begonnen und ich — ich bin nicht zwanzig Jahr, wie Ew. Durchlaucht, ich habe bald vier Decennien hinter mir."

„Ei, was ist das! Ihr steht im besten Mannesalter und solltet vom Turnier zu ermüdet sein, um tanzen zu können? Auf solchen Lorbeeren darf der Sieger nicht ruhen! Mir fällt aber ein, ich höre Ihr seid bekannt, sogar verwandt mit der Gräfin von Solms und ihrer Schwester; das giebt Euch ein Recht, diese zunächst zum Tanz zu führen."

„Nichts wäre mir lieber, Durchlaucht; aber — die Gräfinnen von Egmont haben leider Vorurtheile gegen mich, die —"

„Die sie doch ihren Gast nicht werden empfinden lassen! kommt, ich bringe Euch selbst zu ihnen, —" und schon hatte Moritz seinen Arm genommen und führte ihn nach dem Divan, auf dem die junge Frau mit ihrer Schwester nach dem letzten Tanz ruhte.

„Was haben sie gegen Euch?" fragte Moritz im Gehen, „ich muß das ja wissen, will ich Friedensstifter sein."

„Sie mißbilligen es, daß ich der Partei meines Vaters folgte."

„Das scheint mir doch in der Ordnung zu sein," entgegnete Moritz; aber schon standen sie vor der Gräfin von Solms, die den neuen Pflichten einer Hausfrau so eifrig nachgekommen war, daß sie, völlig erschöpft, sich nur den Schein der Frische und Munterkeit zu geben bemüht war und die beiden Herrn jetzt mit herablassender Freundlichkeit begrüßte. Gräfin Française aber versicherte, als sie den Baron de Ghiselles vom Prinzen geführt, nahen sah, übermüdet zu sein und lehnte in die rothen Sammetkissen des

Divans zurück. Moritz that, als bemerke er die absichtliche Zurückhaltung nicht, und sagte, sich speciell an sie wendend:

„Ich bringe einen Tänzer, Cousine! der Baron de Ghiselles beklagt sich, seinen Verwandten den ganzen Abend sich nicht haben nähern zu können.“

„Der Baron hat kein Recht zu solcher Klage,“ entgegnete die Gräfin von Solms; „ich bin als Gastfrau genöthigt gegen Jeden höflich zu sein und kann mich nicht dem Einzelnen besonders widmen.“

„Dazu ist die Verwandschaft so fern,“ setzte Française zu Moritz gewandt hinzu, „daß der Baron wohlthun wird, sie nicht geltend zu machen.“

„Das klingt hart, Gräfin Française,“ entgegnete Moritz, „ich meine doch zu wissen, daß Euer Vater selig anders darüber gedacht.“

Française biß sich auf die Lippen und sah jetzt erst de Ghiselles an, ihm einen schneidenden Blick zuwerfend, während Moritz fortfuhr: „Habt Ihr etwas gegeneinander, so legt es bei und reicht Euch die Hand zum Tanz; die Gaillard wird jetzt eben aufgerufen.“

„Ich tanze nicht mehr, Durchlaucht,“ entgegnete Jene stolz und bestimmt.

„Nun, ich will mich nicht darin mischen,“ sagte Moritz, „macht es selbst mit einander aus. Die gnädige Frau werden doch die Gaillard mit mir tanzen?“

„Mit Vergnügen, Durchlaucht!“ Sabine erhob sich, der peinlichen Begegnung mit de Ghiselles ein Ende zu machen und während der Prinz ihr die Hand reichte, warf sie ihrer Schwester einen Blick zu, der zu sagen schien: „ich opfere mich für dich!“

Was die Gräfin gehofft, daß nämlich der Baron nicht zögern würde, sich von Française zu verabschieden, geschah nicht; er blieb, und nachdem Alles zum Tanz fortgeeilt war, sah sich Jene völlig isolirt ihm gegenüber. Sichtlich aber war ihm augenblicklich auch nicht behaglich zu Muthe; denn die feindselige Stimmung der gräflichen Dame verhieß keine freundliche Unterhaltung. Française von Egmont stand, wie wir wissen, nicht mehr in erster Jugendblüthe, aber sie war geistvoll und lebendig, mit großen dunklen Augen und markirten Gesichtszügen; schlank von Gestalt, kleidete sie sich mit der, ihrem Stande angemessenen, feinen Einfachheit und verstand das Geheimniß, durch Haltung und Wesen Eindruck zu machen; augenblicklich schien sie jedoch von aller Liebenswürdigkeit abzusehen, ihre Züge nahmen einen strengen Ausdruck an und in dem Blick, den sie auf den Baron warf, lag so viel Verachtung und zugleich etwas so Drohendes, als hoffe sie ihn dadurch fortzutreiben. Aber der Edelmann war auch nicht leicht verzagt und nun er ihr einmal gegenüber stand, schien er den Sieg gewinnen zu wollen. Sein Aeußeres war keineswegs geeignet, einer Dame von Française's Alter Abscheu einzuflößen; er war Julian's älterer Bruder, was man ihm jedoch nicht ansah; im Gegentheil trug sein Wesen nicht wie das unseres Helden, den Stempel der Leiden und des ungeregelten Lebens, er sah frisch und gesund aus, pflegte das krause Haar und den feinen Schnurrbart mit Sorgfalt und trug die elegante Kleidung seines Ranges mit vornehmer Leichtigkeit. Den Harnisch des Turniers hatte er mit einem grauseidenen Wamms vertauscht, ein kurzer rother Sammetmantel mit Silberbesatz hing ihm über der linken Schulter und das schwarze Barett mit weißer Feder in der Hand haltend, sagte er, mit augenscheinlich absichtlicher Vertraulichkeit, im Ton leisen Vorwurfs:

„Wodurch habe ich Euch beleidigt, Française, daß Ihr den alten Spielgenossen Eurer Kindheit verleugnet und zurückstoßt?“

„Ihr seid vermessen, mein Herr, so zu mir zu sprechen; Ihr wart niemals mein Gespiele,“ entgegnete sie, ihn mit einem Blick ansehend, vor dem er seine Augen niederschlug; doch erwiderte er nicht ohne Bitterkeit:

„Es ist wahr, ein Page pflegt mehr wie ein Diener, denn wie ein Spielgefährte angesehen zu werden und wir waren verschiedenen Alters — als ich als Blutsverwandter mit den Kindern des Hauses erzogen wurde.“

„Ihr sprecht von Vorrechten, mein Herr, die unserm Vetter Julian de Ghiselles zu Theil wurden; in der Person aber, die sich mir jetzt als Baron de Ghiselles vorstellt, erkenne ich jenen Gespielen nicht.“

Er zuckte die Achseln. „Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre vergangen, Cousine, als unsere Kindheitsfreuden durch einen schweren Schlag gestört wurden; ich habe seitdem viel erlitten, viel zu kämpfen gehabt — ist es zu bewundern, daß ich mich sehr veränderte? Ihr seid auch nicht mehr das dreizehnjährige Fräulein, dem damals meine Huldigung gefiel und Ihr müßtet ein starkes Gedächtniß haben, wäret Ihr im Stande mich gleich wiederzuerkennen.“

„Ei, schweigt, mein Herr!“ unterbrach Française ihn in scharfem, gebietendem Ton, während sie ihn mit vernichtendem Spott ansah. „Die Züge können sich verändern, das Haar kann man färben, aber die Augen, die Augen, Herr Baron! sie können wohl einen anderen Ausdruck, aber keine andere Farbe annehmen und mein Gedächtniß ist bei dem vorgerückten Alter von vierzig Jahren noch nicht so schwach geworden, daß ich mich nicht der dunkelblauen Augen Julian's zu erinnern wüßte, mit denen er so lebendig und

freimüthig umherschaute, während die Eurigen – seht selbst," und sie hielt ihm einen kleinen Spiegel vor, der an einer Kette an ihrer Seite hing, „dunkelbraun sind und sich unter den Augenlidern verstecken, was Julian's Augen nicht eigen war. Es thut mir Euretwegen leid le defaut de la cuirasse entdeckt zu haben," fügte sie mit schneidender Schärfe hinzu, indem sie den Spiegel wieder fallen ließ. Aber Française hatte es mit einem Gegner zu thun, der lange auf seine Rolle eingeübt war, hatte er es auch nicht verhindern können, daß ihm das Blut bald in den Kopf stieg, er dann wieder von verhaltenem Zorn erbleichte; er biß sich auf die Lippen, um nicht in heftige Entgegnung auszubrechen und wollte um jeden Preis vermeiden, was man eine Scene nennt, welche die Aufmerksamkeit Unberufener veranlassen könnte; er hielt sich fest und muthig und fuhr in Ton und Haltung eines Verkannten ruhig fort:

„Daß Ihr weder mich noch die alten Freundschaftsrechte mehr erkennen wollt, Gräfin, lasse ich dahin gestellt; aber Ihr greift meinen Character an, als wolle ich eine Person spielen, deren Namen und Rang mir nicht zukommen. Wisset denn, Française von Egmont, daß ich Eures Zeugnisses nicht bedarf, um von Allen dem Rang und Recht nach erkannt zu werden, die mir gehören, denn mein Vater, der Baron de Ghiselles, lebt glücklicherweise noch um mich, muß es sein, gegen derartige Beschuldigungen zu schützen."

„Ich kann Euch zu dem Recht, auf das Ihr Euch beruft, kein Glück wünschen, bevor ich besser unterrichtet bin, wodurch Ihr dasselbe erworben."

„Gesteht Ihr selbst, davon keine genaue Kenntniß zu haben, so, mein ich, sollte doch die christliche Liebe Euch hindern Blutsverwandte ohne Weiteres zu verurtheilen."

„Christliche Liebe! o, Baron de Ghiselles, ich möchte wissen, wie Ihr diese gegen Euren Bruder ausübt.“

„Ihr meint den Unglücklichen, der schon als Knabe seinem Vaterhause entlief und seitdem in der Welt umhertreibt man weiß nicht wo und wie? ich hoffe nicht, daß die Gräfin von Egmont zu diesem jemals in Beziehung gestanden, es würde Ihr nicht zur Ehre gereichen. Er muß ein Schurke geworden sein, der den Namen seines Vaters nicht tragen darf und vielleicht längst irgendwo am Galgen hängt —“

„Verschont mich mit Euren brüderlichen Gefühlen,“ unterbrach ihn Française mit unbeschreiblicher Verachtung in Ton und Miene, während ihre Augen Flammen sprühten — und, hastig aufstehend, wollte sie ihm den Rücken wenden, als eine starke Hand sie am Arm faßte und daran verhinderte.

Es war Graf Georg Eberhard von Solms, der sich zwischen Beide stellte.

Vom Tanz ermüdet, hatte er sich einen Augenblick am äußersten Ende des Divans niedergelassen, der in Form eines Hufeisens den ganzen oberen Theil des Saales einnahm, während in der Mitte sich eine Estrade mit Sitzplätzen befand, von hochrothem Sammet überdacht und von breiten Falten mit Goldfrangen umgeben. Dadurch war die Nähe des Grafen den Streitenden entgangen; unglücklicherweise aber hatte Jener durch einen kleinen runden Spiegel, an dem zwei Wachskerzen angebracht waren, seine Schwägerin in dem tête-á-tête mit dem Baron entdeckt, und die stolze Haltung der Gräfin, die Geringschätzung, die aus ihren Blicken sprach, während der Baron die Farbe wechselte und die Lippen zusammenkniff, um seine innere Wuth zu verbeißen, ließ ihn erkennen, daß es hier nicht einen scherzhaften

Streit galt, mit Ritterlichkeit von einer, mit weiblicher Feinheit von der andern Seite geführt, sondern ein Wortgefecht in vollem Ernst, bei dem scharfe Waffen gebraucht und die Zunge zugespitzt wurde. Er wußte aber aus Erfahrung, wie seine Schwägerin in solchem Kampf maitresse d' armes zu bleiben verstand.

Der Baron de Ghiselles war einer der fremden Notabeln, die hieher gekommen, um mit dem Statthalter über wichtige Familien-Angelegenheiten im Namen des Prinzen von Oranien zu unterhandeln, und ein Solcher, meinte der Graf, dürfte sich nicht über unhöfliche Aufnahme in seinem Hause zu beklagen haben. Er wollte also wissen, warum es sich handele, und hatte Française Unrecht, sollte sie dies eingestehen. Der junge Gemahl Sabina's von Egmont war, wie wir schon sagten, ein Edelmann echt altdeutschen Charakters, billig, aber streng und fest entschlossen seine männliche Autorität zu behaupten ungeachtet der erlauchten Abkunft seiner Gemahlin und ihrer fürstlichen Verwandten; er hielt sich daher für berechtigt, sofort selbst seiner Schwägerin entgegenzutreten, während diese sich einer gröblichen Beleidigung schuldig machte. Er zwang sie volte face zu machen, wodurch sie plötzlich wieder dem Feind gegenüberstand, dem sie schon den Rücken gekehrt und fragte in entschiedenem Ton:

„Wovon ist die Rede, Fräulein Schwägerin? handelt es sich um Meinungsverschiedenheiten mit Eurem Cavalier, so ist es doch nicht angemessen in so bitterer Weise fortzueilen."

„Der Baron de Ghiselles ist nicht mein Cavalier," entgegnete Française verdrießlich und stolz, und suchte sich von der Hand, die ihren Arm hielt, loszumachen.

„Ich würde mich der Unritterlichkeit schuldig machen," fiel de Ghiselles ein, „wollte ich nicht bekennen, daß die

Schuld zunächst an mir liegt. Mich auf die Rechte unserer Verwandtschaft und früheren Bekanntschaft stützend, hoffte ich, Gräfin Française würde mich nicht vergeblich um die Gunst bitten lassen, sie zum Tanz führen zu dürfen: sie wurde mir jedoch geweigert und ich — an derartige Weigerungen nicht gewöhnt, hatte nicht Selbstbeherrschung genug, unempfindlich dabei zu bleiben, sondern drang vielleicht allzu kühn und eifrig auf die Erfüllung eines Wunsches, welcher die Dame so ernstlich erzürnte. Und das ist die Veranlassung unseres Zwistes, Ew. Gnaden —"

„Nun, so verlange ich, daß sofort Friede geschlossen werde und Française diesen dadurch besiegele, daß Sie Euch den Tanz zugesteht," erwiderte Georg Eberhard mit ernstem, drohendem Blick auf Française, ihre Hand erfassend, um sie in die de Ghiselles' zu legen. Française aber, sich frei fühlend, zog sie rasch zurück, und sprach laut und heftig, daß es durch den ganzen Saal scholl:

„In Ewigkeit nicht! ich habe nichts zu schaffen mit diesem — — Fremden," fügte sie langsam hinzu in einem etwas schwankenden Ton, als halte sie an sich, ihn mit dem rechten Wort zu bezeichnen; aber so durchbohrend war der Blick, den sie dabei auf den Baron richtete, bevor sie sich hastig abwandte, daß dieser, wie vernichtet, mit gebeugtem Haupt stehen blieb. Selbst der Graf von Solms war so überrascht durch diesen Ausgang der Sache, daß er vergaß ihr noch einmal in den Weg zu treten.

„Mein Gott, welch' ein Frauenzimmer!" rief er ihr nachblickend aus, als er sich ein wenig von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Sie spielt die erzürnte Juno!" bemerkte der Baron, seine innerliche Wuth unter einem ironischen Lachen verbergend, „und weiß wohl weshalb!"

„Weshalb denn? um's Himmelswillen sagt mir weshalb?" drängte Solms, ärgerlich über eine Kränkung, mit der er sich selbst in's Angesicht geschlagen fühlte.

„O," entgegnete der Baron mit spöttischer Miene, „einfach wegen eines Vergehens, das keine Frau vergiebt; — ich beging die Unvorsichtigkeit ihr in Erinnerung zu bringen, daß sie über die Vierzig hinaus sei!"

„Wehe! wehe Euch! ist es das?" und der Graf brach in ein schallendes Gelächter aus; „hätt' ich errathen können, daß d a der Haken saß!"

„Nach solcher Scene aber werden Ew. Gnaden mir zu Gute halten, wenn ich mich verabschiede — meine Sache ist hier nun einmal verdorben."

Solms suchte ihn zu längerem Bleiben zu bereden aber der Baron ließ sich nicht bewegen und eilte fort.

Eure Schwester hat dem Baron de Ghiselles wegen einer unbedeutenden Kränkung eine grobe Beleidigung zugefügt," sagte der Graf später zu seiner Gemahlin; „sie hat ihn so gut wie fortgejagt, denn er ist zornig gegangen, trotz meiner Nöthigung zu bleiben — da steckt mehr dahinter; was kann sie gegen ihn haben?"

„Kann ich das wissen? ich glaube, die Beiden haben immer mit einander gezankt. Aber ich war, als sie zusammen spielten, ein Kind von fünf Jahren und erinnere nicht mehr, was in den längst vergangenen Zeiten geschah," gab die junge Frau, durch jene Frage ein wenig gekränkt, zur Antwort.

Sie erinnerte nichts aus jener Zeit! nichts von dem Schaffot, das ihr Vater bestieg! nichts von der allgemeinen Trauer um ihn! nichts von dem Wehruf des ganzen Volkes!

nichts von dem, was den Namen ihres Vaters in der Geschichte unsterblich gemacht!

„O Weibervolk! Weibervolk!“ seufzte Graf Georg Eberhard; „aber ich werde es dennoch einst in Erfahrung bringen!“

IX.

Es würde dem Grafen von Solms dies bald gelungen sein, hätte er dem Baron de Ghiselles in seine Wohnung folgen können, die räumliche Etage eines abgesondert liegenden Hauses, welches der reiche belgische Edelmann den weniger ansprechenden Quartieren der Stadt vorgezogen, die überdies mit Fremden jeden Ranges und Standes angefüllt waren.

Er hatte den Hausthürschlüssel bei sich, fand eine brennende Laterne am Fuß der Treppe, stieg eilig hinauf und fand schon einen Gast, seiner wartend, am Kamin, dessen Feuer lustig brannte.

Dieser Gast ist uns kein Unbekannter. Es ist derselbe Hauptmann Peter, der Julian in so schwere Versuchung und so große Noth brachte. Er hatte seine Bauerkleider abgelegt, trug Degen und Gewand eines angesehenen Edelmannes und bewies in Haltung und Manieren, daß er sich dieses Mal nicht unter oder über seinen Stand, sondern demselben gemäß gekleidet hatte. Er saß vor einem Tisch, auf dem eine große kupferne Lampe brannte, und schien gelesen zu haben, aber — wie Jemand lies't, der unruhig und ungeduldig ist; denn sobald er de Ghiselles eintreten sah, warf er sein Buch weg, ging ihm entgegen und sagte:

„Seid Ihr endlich da, Baron? auf Ehre, ich dachte Ihr wolltet die ganze Nacht bankettiren!“

„Ich fürchtete schon, Ihr möchtet länger gewartet haben, als Euch lieb ist, Freiherr von Grimswald," entgegnete de Ghiselles indem er seinen Mantel ablegte; aber ich konnte nicht früher fortkommen, ich mußte doch von dem Statthalter Abschied nehmen!"

„Freilich, das war nothwendig!" wiederholte Jener.

„Konnte mich nicht wie ein Hühnerdieb fortschleichen."

„Natürlich nicht; sollte ein Unglück geschehen, würdet Ihr ja in Verdacht kommen. Aber mußte denn der Abschied so lange währen?"

„Prinz Moritz war gnädig und brachte mich dadurch in eine unangenehme Lage," versetzte de Ghiselles sich in einen Sessel niederlassend, dem Armstuhl gegenüber, den der Freiherr wieder eingenommen hatte. „Stellt Euch vor: ich hatte mich den ganzen Tag bemüht eine kurze Unterredung unter vier Augen mit der Gräfin Française von Egmont zu haben, 'denn es lag mir viel daran, eben von ihr vor der ganzen Gesellschaft nicht verleugnet zu werden; aber sie entschlüpfte mir überall und ich zog mich endlich zurück, bis ich meinte mich füglich entfernen zu können, als Moritz auf den albernen Einfall kam, mich selbst meiner Cousine vorzustellen; er verlangte ich solle Française zum Tanz führen und wie sehr ich auch auszuweichen suchte, ich mußte dem Sturm Stand halten. Ich fürchtete allerdings nicht eben freundlich empfangen zu werden, ein Zurücktreten aber hätte bei Moritz Verdacht erregen können und hatte ich denn mit kühner Stirn die alte Bekanntschaft erneuert, so war ich damit durch. Die Dame aber war im höchsten Grade widerwärtig; wir hatten ein tête-à-tête, das nichts weniger als angenehm für mich war und aus dem ich mich selbst nicht mit Ehren zurückzuziehen wußte, als der Graf von Solms den Conflict beizulegen suchte. Ihre Heftigkeit gab mir

endlich das Recht beleidigt fortzugehen und den Grafen in einer Stimmung gegen seine Schwägerin zurückzulassen, die, wie ich hoffe, die Eintracht in der Familie nicht befördern wird. Ihr seht, ließ ich Euch warten, war's nicht zu meinem Vergnügen."

„Weshalb wolltet Ihr überhaupt der Vermählungsfeier beiwohnen?"

„Nun, das ist eine hübsche Frage! wie hätte ich mich nur dem entziehen können? einmal bin ich nicht nach Holland gekommen, um in einer Ecke zu sitzen, sondern um Beziehungen mit so viel einflußreichen Persönlichkeiten anzuknüpfen, als möglich ist, um zu beobachten — die Volksstimmung sowohl, als die Lebens- und Denkweise des Adels und der Patrizier. Eine öffentliche Festfeier aber bot dazu die beste Gelegenheit. Ueberdies hatte der Statthalter selbst mich zu dem Turnier geladen, vielleicht damit ich Zeuge sei, wie sehr er die Liebe des Volkes besitzt; — also konnte ich doch nicht zu Hause bleiben!"

„Freilich nicht. Aber ich verstehe nicht, weshalb Euch so viel daran liegt, gerade von der prüden Gräfin Française als ihr Blutsverwandter erkannt zu werden? habt Ihr mir doch selbst früher gesagt, Eure verwandtschaftlichen Beziehungen seien keine wirkliche —"

„Die ich aber zur Realität machen will und trotz Allem gebe ich die Hoffnung, daß es mir gelingt, nicht auf," sagte der Baron spöttisch lächelnd.

„Vermessener!"

„Ei nein, ich wage nicht so viel als Ihr denkt. Es besteht große Aehnlichkeit zwischen mir und dem, den ich vorstelle; die Einzige aber in dem ganzen Kreise, die ihn nur als Knaben gekannt, ist Française. Wohl weiß ich, sie hat etwas gegen mich und wird sich nicht leicht gewonnen

geben, aber stände er, dessen anderes Ich ich bin, vor ihr, so wie er jetzt vermuthlich aussieht, sie würde in ihm ebenso wenig den Gespielen ihrer Kindheit erkennen wollen. Ja, ich bin sogar überzeugt, daß ich, bei einstiger Confrontation, selbst vor ihr meinen Prozeß gewinnen würde, so sehr habe ich seit meiner frühsten Jugend mich mit der Persönlichkeit, die ich spielen muß, identificirt."

„Unnütze Thorheit! Es ist genug, daß der Baron de Ghiselles Euch als seinen rechtmäßigen Sohn anerkannt hat."

„Das ist grade was er nicht gethan und nimmer thun wird und kann. Durch ein Versehen, das im Anfang begangen, bin ich verurtheilt lebenslänglich eine falsche Rolle zu spielen."

Unaussprechliche Bitterkeit sprach aus den Zügen des Barons und er zerdrückte eine Thräne des Unwillens.

„Mein Vater hat mich aus unritterlicher Menschenfurcht in die Stelle seines rechtmäßigen Sohnes gesetzt, aber von rechtmäßiger Anerkennung hat niemals die Rede sein können. Er konnte und wollte meine Mutter nicht heirathen, stammte sie gleich aus edlem, spanischem Blut; er hatte überwiegende Gründe, sich von seiner Gemahlin nicht scheiden zu lassen, die sich ihrerseits, aus boshaften Motiven an die Fesseln der Ehe klammerte, wurden ihr gleich schwere Ketten daraus geschmiedet. Ebenso hartnäckig hielt sie am Leben fest, das doch farblos für sie geworden und der Baron, der sich nichts daraus machte Tausende in Kummer und Erniedrigungen aller Art sterben zu lassen, fand nicht den Muth durch eine entscheidende That jenes Hinderniß aus dem Wege zu räumen."

„Ja, die Leute von halben Maßregeln sind für Jeden gefährlich, der mit ihnen zu thun hat," bemerkte der Freiherr nicht ohne Absicht. „Aber das sagt mir noch nicht,

weshalb Ihr Euch den Egmonts zur Unzeit aufdrängen wollt? von ihrer Anerkennung hängt doch Eure Stellung nicht ab! Hier seid Ihr als Abgeordneter des Prinzen von Oranien, seid in Brüssel der Sohn des Baron de Ghiselles, Günstling des Landvogts, durch den König selbst mehrfach in wichtigen Angelegenheiten nach verschiedenen Höfen gesandt — was kann Euch an dem Uebrigen liegen?"

„Sehr viel. Für jeden Andern bin ich ein Fremder, das ist wahr und es geht Niemand an wie ich heiße und wer ich bin. Aber den Egmonts, die wissen, daß der Baron de Ghiselles nur einen Sohn gehabt, muß ich als dieser gelten, oder — ich bin nichts — nicht einmal ein Bastard; denn der Baron hat nie den Muth zu bekennen, daß er einen natürlichen Sohn habe. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre hat er mich in der größten Verborgenheit erziehen lassen und ich bin überzeugt, seine Absicht war, mich lebenslänglich in ein Kloster zu sperren. Die Widerspenstigkeit seines Lieblings aber hat meinem Geschick diese Wendung gegeben, gegen die ich nun nichts mehr vermag."

„Und die Egmonts?"

„Die sollen mir eben das Rad der Abentheuer drehen helfen. Die Baronin de Ghiselles ist, sobald sie die Gewißheit von dem Ableben meiner Mutter erhielt, nach Holland gezogen — nicht eher. Ihr seht sie war eine störrische Frau, die wußte was sie wollte. Wo sie sich dort aufhält, hat man nie erfahren, — doch gleichviel! vor Kurzem nun ging das Gerücht ihres Todes; mein Vater wollte und konnte jedoch nicht daran glauben, während Gewißheit darüber ihm sehr wichtig ist und diese können die Egmonts geben."

„Vermuthlich aber werden nach Euren Berichten, die Damen durchaus nicht geneigt sein Euch zu sagen, was Ihr wissen wollt."

„Dazu werde ich sie schon zu bringen wissen und werde mir die schlechte Behandlung der Gräfin Française gefallen lassen, bis sie mich auf die rechte Spur gebracht. Lebt die Frau noch, so liegt mir unendlich viel daran sie zu sehen und zu sprechen —“

„Um Maßregeln zu ergreifen, an die Euer Herr Vater sich nicht wagte?“ fragte der Freiherr spöttisch.

„Im Gegentheil, um ihr Vertrauen zu gewinnen.“

„Und von ihr Euch als ihren eignen Sohn anerkennen zu lassen?“

„Das möchte zu stark sein — aber das ist auch nicht die Sache, die Verwechselung ist mit ihrem Wissen, wenn nicht mit ihrem Willen geschehen. Es handelt sich jedoch um Etwas von nicht geringerem Belang für meinen Vater und mich: Die Baronin besaß, als sie meinen Vater heirathete, hier in Holland ausgedehnte Güter; die Zeiten waren damals anders, man dachte nicht an Zwistigkeiten, die Vormünder der Waise nahmen nicht Anstand ihrem Gemahl die Verwaltung ihres ganzen Vermögens zu überlassen und sie lebten in Gütergemeinschaft. Als aber die Unruhen ausbrachen, blieb der Baron auf Seiten des Königs, die General-Staaten wollten, sobald sie abgefallen, dem spanisch gesinnten Edelmann nicht länger den Genuß von dem Einkommen seiner Güter zu gestehen, Alles wurde sequestrirt und ist — so viel wir wissen, unter Sequester geblieben. Die Staaten werden aber nicht wieder hergeben, was sie einmal an sich genommen! sie nennen das rechtmäßige Repressalien für das, was in spanisch Brabant geschehen; als ob der König nicht ein Recht hätte gegen seine Rebellen! — doch lassen wir das. Nun ich hier bin, um mit Moritz wegen gewisser Angelegenheiten mit seinem Bruder, dem Prinzen von Oranien, zu unterhandeln, wird es nicht

so schwer halten auch die Sache betreffs der Güter der Baronin günstig zu arrangiren; nur muß ich Gewißheit haben, daß sie, falls noch am Leben, selbst dazu mitwirken will, oder, gestorben, uns nicht etwa durch ein Testament Hindernisse in den Weg gelegt hat. Hätte sie die Einkünfte ihrer Güter genossen und also in guten Verhältnissen gelebt, so würde sie nicht in Verborgenheit geblieben sein; es ist daher wahrscheinlich, daß sie dürftig und zurückgezogen lebt und ist Letzteres der Fall, desto besser! sie wird das Entgegenkommen ihres Gemahls zu schützen wissen und meine Dienste annehmen —"

„Und ihr Sohn?"

„O der, der existirt nicht mehr, für sie so wenig als für uns —"

„Euer Bruder ist todt?"

„So gut wie todt, — er hat sich unmöglich gemacht, sich so im Koth gewälzt, daß er nicht mehr herauszuziehen ist; komme ich aber zu der Mutter, werd' ich mich wohl hüten, das zu sagen, im Gegentheil wird die Fürsorge für ihn eine Triebfeder sein, die meine Pläne fördern soll. Zeigt er sich aber folgsam und kommt nicht inzwischen durch irgend eine Schurkerei an den Galgen, werd' ich ihm von Zeit zu Zeit ein paar Dukaten in die Hand stecken, das ist Alles, was er bedarf. Er wird darnach greifen, glaubt mir, und schließlich gelte ich noch für seinen Wohlthäter!"

„Ebenso erfinderisch als brüderlich!" versetzte der Freiherr mit spöttischem Lachen.

„Ihr seht, wieviel Privates ich neben dem Allgemeinen zu beschaffen habe und weshalb ich die Egmonts durch List oder Gewalt gewinnen muß."

„Gewalt? und wie wollt Ihr denn die anwenden?"

„Ich werde durch die stärkste Triebkraft Macht über sie gewinnen, die man bei eiteln und hochmüthigen Leuten anwenden kann, welche, ohne die Mittel dazu zu haben, wie sie, standesgemäß leben wollen; ich — ich werde Geld, viel Geld — sehen lassen, daß selbst die unverschämte Française davon geblendet werden soll. Glücklicherweise hat mein Vater mich mit diesem vorzüglichen Hülfsmittel reichlich versorgt, so daß ich Alles durchsetzen kann, was durch Geld möglich ist. Niemand weiß das besser als ich."

„Und ich weiß es so gut, daß ich mir erlauben werde Euch ein wenig von Eurem Ueberfluß zu befreien."

„Wie das? Ihr verlangt Geld?" rief de Ghiselles aus, die Augbrauen zusammenziehend; „fürwahr, Verschwörung ist eine theure Liebhaberei!"

„Nicht zu theuer, gelingt sie und trägt gute Früchte. Aber leider ist das von unserm Complott nicht zu hoffen und deshalb muß ich Geld haben, denn ich habe das meinige, die gute Sache zu fördern, handvollweise ausgetheilt. Nun ich in der Hoffnung getäuscht bin, muß ich für mich selbst sorgen und mich, je eher je lieber aus dem Staube machen."

„Und das sagt Ihr mir nur so nebenbei?" rief de Ghiselles in sichtlicher Unruhe aus, „und hört kaltblütig an, was ich von gleichgültigen Dingen schwatze?"

„Nun, eine Stunde früher oder später, macht nicht viel aus; daß aber Eure Angelegenheiten mir durchaus nicht gleichgültig sind, könnt Ihr wohl denken."

„Hm! ja!" sagte de Ghiselles und machte eine Miene, als sähe er sich lieber von dem Interesse verschont. „Ihr begreift indessen, daß Eure Sache mir das ebenso wenig ist."

„Unsere," verbesserte Grimswald, „denn Ihr müßt einräumen, daß Ihr mit zu dem Complott gehört."

„Nein," rief der Baron aus," das leugne ich pertinent,"

„Impertinent!“ verbesserte der Freiherr abermals mit seinem sarkastischen Lächeln. „Ihr könnt doch nicht leugnen, mir gegenüber wenigstens nicht, daß Ihr Theil habt an der Sache?“

„Gewiß leugne ich das und mit vollem Recht!“ sagte Jener in lautem Ton.

„So seht doch einmal in Euren schriftlichen Instructionen nach.“

„Die enthalten nichts, als was ich Moritz und den Staaten als einfachen Zweck meiner Sendung vorgetragen habe.“

„Daß weiß ich wohl, für den, der nicht, wie Ihr, zwischen den Zeilen zu lesen versteht; dazu sind Euch mündliche Vorschriften gegeben.“

„Nun ja! damit brauche ich nur im gegebenen Fall, den Ihr in's Werk zu setzen übernommen habt, hervorzutreten. Die Weise wie, die Zeit wann, die Mittel wodurch Ihr zum Zweck zu kommen meint, kenne ich nicht — ich kann Seele und Seligkeit darauf verschwören!“

„Das sagt nicht viel!“ höhnte der Freiherr; ich hatte ja aber Abrede mit Euch genommen, Euch in dieser Nacht von Allem zu unterrichten.“

„Wohl möglich; aber ich verlange nichts davon zu wissen, will nichts davon hören —“

„Schämt Euch, Baron, seid doch nicht so bange! der Plan ist mißlungen und — ich bin dessen froh, vor Allem, da ich sehe, durch welchen muthigen Beistand ich gestützt wäre.“

„Das würdet Ihr gesehen haben, hätte es gegolten den Degen für die Sache meines Fürsten zu ziehen.“

„O ja, Ihr seid rasch bei der Hand den Degen zu ziehen, hat der Dolch vorher seine guten Dienste gethan, nicht wahr?“

„Also Ihr wißt jetzt nichts mehr zu machen, Ihr, die Ihr Euch rühmtet überreiche Hülfsmittel zur Hand zu haben?“ spottete nun de Ghiselles seinerseits.

„Ich habe mich getäuscht, ich muß es zu meiner Schande bekennen und stehe davon ab die Sache durchzusetzen. Man kann nicht mit Ochsen und Eseln zugleich pflügen. Aber ich sehe ein, es ist meine eigne Schuld; ich hätte mein Geheimniß für mich behalten, Alles allein berathen und — ausführen müssen; aber das stand mir nicht frei. Da sollte Priestervolk, sollten Abgesandte der Jesuiten mitwirken und — vorzügliche Genossen sein — und siehe, es geht Alles drunter und drüber durch falschen Eifer und Unverstand.“

„Ist denn etwas davon ruchbar geworden?“ fragte der Baron erbleichend.

„Ich hoffe noch nicht — doch wird es schwerlich unterbleiben. Denkt Euch: ein infamer Kerl, ein gewisser Blommers, der seit der Reformation Dominé spielt, aber immer noch nach den Fleischtöpfen der Mutterkirche hungert, war Mitverschworener und hatte sich erboten uns eine sichere Bergungsstätte zu schaffen. In den Ruinen einer Abtey, nahe bei Delft, befinden sich Gewölbe und unterirdische Gänge, in denen er genau orientirt ist und zu welchen er, was die Hauptsache, durch Hülfe eines Bauers seiner Gemeinde, für den Pater Blommers einstand, den Schlüssel erhielt. Er selbst aber schätzte sein eignes Mitwirken so hoch und unentbehrlich, daß er das Haupt der Verschwörung zu sein glaubte und, ohne mit mir Rücksprache zu halten, nach eignem Ermessen handelte, wodurch unser Complott ein zweiköpfiger Drache wurde, eine Mißgeburt ohne Lebensfähigkeit. Mein Plan war, die Katastrophe solle nur einen verantwortlichen Executor haben, dem wir, nach vollbrachter That, das Entweichen ermöglicht hätten.“

„Und im Fall des Mißlingens?“

„Ihn verleugnen, ohne ihn jedoch im Stich zu lassen. Während ich nun meinen Mann suche und gefunden zu haben meine, wirbt jener verschmitzte Kerl Handlanger und vertraut — denkt Euch — einem Trupp verlaufener Soldaten etwas von dem Geheimniß, steckt ihnen Geld in die Hand und giebt ihnen dadurch Gelegenheit sich zu betrinken und im Wirthshaus damit zu prahlen, daß Etwas im Werk ist, wozu sie mithelfen sollen. Dergleichen verfliegt aber nicht in der Luft; die Polizei ist sehr wachsam, während so viel Volks, so viele Fürsten und Herren, die überall Feinde haben, in der Stadt sind.“

„Der elende Dummkopf!“

„Von dieser Maßregel nichts wissend, meine ich indessen in einem verkommenen Lieutenant meinen Mann gefunden zu haben, den ich mit aller Vorsicht ausforsche, bevor ich ihn in die Sache einweihe.“

„Einweihe?“ mir scheint, das war nicht vorsichtig!“

„Ich mußte doch damit heraus, sollte er thun was ich wollte! der verfluchte Kerl aber ließ mich Alles erzählen und lief dann davon.“

„Und Ihr, Ihr verweis't Andern ihre Dummheit!“ biß de Ghiselles ihm zu.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen, hatte Alles genau abgewogen und glaubte sicher zu gehen. Konnte ich denken, ein Abentheurer, dem Hunger und Elend aus den Augen sahen, würde nicht die erste, beste Gelegenheit ergreifen, um hundert Louisd'ors zu verdienen?“

„Es war unbedacht, ihm so viel zu bieten.“

„Ich hoffte ihm die Augen damit zu blenden; was that aber der verwünschte Schurke? Er warf vor meinen Augen das Geld in den Strom, sprang vom Wagen auf

die Gefahr den Hals zu brechen und entging — wie er sagte — damit der Versuchung. Ich schoß meine Pistole auf ihn ab, traf ihn leider nicht und er entkam.“

„Fürwahr, das ist ein Meisterstreich von Euch!“ versetzte de Ghiselles mit Hohn und Bitterkeit, „der Schurke wird nicht unterlassen seinen Vortheil aus dem entsetzlichen Geheimniß zu ziehen.“

„Das glaube ich kaum. Ueberdies kann er vor Hunger und Ermattung umgekommen sein, und durch Kreuz- und Querfahren, wozu mein Fuhrmann angewiesen war, desorientirt, ebenso gut in s' Hage als in Delft angekommen sein.“

„Kann aber in beiden Städten mit gewichtiger Anklage gegen Euch auftreten.“

„Gegen mich? unmöglich!“ lachte der Freiherr. „Er kennt mich nur als Hauptmann Peter und der Freiherr von Grimswald wird schon eilen über die Grenze zu kommen, bevor Jemand den Hauptmann Peter in ihm erkennt.“

„Aber Blommers und sein Anhang?“

„Laß die für sich selbst sorgen! ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich habe ihm seine Dummheit vorgestellt, aber der Esel behauptete das Seinige nach bester Einsicht gethan zu haben, verlangte Geld zur weiteren Ausführung der Sache, das ich ihm natürlich weigerte. Wir geriethen hart aneinander und ich machte mich dann eilend davon. Ich halte Moritz so sicher wie ein Kind in der Wiege, will aber das Platzen der Bombe nicht abwarten und vor Tagesanbruch aus dem Thor sein. Aber so gebt mir doch endlich etwas zu essen und zu trinken; ich komme nicht, wie Ihr, von einem Bankett und die Kehle ist mir vom Sprechen trocken geworden.“

„Ich hatte meine Diener beauftragt, Euch mit Allem zu versorgen,“ sagte der Baron, „während er eine zinnerne

Kanne und zwei kleine silberne Becher aus einem Schrank nahm und vor den Freiherrn hinsetzte; „und hier etwas Brod und Fleisch, das ist Alles, was ich Euch augenblicklich bieten kann. Die karge Gastfreiheit kann mir indessen noch theuer genug zu stehen kommen und Euer Aufenthalt in meinem Logis Verdacht auf mich werfen, wird von Eurem mißglückten Complott etwas bekannt!“

„Zunächst ist es noch nicht unbedingt als mißglückt anzusehen, weil ich davon abstehe und ferner könnte gegen Euch wohl noch anderweitiger Verdacht aufkommen, als durch den Umstand, daß ich die Nacht in Eurer Wohnung zugebracht.“

„Ihr wißt selbst, ich hatte nie viel damit im Sinn, Gewalt in der Sache zu gebrauchen.“

„List ist allerdings besser als Gewalt. Aber Ihr wart doch sehr geneigt die Früchte zu genießen, die nach dem Gelingen für Euch daraus erwachsen wären.“

„Ich wüßte nicht, was für mich viel dabei zu gewinnen wäre! der Prinz von Oranien könnte es einst sehr übel aufnehmen, daß man so an seinem Bruder gehandelt —“

„Das habt Ihr nicht zu fürchten. Philipp Wilhelm steht durch Religion und Erziehung auf spanischer Seite und man wird ihm nicht eben viel Liebe gegen seine Verwandten in den Niederlanden eingeflößt haben; dazu ist Moritz nur sein Halbbruder, den er nie gesehen; sind sie gleich Kinder derselben Mutter, Fürstenblut spricht gewöhnlich nicht so stark, daß es die Stimme der Herrschsucht übertönt. Ihr wißt selbst, was ein Halbbruder, wichtigen Interessen gegenüber, bedeutet.“

„Gewiß ist, daß der Prinz sehr gegen Maria, seine eigne Schwester, und gegen Moritz eingenommen ist, die ja mit einander darüber im Prozeß liegen, wer ihm, während seiner gezwungenen Abwesenheit, am meisten von den Ein-

künften seiner Güter rauben kann. Die Vorschläge, die ich zu machen habe, zeugen von seiner geheimen Verbitterung darüber und Ihr könnt Recht haben: ohne selbst zu jener That mitzuwirken, würde er im Stillen wohl damit einverstanden sein.“

„So dachte ich auch; und will man Rosen pflücken darf man die Dornen nicht fürchten. Ich wollte meinen Herrn rächen und zugleich der ganzen katholischen Christenheit einen Dienst erweisen und das wäre mir gelungen, hätt' ich nur mein Werkzeug besser gewählt. Aber der Beste kann irren und niemals habe ich mich mehr in einer Person getäuscht als in diesem jammervollen Lieutenant, auf dessen Willigkeit ich meinen Kopf verwettet hätte.“

„Kanntet Ihr ihn länger schon?“

„Das nicht; aber es war auch nicht nöthig. Ich hatte ihn beobachtet, sah, er mußte ein cassirter Offizier sein, der mit seinen Soldaten von Raub lebte; ich lockte ihn mit mir und als ich ihn ausgeforscht, wußte, er hatte Grund die Nassauer zu hassen, mich dazu überzeugte, daß er über Gewissensscrupeln hinaus sei, glaubte ich sicher zu gehen. Aber er hat Etwas, daß ihn auch in Armuth nicht ganz sinken läßt; er ist von guter Herkunft und besitzt eine gewisse Weichmüthigkeit, ohne die ich Alles mit ihm hätte machen können. — Und nun, mein Lieber, rathe ich Euch mit mir zu reisen, wenn auch nur auf kurze Zeit, um dem Unwetter, das vielleicht über Euch hereinbricht, zu entgehen.

„Ich? danke schön! Ich werde mich nicht durch eine Panik aus meiner guten Stellung vertreiben lassen!“

„Ich will Euch keine Furcht einjagen, sondern nur warnen, weil die Möglichkeit vorhanden ist, daß Ihr, wird die Sache ruchbar, nicht ungefährdet seid. Ihr habt das Geld dazu vorgeschossen.“

„Davon sind keine Beweise und Ihr werdet mich doch nicht verrathen, um so weniger, da ich Euch noch nützlich sein kann, bleibe ich außen vor.“

„Ja, ja, Ihr sagt da etwas — aber ich fürchte die Sache fällt doch einmal anders aus! Es kann auch Alles gut gehen, wenn nicht — die Sache durch den Lieutenant heraus kommt; ist das der Fall, so seid Ihr mit compromittirt.“

„Judas! das habt Ihr mit Absicht gethan!“ rief de Ghiselles aufspringend aus, den Freiherrn an der Brust packend; aber der starke deutsche schleuderte den schlanken belgischen Edelmann wie ein lästiges Insekt von sich, während er mit kühlem Spott sagte:

„Das wäre eine falsche Rechnung meinerseits. Ich komme ohnehin in Ungnade bei meinem Herrn, nun sollt' ich auch noch den Zorn Fuentes auf mich laden, weil ich seinen Günstling in die Klemme brachte und es auf die Weise überall verderben? Seid vernünftig, Baron, und glaubt Solches nicht von Jemandem, der seinen gesunden Verstand hat. Wie aber selbst Homer mitunter schläft, so hat auch der umsichtigste Mann seine schwachen Augenblicke, in denen seiner Aufmerksamkeit etwas entgeht, das ihm verderblich werden kann. Und das ist, fürchte ich, mein Fall, denn ich beging die Unvorsichtigkeit den Brief Eures Vaters an Sir Lunchyn sammt Eurer Quitung in die Börse zu stecken, in der ich die Pistolen von Euch erhielt, dieselbe Börse, die ich hernach, ohne daran zu denken, dem Lieutenant in die Hand drückte! und hat er diese nicht mit dem Gelde in's Wasser geworfen, so sind wir Alle in seiner Gewalt; er weiß dann wer Hauptmann Peter ist, wer seine Freunde sind und kann muthmaßen, was der Baron im Schilde führt.“

„Ich habe nichts mit Eurem gefährlichen Spiel zu schaffen," rief de Ghiselles, bleich vor Entsetzen, aus.

„Und wie wollt Ihr das beweisen? die Ausdrücke in dem Brief, in welchem Euer Herr Vater Sir Lunchyn beauftragt, Euch jene ansehnliche Summe auszuzahlen, sind gerade unverständlich genug, um Alles daraus zu machen, was man herauslesen will; — bezeugt aber Mitwissen nicht Mitschuld? dazu — Eure eignen Sachen sind so lauter nicht, daß gar kein Verdacht auf Euch fallen könnte — die Antipathie der Egmonts —"

„Aber ich will nicht mit in die Sache verwickelt werden!" rief der Baron heftig aus, „ich will mich um jeden Preis rechtfertigen —"

„Hm! ja! indem Ihr etwa als Ankläger und Verräther vor dem Ausbruch auftretet!"

de Ghiselles hatte nicht nach dem Freiherrn hingehört, sondern saß, das Haupt mit beiden Händen stützend, in tiefe Gedanken versunken.

„Kommt, überlegt nicht lange," fuhr Grimswald fort, ihm die Hand auf die Schulter legend; „schickt Euch zur Abreise an und seht doch ein, daß Ihr nichts Besseres thun könnet."

„Das sehe ich nicht ein," entgegnete der Baron aufblickend, seine Augen glänzten, seine Züge hatten sich erhellt. „Reisegeld will ich Euch geben, aber ich gehe nicht; ich werde mich auf andere Weise zu retten wissen. Sagt mir Alles was Ihr wißt von dem Elenden, dem Ihr das Geheimniß so unvorsichtig anvertrautet — schien es Euch, daß er Gebrauch davon machen würde?"

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Schwierigkeiten wird es immerhin für ihn haben, denn er sieht so herabgekommen aus, daß er vor keinem anständigen Menschen erscheinen

kann, um seine Anklage vorzubringen und falls er es wagt, nicht leicht Gehör finden wird; dazu schien er mir selbst mit der heiligen Justiz wenig im Reinen zu sein, daß er sich zwei Mal hüten wird, sich vor Schultheiß und Schöffen zu zeigen."

„Wißt Ihr, wie er heißt?"

„Was für eine Frage das ist! Beginnt man, beim Anknüpfen derartiger Verbindungen denn damit, sich einander vorzustellen? er kennt mich als Hauptmann Peter, ich mußte ihn einfach Julian nennen; ob er wirklich so heißt, ist noch die Frage; — aber Ihr müßt ihn ja selbst gesehen haben!"

„Ich?"

„Er war es, der beim Hinausreiten aus dem Kampfplatz Euer Pferd aufhielt —"

„Der? der? betrügt Ihr mich nicht mit falscher Hoffnung?"

„Was hätte ich davon? aber was nützt es Euch, daß gerade er es ist?"

„Weil es kein Anderer sein kann, als dieser Julian von Egmont selbst, den ich wohl ausfindig machen werde und gegen den ich so viele Waffen in der Hand habe, als ich nur gebrauchen will."

„Also Euer Bruder?"

„Gewiß, so wie Moritz der Bruder des Prinzen von Oranien ist."

„Aber irrt Ihr auch? mein Julian behauptete, sein Vater sei kein Vliesritter und der Baron de Ghiselles —"

„Ist erst nach dem Scheiden des Herzogs Alba in den Orden aufgenommen, als schon jegliche Verbindung zwischen Julian und seinem Elternhause aufgehört. Nun, Sir Julian!" fuhr der Baron mit fanatischer Gluth in den Augen und mit boshaftem Lachen fort: „nun ist eine Sache zwischen

uns und ich hoffe Dich dieses Mal für ewig schachmatt zu setzen!"

„Ich dächte aber doch, die Sache stände gerade gut für ihn?"

„Ich aber werde das Spiel umzukehren wissen und damit ist's gewonnen! Euch, Freiherr von Grimswald, werde ich zu schleuniger Abreise verhelfen, doch müßt Ihr mir zuvor genaue Einsicht von dem Complott geben."

„Vorhin wart Ihr so reservirt in dem Punct —"

„Jetzt muß ich Alles wissen, selbst das, was Ihr jenem Julian verschwiegen: Zeit und Ort der Ausführung."

„Wozu, nun nichts daraus wird?"

„Ich werde nach Befund der Umstände meine Maaßregeln ergreifen; ich weiß, was ich verlange, kostet uns die Nachtruhe, aber —"

„Pflicht geht Allem vor. So hört denn!"

Wir lassen den Freiherrn erzählen, was wir bereits wissen und sehen uns noch einmal nach Julian's Soldaten um.

Sie waren durch die eilige Flucht ihres Lieutenants zu bestürzt und verwirrt, um augenblicklich an ein Nacheilen zu denken; sobald sie sich aber von dem ersten Schreck erholt, sahen sie ein, wie sie durch längeres Bleiben sich in die schwierigste Lage bringen würden. Das Vorgefallene konnte nicht lange verborgen bleiben; Bastian's Frau mußte, ungeduldig und unruhig über sein Ausbleiben, sich nach ihm umsehen und — ihn todt in ihrer Mitte findend — sie natürlich für die Schuldigen halten; selbst ihren Lieutenant konnten sie nicht anklagen, ohne den Verdacht der Mitschuld auf sich zu laden. Es wurde Ihnen daher bald klar, daß

auch für sie nichts übrig blieb, als eilige Flucht. In aller Hast packten sie zusammen, was sie von ihren Sachen nur tragen konnten und entflohen, ohne sich weiter um den Gefallenen zu kümmern.

Aber es trieb sie nicht, wie Julian, ein scharfer Stachel des Schmerzes und der Schuld, und in eine entferntere Stadtgegend gekommen, hielten sie Rath, was zu thun sei. Ohne Hast, den Soldatenschritt innehaltend, konnten sie immerhin für einen Trupp Infanteristen gelten, die auf Wache zogen; fünfzehn an der Zahl konnten sie es auch mit Jedem aufnehmen, der, Argwohn hegend, ihnen entgegenzutreten wagte. Zusammen bleiben mußten sie daher, aber wohin? das war die Frage. Die ganze Nacht umherzuziehen, ging nicht; dazu, was war am Morgen zu beginnen, wenn Bastian's Ermordung bekannt wurde und seine Frau die Justiz auf die Fährte der entflohenen Soldaten, als muthmaaßliche Thäter, brachte? So rathschlagten sie lange, bis Bernhard auf den Gedanken kam, daß ja gelb Fikens Wirthshaus ihnen offen stände; in der Frühe des Morgens sollten sie ohnehin dort sein und war's eben noch reichlich früh, die Gelbe würde nicht danach fragen und ihnen Bodenraum oder Scheuer als Schlafstätte anweisen, bis die Stunde der Zusammenkunft mit dem Jesuiten gekommen. Sie war ohnehin in das Geheimniß eingeweiht und Bernhard's Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, hielt Michel gleich dafür, daß sie sich, durch Theilnahme an dem Fürstenmord großer Gefahr aussetzten; sie wüßten ja, daß Fürstenmord beabsichtigt werde und thäten sie den ersten Schritt, müßten sie auch den zweiten thun, komme was wolle danach.

„Thorheit!“ sagte Bernhard, „was Prinzenmord! wir brauchen nicht zu schießen, wollen wir nicht, und nöthigen-

falls schießen wir auf den Jesuiten selbst und machen uns noch gar verdienstlich —“

Michel wußte nicht viel dagegen zu sagen, schien ihm die Sache gleich bedenklich. Jedenfalls mußten sie eine Zuflucht haben, über alles Andere vorläufig hinweg sehen und Bernhard's Vorschlag wurde angenommen.

Daß gelb Fikens Herberge eine übelberüchtigte war, brauchen wir kaum zu sagen. Werber, sogenannte Seelenverkäufer, spannten dort ihre Netze aus, um thörichte Menschen zu fangen und verständige Leute traf man eigentlich nie dort. Nachtquartier gab das Tabackshaus nicht und da die Polizei frühzeitiges Schließen aller Wirthshäuser angeordnet, durfte kein später Gast mehr eingelassen werden. Unsere Soldaten fanden die Thür denn auch verschlossen, Licht und Feuer erloschen und die Hausfrau mit den Ihrigen in tiefem Schlaf. Aber dies war ein besonderer Fall; sie wußten sich Einlaß zu verschaffen; war's eben nicht leicht, es gelang doch und die Landstreicher fanden Zuflucht. Ob sie klug gehandelt, bezweifeln wir, da die Polizei auf diese Art Leute ein besonderes Auge hatte und gelb Fiken dazu mit dem Unterschultheiß geheimes Einverständniß hielt. War sie auf der einen Seite aber Angeberin, so hinderte sie das nicht, auf der andern Seite den Hehler zu machen, die Frage war immer nur, ob sie rechts oder links sich des größeren Vortheils versichert hielt. Unsere Soldaten mußten es darauf wagen.

X.

Es war Jacob Janß nicht vergönnt die ganze Nacht ungestört zu lesen; ein tiefer Seufzer, ein ängstliches: „wo bin ich?“ rief ihn zu seinem Kranken, der sich unruhig und beklommen zu fühlen schien. Graswinckel hatte die Lampe so gestellt, daß ihr Schein nicht auf den Schlafenden fiel, der jetzt, aus einem ängstlichen, wirren Traum erwachend, durch die Dunkelheit, die ihn umgab, erschreckt schien; auch als Jener, bevor er zu ihm eilte, sie umdrehte und ihr Licht Julian zukommen ließ, erkannte dieser in dem Manne mit dem grauen, abgetragenen Hausrock nicht sofort den stattlichen Bürger, der ihn aus Todesgefahr errettet. „Bin ich hier im Gefängniß und seid Ihr mein Kerkermeister?“ sagte er, die kahlen, kalten Wände anstarrend und sich entsetzt aufrichtend, wobei das Kissen unter seinem Kopf wegglitt und der Mantel von den Knieen.

„Stille, stille, mein Freund, ruht noch ein wenig, denkt an Eure Wunde!“ sagte Jacob Janß, die Hand sanft auf seine Schulter legend; „Ihr seid hier als Gast in meiner Wohnung und ich bin Euer Freund und Arzt. . . . . Laßt mich Euren Puls fühlen; o, der ist gut, wenn auch noch etwas unruhig von dem schweren, fieberhaften Schlaf; ich will Euer Wamms am Hals losknöpfen — so, das wird Euch erleichtern,“ fügte er hinzu, den Kranken sanft in den Sessel zurücklehnend. Als aber Graswinckel den Mantel aufhob, Julian wieder damit zuzudecken, schien dieser sich plötzlich auf Alles, was mit ihm vorgegangen, zu besinnen und rief, sich abwendend, aus: „O, Ihr wißt nicht

welch' ein Bösewicht ich bin! ich habe meinen Wohlthäter erschlagen und bin ein Verfluchter und Verlorner!"

„Seid getrost, es geht Keiner verloren, der erhalten bleiben will. Kennt Ihr die Geschichte vom verlorenen Sohn?"

„Ja, ja, nur allzu gut!" rief Julian heftig aus; „aber sprecht mir nicht davon, ich kann's nicht ertragen, es macht mein Blut kochen — das ist meine Geschichte nicht!"

„Es ist die Geschichte jeden Sünders, der sich bekehrt."

„Ich sag' Euch, meine nicht!" entgegnete Julian mit Bitterkeit. „Wär's meine Geschichte, sie würde anders lauten, dann würde geschrieben stehen, wie ein Vater seinen Sohn in frühester Jugend verstieß und ihn, mit seinem Fluch belastet, in die weite Welt hineinjagte, an die Stelle seines rechtmäßigen Sohnes aber seinen Bastard stellte, weil er ein Schmeichler und Augendiener war. Nennt Gott einen strengen Richter; ein strenger Richter kann noch gerecht sein, aber ich kann's nicht hören, daß man ihn einen Vater nennt, seit es Väter giebt, wie meinen Vater!"

„Durch Gottes eignen Sohn ist das anschaulichste Bild Seines himmlischen Vaters uns vor Augen gestellt."

„Was kann ich von einem Gott erwarten, der Sich mit einem Vater vergleichen läßt, giebt es solche Väter!" und Julian richtete sich in seinem Lehnstuhl auf und starrte seinen Wohlthäter mit festem, trotzigem Blick an.

„Und Eure Mutter? hat auch sie Euch verstoßen?" fragte Graswinckel mit sanftem Ernst.

„Meine Mutter? o nein! sie hat Unsagliches ertragen, weil sie ihr einzig Kind nicht opfern wollte. Wehe mir! auch durch mich hat sie gelitten, seit ich auf böse Wege gekommen bin, ich weiß es nur zu gut;" und die brennenden

Augen des Kranken füllten sich mit Thränen, die er jedoch hastig abwischte.

„Nun wohl," versetzte Graswinckel in freundlichem Ton, „derselbe Gott, an dem Ihr zweifelt, weil er sich mit dem Vaternamen nennen läßt, hat zu Eurem Trost gesagt: „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, so will ich doch dein nicht vergessen." Seid also gewiß, daß dieser Gott, von dem Ihr Euch abgewandt und den Ihr betrübt habt, Euch mit mütterlicher Zärtlichkeit ruft und einladet, zu Ihm zurückzukehren."

Julian schüttelte traurig das Haupt.

„Ich kann's weder glauben, noch auf solche Einladung kommen. So tief wie ich gefallen bin, würde ich ja auch nicht zu meiner Mutter zurückkehren mögen; sie müßte vor Scham und Schmerz sterben, sähe sie mich wie ich jetzt bin; wie könnt Ihr da wollen, daß ich mich zu Gott wenden soll, giebt's überhaupt einen Gott, woran man wohl zweifeln möchte, sieht man wieviel Böses und Unrechtes in der Welt geschieht, während man doch sagt Gott sei allwissend und allmächtig! Nein, das müßt Ihr einsehen, solche Worte stehen für gute, fromme Leute geschrieben, die vielleicht ein wenig vom rechten Wege abgewichen sind, aber nicht für solche, wie ich bin — die sich niemals um Gott und seine Gebote bekümmert haben."

„Aber Er hat sich um Euch bekümmert, armer Verirrter! Er hat so großes Mitleiden mit Euch, daß er Seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, Euch von Sünde und Tod zu erlösen und Euch Leben und Seligkeit zu bringen."

„Mir?" rief Julian lebhaft aus, während seine Augen leuchteten; aber plötzlich zog eine düstere Wolke über seine Stirn, die Wolke des Zweifels, ein ironisches Lächeln spielte

wieder um seine Lippen und mit Achselzucken sich abwendend, sagte er:

„O ja, das predigt man, ich erinnere mich dessen wohl, aber wie könnt Ihr sagen, daß es mir gilt? Ihr wißt nichts von mir, nichts; kenntet Ihr mich, Ihr würdet so nicht sprechen.“

„Ich weiß nur von Euch, daß Ihr ein Sünder seid — oder meint Ihr selbst das nicht?“

„Ich habe Euch ja gesagt, daß ich ein Elender bin, des Lebens nicht werth und ohne Zweifel zur Hölle verdammt, giebt's wirklich so etwas wie einen Feuerpfuhl.“

„Nun gut; mehr brauche ich nicht zu wissen, um Euch mit aller Gewißheit sagen zu können: das Gleichniß vom verlornen Groschen paßt gerade auf Euch. Es ist das treffendste Bild von der suchenden Liebe Gottes, die sich nicht scheut sich mit Staub und Koth zu beschmutzen, um das tief Gefallene wieder aufzurichten, die nicht ruht bis sie das Verlorene gefunden und will, daß alle Seligen sich mit himmlischer Freude mit freuen, über das Wiedergefundene, anscheinend so gering an Werth.“

„Das klingt lockend genug, fürwahr! und Eure lieblichen Worte gehen mir zu Herzen, aber — was nützen mir die schönen Gedanken?“

„Es sind nicht blos Gedanken, es ist Gottes eignes Wort, das er Euch als Wahrheit verheißt. Hört selbst,“ und Graswinckel wandte sich um und holte seine Bibel.

„O das nicht! aus Barmherzigkeit, das nicht!“ rief Julian wie vom Wahnsinn erfaßt, mit beiden Händen abwehrend. „Ihr meint genug von mir zu wissen, weil Ihr mich als Straßenräuber und Mörder meines Freundes kennt — wenn ich Euch aber sage, daß ich die Bibel dieses Freundes vorsätzlich in's Feuer geworfen habe, weil er mich damit

quälte und ärgerte und es darüber zu dem Kampf kam, in dem er fiel — werdet Ihr dann auch noch sagen, daß, was in der Bibel steht, auch mir gilt?"

„Auch Euch, falls Ihr sie nicht beharrlich verwerft."

Julian antwortete nur mit Achselzucken und wandte den Kopf ab.

„Ist Eure Feindschaft gegen Gott, Eure Abneigung gegen sein Wort denn so heftig und entschieden? versetzte Graswinckel im Ton tiefer Betrübniß, aus dem zugleich sein inniges Mitleid klang.

„Abneigung? ja, ich habe gegen Alles was mir aufgezwungen wird, Abneigung. Aber das war's nicht allein; ich konnte es nicht ertragen, daß meine rohen Soldaten über das Buch spotteten, das meine Mutter so hoch in Ehren hielt."

„Gott, der nicht ansiehet, was vor Augen liegt, wird neben der bösen That die guten Beweggründe des Herzens erkennen. Hattet Ihr aber eine fromme Mutter, werdet Ihr doch auch etwas von Gott wissen? seid Ihr in der reformirten Kirche erzogen?"

„Meine Mutter gehörte, wie ich glaube, zu ihr; wenigstens wohnte sie den heimlichen Gottesdiensten umherziehender Prediger bei und war eifrig bemüht mich von der Wahrheit dieses Glaubens zu überzeugen. Aber ihr Bild, wie sie so in ihrem Kämmerlein, über ihrem geliebten Psalter gebeugt, saß, ist mir besser in Erinnerung geblieben, als ihre Worte. Als Kind war ich in die römische Kirche aufgenommen und in dem Hause, wo ich zumeist war, ging man treu zur Messe, ich mit, ohne daß mir etwas davon geblieben ist, als ein geheimer Groll gegen die Priester und Papisten, die mit dem spanischen Tyrannen gemeinsame Sache machten, um Jammer und Elend über unser Vaterland zu bringen. Als ich hernach, aus meiner Familie verstoßen, in der Fremde

umherirrte, hab' ich mich mit der Religion nicht mehr befaßt, es sei denn, daß ich mich als guter Geuse zeigen wollte, als es darauf ankam für die Sache der Freiheit und gegen den Spanier zu kämpfen."

„Aber deshalb brauchtet Ihr Euch doch nicht von der Bibel loszusagen? es giebt fromme Offiziere, die im täglichen Gebrauch derselben ihren Soldaten ein gutes Beispiel geben."

„Gewiß, deren giebt's, und ich genoß das Vorrecht unter solchen zu dienen!" entgegnete Julian spöttisch lächelnd, „Erfährt man aber, daß die frommen Offiziere, die mit der Bibel auf dem Schooß im Zelt sitzen, hernach das größte und schändlichste Unrecht thun, ohne sich dadurch, wie es scheint, in ihrem Gewissen beschwert zu fühlen, so sieht man wahrlich den Nutzen solcher Frömmigkeit nicht ein. Bastian, Einer meiner Soldaten, der zum Aergsten fähig war, ist jetzt fromm geworden und seine Schuld ist's nicht, daß ich nicht die ganze Bibel auswendig weiß; oder ja, im Grunde doch, denn er hat mich damit verfolgt und gequält, bis ich Widerwillen dagegen bekam und hätte ich mich nicht mit so großer Geduld bewaffnet, es würde schon viel eher zum Ausbruch zwischen uns gekommen sein; ich konnte die Frömmigkeit dieses Mannes nicht für Wahrheit halten und habe den größten Abscheu vor aller Heuchelei."

„Heuchelei ist eine große Sünde, gewiß; doch muß man sich wohl hüten, sie seinen Nächsten nicht zu leicht zu zutrauen." sagte Graswinckel kopfschüttelnd; er schwieg dann einen Augenblick, sah Julian mit trübem Ernst an und fuhr fort: „und hat das Euch für die reichen Verheißungen, heiligen Wahrheiten und ernsten Ermahnungen, welche die heilige Schrift für Jeden enthält, der sie mit Anwendung auf sich selbst lies't, so unempfindlich gemacht?"

„Ja!“ entgegnete Julian kurz, „und ich erwarte von Euch, daß Ihr mir in diesem Punkt Ruhe laßt.“

„Dann kann ich Euch nur noch — tief beklagen; denn es giebt nichts Anderes, womit man wirklich trösten und aufrichten kann — als Gottes Wort!“

„Ich habe Euch nicht gesagt, daß ich Trost und Aufrichtung verlange,“ antwortete Julian abweisend und verdrießlich.

„Ich hörte Eure Selbst-Anklage, hörte Eure Seufzer und glaubte, es sei ein Nothschrei der Seele zu Gott um Erlösung.“

„Ihr irrtet. Eure Güte rührte mich und entlockte mir einen Ausruf des Schmerzes und der Scham — aber nach Sermonen verlangt mich nicht, sie nützen mir nichts;“ und Julian wandte ihm den Rücken und vergrub sein Haupt in's Kissen. Graswinckel konnte sich das gesagt sein lassen.

„Habt Ihr also nur Verlangen nach leiblicher Hülfe, so erlaubt mir zu sehen ob unser Gespräch auch das Fieber verschlimmert hat,“ versetzte Jacob Janß nach kurzem Schweigen, Julians Puls wieder fühlend. „Ihr müßt eine kräftige Constitution haben; ich finde keine Veranlassung Euch Arzenei zu geben; etwas Wasser vielleicht?“

Julian nickte und der Wunderdoctor setzte ihm den Krug an die Lippen. Während Jener trank heftete er den Blick sanft, aber ernst auf ihn, doch wich der Patient seinem Blick aus, schloß die Augen und gab Mattigkeit vor.

„Gut, ruht noch eine Weile; ich werde auch versuchen ein wenig zu schlafen; die Uhr der neuen Kirche schlug eben und ich werde meinen Sandläufer umkehren. Wir haben noch mehrere Stunden bis Tagesanbruch und wollen dann weiter sehen, was für Euer Wohl und Eure Sicherheit nöthig ist; seid gewiß, daß ich Alles zu beschaffen vermag,

was Ihr bedürft;" und mit dieser Zusicherung überließ er Julian sich selbst.

Nachdem Jacob Janß die Lampe so gestellt, daß sein Pflegling von ihrem Licht mit profitirte, setzte er sich auf seine Bank, den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Augen schließend, um endlich der Natur ihr Recht zu gönnen, und nicht lange, so schlief er sanft und fest. Doch sollten nicht volle zwei Stunden der Ruhe ihm zu Theil werden.

Julian konnte nicht schlafen. Sein kräftiger Körper war schon hinlänglich gestärkt, aber, wollte er es gleich nicht eingestehen, auch die Seele forderte ihr Recht und ließ ihm keine Ruhe. Er blickte bei dem schwachen Lampenlicht im Zimmer umher und sein Auge blieb auf dem Greis haften, der mit gefalteten Händen saß, wie unter dem Amen seines Gebetes eingeschlummert. Seine ruhigen, edlen Gesichtszüge flößten im Schlaf fast noch größere Ehrfurcht ein, der lange graue Bart hob sich von dem dunkeln, dürftigen Hausrock ab, der kaum die Kniee des alten Mannes bedeckte; Alles, was ihn umgab, zeugte von Armuth und doch hatte er Julian, der ihn berauben wollte und ihm durch scharfen Widerspruch weh gethan, verheißen, ihn mit allem Nöthigen zu versorgen; nicht mal ein Kissen besaß er für sich und konnte dennoch nicht arm sein — war's nicht eine wohlgefüllte Börse die er ihm in die Hand gedrückt? So überlegend mußte Julian wohl zum Nachdenken über sich selbst kommen und tiefen Seelenschmerz empfinden. Der Greis hatte Eindruck auf ihn gemacht und wie ein schweres Gewicht lag es auf ihm, daß er die Hand zurückgestoßen, die sich ihm so freundlich zu geistlicher Aufrichtung entgegengestreckt. Die quälenden Gedanken machten ihm längeres Stillsitzen endlich unmöglich und doch wagte er nicht aufzustehen und umherzugehen, aus Furcht den Schlaf seines Wohlthäters

zu stören. Der Sand des Stundenglases schien ihm so langsam zu rinnen, als könne man jedes Körnchen zählen, ja, als lägen Minuten dazwischen ehe eines nach dem andern herabfiel. Noch war's nicht zur Hälfte abgelaufen, aber — Julian hielt es nicht länger aus.

Jacob Janß wurde aus dem Schlaf aufgeschreckt durch eine Hand, welche die seinige erfaßte. Er schlug die Augen auf, blickte umher und sah seinen Patienten knieend vor sich liegen, das Haupt über seine gefalteten Hände gebeugt, die er mit Küssen bedeckte und mit Thränen netzte.

„Was macht Ihr jetzt?" fragte er überrascht und im Ton sanften Vorwurfs.

„Verzeiht, daß ich Eure Ruhe störe, aber ich konnte es nicht länger aushalten; ich muß Vergebung haben, Eure Vergebung."

„Meine? aber Ihr habt gegen mich nichts versehen, was Euch nicht sofort von Herzen vergeben wäre. Eurer Thränen freue ich mich, wenn Ihr sie vor Eurem Gott weint, gegen den Ihr gesündigt habt. Vor Ihm demüthigt Euch, aber nicht vor einem sündigen Menschen, wie ich bin —"

„Ihr ein sündiger Mensch? ein Engel des Lichts und der Liebe seid Ihr! Euer Blick, Eure Worte, Euer Thun haben mich gerührt und ergriffen, wie mich noch nie etwas gerührt und ergriffen, ich wollte mich dagegen wehren mit aller Macht des Bösen, die in mir ist; ich stellte mich hart und widerstrebend, jemehr ich Eure Gewalt über mich fühlte — und als ich Euch dann so ruhig schlafen sah, ganz allein mit mir, den Ihr als Räuber und Mörder kennt, als ich über Eure Liebe und Fürsorge nachdachte, über Eure unbegreifliche Selbstverleugnung, da wurde mein Herz weich und ich kämpfte wider den Bösen, der mein Ohr den ernsten

Weckstimmen gewaltsam verschließen wollte, — sie waren mir zu mächtig geworden und – ich übergebe mich Euch! was ich von Andern nicht zu ertragen vermochte, von Euch will ich's annehmen. So wunderbaren Einfluß übt Ihr aus und solltet nichts als ein gewöhnlicher Mensch sein?"

„Nichts als ein gewöhnlicher, sündiger Mensch," antwortete Graswinckel, Julian beide Hände reichend und ihn aufhebend, „der nichts Gutes zu thun vermöchte, wäre er nicht von seinem HErrn ergriffen und gewürdigt, ein Werkzeug Seiner suchenden und rettenden Liebe zu sein! Ja, diese unverdiente Gnade hat der Herr mir erwiesen," fuhr er fort, die feuchten Augen gen Himmel schlagend, „und deshalb wird kein Opfer mir zu schwer, denn die Liebe, Seine Liebe trägt und stützt mich und macht mir jede Last leicht, ich lebe nur um Ihm zu danken durch willigen Dienst in Treue und Gehorsam — und strauchle ich auch täglich noch, so stört das meine Freude nicht, denn an Seiner Gnade habe ich genug und bedarf nichts weiter."

Jacob Janß war durch seine hohen geistlichen Empfindungen so fortgerissen, daß er vergaß, wer sein Zuhörer war und was dieser von ihm wollte. Aber plötzlich erinnerte er sich dessen und fuhr im Ton sanfter Vertraulichkeit fort:

„Fürchtet nicht, lieber Bruder, daß ich Euch zwingen werde, aber danken will ich Euch, laßt Ihr mir's zu, den Auftrag meines HErrn an Euch auszurichten und wollt Ihr hören, was ich Euch in Seinem Namen zu sagen habe."

„Ja, ja! les't mir vor aus Eurer Bibel, Ihr sollt sehen, wie still und andächtig ich sein werde."

„Nein, mein Sohn! die frohe Botschaft zu hören, darf nicht wie eine Buße auferlegt werden! Der HErr vermag auch in anderer Weise dem Sünder nahe zu treten, Er hat mein Gebet erhört und will Eurer Schwachheit durch greif-

bare Beweise Seiner Liebe entgegenkommen, damit Ihr nicht zweifelt, daß Er persönlich Euch — Euch ruft und Euch annehmen will, so Ihr Seinem Rufe folgt."

„Greifbare Beweise? freilich, deren bedürfte ich, um das zu glauben," erwiderte Julian nicht mehr ironisch, sondern im Ton größter Muthlosigkeit. „Ich möchte es Euch gern auf's Wort glauben, aber mein ganzes Leben spricht dagegen und sagt mir laut und deutlich, daß ich ein Verworfener bin. O habt Geduld mit mir und laßt mich mein traurig Geschick Euch enthüllen — und dann wollen wir sehen, ob Ihr noch von Freude und Hoffnung zu mir sprechen dürft."

Der Wunderdoctor legte, als einzige Antwort, die Hand vertraulich auf seine Schulter und sah ihn fragend, wie mit schweigender Aufforderung an, sein Herz vor ihm auszuschütten. Julian begann:

„In früher Jugend schon mit dem Vaterfluch belastet, habe ich danach kein Glück mehr gekannt; Alles lief mir zuwider, selbst das Gute, das ich thun wollte, wurde mir zum Bösen und die edelsten Beweggründe meines Herzens endigten in Sünde und Missethat. Und dennoch — der Sohn meiner Mutter war nicht dazu geboren ein Bösewicht zu sein; — glaubt mir's!" unterbrach er sich selbst, während er sich, halb unbewußt, neben Jacob Janß auf die Bank setzte und den Kopf auf dessen Schulter legte. Dieser drückte ihm die Hand, ihm mit Zärtlichkeit und Wehmuth in die Augen sehend, bevor er antwortete:

„Ich glaube Euch —"

„Aber Ihr seht, der Vaterfluch — verdient oder nicht — hat seine Kraft und verfolgt mich, wohin ich mich immer wende, wie eine unsichtbare Hand, die mich vom rechten Wege abbringt, wie ein Engel mit dem feurigen Schwerdt, der mich vom Paradiese forttreibt, sobald ich mich ihm nahen möchte."

„Erlaubt, mein Freund, hier irrt Ihr wohl. Man muß sich hüten, das, was uns vom rechten Wege abbringt, außer sich zu suchen. Leidenschaften, Zügellosigkeit der Lüste und Begierden sind die bösen Mächte, die zum Verderben führen und es ist sehr gefährlich Alles einer geheimnißvollen Gewalt zuzuschreiben, der gegenüber man ohnmächtig zu sein glaubt; es folgt daraus gar leicht ein gewisses Uebergeben an den Bösen, dem man hätte widerstehen sollen — bedenkt das wohl!"

„Ich leugne nicht," entgegnete Julian nach einer Pause, „daß ich mich aller dieser Sünden, die Ihr da nennt, schuldig gemacht, ich sehe, Ihr kennt das menschliche Herz, aber Andere, die keine bessern Wege gingen als ich, Manche, die nicht öffentlich, aber heimlich Böses thaten, gelangten dennoch zu einem Leben in Ehren und Wohlstand, weshalb mußte ich so tief sinken, wär's nicht durch den Fluch, den ein Vater auf mich herabrief! nein, so oft ich darüber nachdenke, wird es mir klar, daß ein Leben voll Elend und Jammer mein Loos ist, es wird mir auch nichts nützen, wollt ich mich bessern — es würde nur ärger werden denn zuvor."

„Trachtet Ihr ernstlich Euch zu bessern, seid gewiß, so wird es nicht ärger werden; denn Gott wird in Seiner Gnade mit Euch sein und Seine Liebe ist Seiner Allmacht gleich. Der Segen Gottes ist mächtiger als der Fluch eines Menschen und wär's auch eines Vaters Fluch!"

„Aber Gott **will** mich nicht segnen, weil mein Vater mir geflucht hat! Seht, das ist der quälende Gedanke, der mich schon seit Jahren verfolgt, der Wurm, der an meinem Leben nagt und nicht zu tödten ist. So viel möglich suche ich mich durch Sinnenlust zu betäuben — eine Weile gelingt's, aber ach! hernach ist's wieder das Alte und mit tausenfältigem Echo höre ich auf's Neue das „Verflucht!

verflucht!“ und wie könnte auch einem Verfluchten je Gutes zu Theil werden!“

Julian hatte die letzten Worte in schneidendem, fast kreischendem Ton gesprochen und faßte, wie in unsäglichem Schmerz, sein Haupt mit beiden Händen. Der Wunderdoctor aber sah ein, daß er von dieser fixen Idee erst frei sein müsse, bevor seine Seele genesen könne.

„Weshalb hat Euer Vater Euch geflucht?“ fragte er mit freundlichem Mitleid.

„Weshalb? das hängt eben mit meiner ganzen Familiengeschichte zusammen. Hört nun:

In meinem jetzigen Zustande schäme ich mich fast zu sagen, daß ich ein Edelmann bin, einem ansehnlichen Geschlecht der südlichen Niederlande entsprossen. Meine Mutter stammt aus Holland, eine Waise und reiche Erbin, unter Vormundschaft des Grafen Lamoral von Egmont stehend, wurde sie mit dem Baron de Ghiselles vermählt; die Beziehungen aber, in denen meine Mutter zu jenem fürstlichen Herrn gestanden, sind für mein eignes Geschick zu bedeutungsvoll geworden, als daß ich ihrer unerwähnt lassen könnte. Das Schloß, auf dem ich geboren liegt zwischen Wavre und Duffel, in der Nähe Brüssels; ich erinnere aus meiner frühsten Kindheit sehr wohl, daß sich häufig hochadelige Herrn bei uns aufhielten, die mit meinem Vater über wichtige Dinge zu verhandeln schienen, bis mich eines Tages der edle Egmont nach kurzem Wortwechsel mit meinen Eltern, mit sich nach Brüssel nahm, wo ich in seinem Hause mit seinen Kindern erzogen werden sollte. Erst später habe ich diese Maßregel verstanden. Meine Mutter gehörte im Geheimen der neuen Religion an und mußte deshalb in Verborgenheit mit einigen vertrauten Domestiken auf ihrem Schloß bleiben, während mein Vater, ein Ehrenamt am

Hofe des Landvogts bekleidend, sich meist in seinem Hause in Brüssel aufhielt. Sein Hauswesen hatte aber auch Geheimnisse und war nicht der Art, daß ein junger Edelmann darin eine standesgemäße Erziehung erhalten konnte. Graf Egmont durchschaute dies und fühlte sich bewogen sich meiner anzunehmen. In seinem Hause fand ich Alles, was bei dem getrennten Leben meiner Eltern mir versagt gewesen: Umgang mit Kindern meines Alters, Frohsinn, Geselligkeit, dazu Pagen und junge Edelleute, mit denen ich mich in Handhabung der Waffen übte und Sitten und Manieren des Hoflebens kennen lernte.

Ich fühlte mich glücklich in diesem Kreise; zuweilen nur ergriff mich das Heimweh nach meiner sanften, bleichen Mutter, die mich mit ihren seelenvollen Augen so oft wehmüthig zärtlich angeblickt, ohne zu ahnen, welch jammervolles Loos ihrem einzigen Sohne beschieden sei; einzelne Male ward es mir zwar gestattet, wenige Stunden auf meinem elterlichen Schloß zuzubringen, aber ich fühlte mich dort fremd, einsam, gedrückt, bis das fröhliche Leben am Hofe Egmonts hernach diese düstern Eindrücke wieder verwischte. Der edle Graf war für mich das Vorbild eines vollkommenen Ritters und liebenswürdigen Menschen, den ich fast bis zur Anbetung verehrte und es betrübte mich nur, daß ich noch zu jung war, um wirklich in seinem Dienst stehen und ihn auf seinen Kriegszügen begleiten zu können. Glückliche Tage waren es, als ich den Unterricht seiner Söhne und der jungen Gräfinnen theilen durfte, mit ihnen zum ersten Mal das heilige Abendmahl feierte — aber ach, sie sollten ein plötzliches, schreckliches Ende nehmen! Philipps Henker, Herzog Alba, war in's Land gekommen, und der Graf, der trotz der Warnungen seiner Freunde, ihm ruhig und vertrauensvoll entgegenkam, wurde mit List gefangen genommen,

vor das Blutgericht gestellt und — wie ein Verräther und Missethäter öffentlich auf dem Schaffot enthauptet! Was wir Alle, die wir ihn liebten, in jener Zeit, von Angst und Hoffnung hin- und hergeworfen, litten, läßt sich nicht aussprechen, bis der gefürchtete Schlag uns fast zur Verzweiflung brachte! Heute noch empfinde ich den ganzen Schmerz, der mein Herz durchbohrte, als ich das edle Haupt fallen, das edle Blut fließen sah — denn keine menschliche Macht hätte mich von dem schmerzlichen Vorrecht seiner Getreuen zurückhalten können, ihn noch ein Mal zu sehen, war's denn auch auf dem Schaffot, Tropfen seines Blutes aufzufangen und wie Reliquien auf der Brust zu tragen.

Wäre ich damals dem Schmerz erlegen, es wäre eine Gnade des Himmels gewesen, denn von jetzt an nahm mein Geschick eine Wendung, die ich nicht erwarten konnte. Mein Vater hatte sich nämlich mit dem größten Theil der Edelleute, in deren Kreis er lebte, verbunden, die Privilegien zu schützen und sich dem Religionszwang zu widersetzen; wie ich jedoch vermuthe, war er mehr durch das Vorgehen der Andern, als aus eigner Ueberzeugung dieser Partei beigetreten, denn sobald die Dinge eine Wendung nahmen, die dem Landvogt mißfiel, hielt er sich von seinen Bundesgenossen fern, hatte aber einmal den Vertrag unterzeichnet und wußte sich in den Augen des Landvogt's so gut wie Egmont compromittirt, dessen Enthauptung genugsam bezeugte, wie wenig eine zu späte Reue vor dem König und seinen Helfershelfern galt. Die Angst überfiel ihn und er erniedrigte sich den Mann, dessen eisernen Arm er schon drohend über seinem Haupte aufgehoben sah, um Gnade anzuflehen. Durch welch' ein Gelübde es ihm gelungen, den Herzog zu erweichen, konnte ich nicht ahnen, als ich den Befehl erhielt, unverweilt von der Gräfin Dowairière Abschied zu nehmen

und mich nach Schloß de Ghiselles zu begeben. Unsaglich schwer wurde es mir, diesem Gebot zu folgen, aber die würdige Gräfin selbst spornte mich zum Gehorsam an, und ich eilte fort mit blutendem Herzen, fest entschlossen, sobald ich ein freier Mann geworden, den Tod meines Herrn an dem spanischen Tyrannen zu rächen. Während ich, am Herzen meiner Mutter weinend, ihr das schreckliche Schauspiel der Hinrichtung Egmonts schilderte, überraschte uns plötzlich der Baron, den wir noch in Brüssel glaubten. Er ärgerte sich über meinen Schmerz, über mein Trauerkleid, und verlangte, daß ich es sofort ablege. Ich solle mit der Vergangenheit brechen, weil er es gethan und gab er mir zu erkennen, daß ich von Stund' an einem Herrn dienen werde, dem solch' kindische Thränen nicht gefallen könnten.

Ueberrascht und verwirrt, fragte ich für wessen Dienst ich denn bestimmt sei?

„Du wirst das Vorrecht genießen, deine Erziehung am Hofe des Landvogts zu vollenden," lautete die Antwort.

Sprachlos starrte ich den Baron an; ich hielt es nicht für möglich, aber es war trauriger, bitterer Ernst, ich war dazu bestimmt als Page in den Dienst des Herzogs Alba, des Henkers Egmont's, zu treten!

Während der gesammte niederländische Adel empört war über das, was Egmont und Hoorn geschehen, schloß mein Vater einen Vergleich mit dem verabscheuten Herzog und gab seinen Sohn als Geißel seiner Treue!

Aber der Baron hatte sich geirrt, glaubte er über den vierzehnjährigen Knaben verfügen zu können, wie über eine Strohpuppe ohne Herz und Kopf; der Anblick von Egmonts Hinrichtung hatte nicht nur einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, ich war darunter auch zu einer Willenskraft gereift, die Allem zu widerstehen vermochte, während

mein jugendlicher Muth, für Gefahren blind, keine Furcht kannte. Vergebens drohte mein Vater mir mit seinem und des Landvogts Zorn — ich hatte nur eine Antwort: ich zog das mit dem Blute Egmonts getränkte Tuch hervor und schwor bei diesem Heiligthum, ich werde dem Herzog nicht dienen, bis dieses Blut gerächt sei. Man könne mich einkerkern, verhungern lassen, aber nimmermehr zwingen Page des Herzogs zu werden. Und drohte der Baron mich an Händen und Füßen gebunden nach dem Palast Alba's bringen zu lassen, so gab ich die Versicherung, daß ich den Tyrannen mit meinem Dolch durchbohren oder Gift in seinen Becher mischen werde, wage man es mich in seine Nähe zu bringen. Mein Vater aber war so sehr von dem Ernst meiner Drohung überzeugt, daß er nicht den Muth hatte mir Zwang anzuthun.

Vergebens suchte meine Mutter zu vermitteln; freilich konnte sie die Absicht des Barons nicht gutheißen — ermahnte sie mich dennoch zum Gehorsam, so fühlte ich wohl heraus, daß sie sich meiner Standhaftigkeit freute und wär's ihr auch möglich gewesen, dies zu verbergen, ich wußte ohnehin, die Frau mit dem sanften stillen Geist und treuen Sinn, bereit für die Religion, die der Landvogt bekämpfte, Alles zu erleiden, konnte in diesem Fall nicht auf meines Vaters Seite stehen. Sie war auch eine Egmont und fühlte tief die Schmach, die der Fremdling ihrem edlen Geschlecht in ihrem Blutsverwandten angethan."

„Eine Egmont? Eure Mutter ist doch nicht Machteld von Egmont, Erbtochter Hendrik's von Kenenburg?"

„Sie hieß Machteld von Egmont und nach meinen beiden Großvätern bin ich Julian Hendrik genannt. Habt Ihr meine Mutter vielleicht gekannt?"

„Gewiß habe ich die Gräfin Egmont gekannt,“ entgegnete der Greis lebhaft — aber — wir waren damals beide noch jung — und seit sie nach Brabant zog, sich mit einem fremden Edelmann zu vermählen, sah ich sie nicht wieder.“ Es lag etwas in dem Ton, in dem Jacob Janß dies sagte, als wecke diese Jugenderinnerung ernste und trübe Empfindungen in ihm.

„Ihr werdet sie auf Erden nicht wiedersehn,“ sagte Julian, ihm die Hand drückend, „sie ist nach Holland gezogen und dort gestorben.“

„Ich erhielt noch keine Nachricht von ihrem Tode,“ erwiderte Graswinckel ruhig; doch laßt mich hören wie's Euch weiter erging und haltet Euch überzeugt, daß der Sohn Machteld's mir väterliches Interesse einflößt.“

„Hätte meine Mutter mir vorgestellt, wie schwer sie selbst durch meine Widersetzlichkeit zu leiden haben würde, so hätte einzig das meinen festen Willen zu beugen vermocht; aber sie dachte nicht an sich, sie hielt mir nur vor, wie meine hartnäckige Weigerung mir die volle Ungnade meines Vaters zuziehen würde und damit das Aergste von ihm zu fürchten sei; ich aber blieb dabei, eher den Tod zu erleiden, als die Hand des Henkers meines Herrn zu küssen. Mein Vater hatte mich jedoch dem Manne zugesagt, der, ebenso klug als grausam, keinen Vorwand gelten lassen und am wenigsten glauben würde, die Erfüllung der Zusage sei an der Aufsätzigkeit eines Knaben gescheitert. Der Herzog, wissend wie verhaßt er war, wollte eben den Sohn eines angesehenen niederländischen Geschlechts an seine Person binden, an Aufschub war nicht zu denken, Tag und Stunde, wann ich ihm vorgestellt werden sollte, festgesetzt und ich begreife jetzt, daß der Baron, überzeugt mich durch keine Macht zu besiegen, zu einem verzweifelten Rettungsmittel

griff. Er hatte seinen Sohn zugesagt und mußte Wort halten, weigerte gleich sein rechtmäßiger Erbe ihm den Gehorsam.

„Der Baron de Ghiselles hatte noch einen Sohn, nur ein Jahr älter als ich, der aber, außerehelich geboren, in tiefster Verborgenheit bei seinem Großvater, einem bettelarmen Hidalgo, aufgewachsen war. Meine Mutter hatte keine Ahnung von den Geheimnissen des Brüsseler Haushalts, die ihr nun plötzlich enthüllt werden sollten. Seit seiner Vermählung mit der Gräfin Egmont hatte mein Vater sich um jene Familie nicht weiter bekümmert, als aber meine Mutter auf dem Schloß zurückblieb knüpfte, er das Verhältniß mit seiner schönen Spanierin wieder an, die für seine Haushälterin galt. Der Sohn der Donna Mariana blieb indessen in seinem Versteck, bis er durch meine Schuld an's Licht gebracht wurde und dies ist, was ich mir am meisten gegen meine Mutter vorzuwerfen habe. Ich, ihr Sohn, war die Freude und der Stolz ihres Gemahls und wäre ich es geblieben, wieviel Kummer hätte ich ihr erspart. Weshalb konnte ich mich auch nicht beugen? bin ich doch hernach durch ganz andere Tiefen gegangen! war denn eine Kniebeugung vor dem Tyrannen so schwer? leicht hätte ich mich in seinen Augen des Todes schuldig gemacht, aber dann wäre ich das Opfer und die Ehre meines Vaters gerettet gewesen, das Glück meiner Mutter — nicht — vernichtet!" Julian stützte, von Schmerzgefühl überwältigt, das Haupt mit der Hand und versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken.

„Wenn in jugendlichen Gemüthern zartes Gewissen und feines Gefühl vereinigt sind, bedarf's nur der richtigen Leitung, um es zu etwas Großem heranzubilden; das wurde bei Euch leider versäumt," tröstete Graswinckel ihn. „Doch

wird Eure Mutter, was sie durch die Schuld des Barons litt, Euch nicht zugerechnet haben. —"

„Diesen Gedanken habe ich auch immer festzuhalten gesucht," sagte Julian ernst. „Als der Baron nun aber einsah, daß weder Drohungen noch Versprechungen mich wankend zu machen vermochten, eilte er nach Brüssel zurück, nachdem er mich zuvor, zu noch vierundzwanzigstündiger Bedenkzeit, in den Schloßthurm hatte sperren lassen. Am Abend des zweiten Tages kam der vertraute Kammerdiener des Barons und rief mich zu ihm. Nach seinem Zimmer geführt, fand ich einen jungen Mann meines Alters dort, an Gestalt, Haltung und Gesichtszügen mir so sprechend ähnlich, daß wir einander überrascht anstarrten. Der Baron befahl uns einander die Hand zu reichen und uns als Brüder zu umarmen. Nachdem wir gehorcht, verglich er uns genau. Der fremde Bruder, von dem ich nie etwas gehört, war etwas größer und stärker als ich, Farbe und Ausdruck der Augen waren anders, als bei mir, im Uebrigen aber die Aehnlichkeit so vollkommen, daß mein Vater nicht anstehen durfte, seinen Plan auszuführen. Ein reicher Pagenanzug lag bereit, Sammet und Seide, von Goldbesatz glänzend, ein Dolch mit Elfenbeingriff und Goldverzierungen daneben — ein verlockender Gegenstand für einen Knaben meines Alters! der Baron wies auf dies Alles und fragte mich, ob ich gehorchen wolle?

„Ich kann nicht!" rief ich unter Thränen und stürzte, um Vergebung flehend, ihm zu Füßen. Er stieß mich hart von sich.

Der Würfel war gefallen. Er hatte dem ungehorsamen Sohn mit seinem Fluch gedroht und machte diese Drohung auf's Schrecklichste wahr. Er schellte. Der Kammerdiener trat ein und auf einen Wink seines Herrn entkleidete er

mich und legte mir einen Pilgermantel als Bußgewand an. Während ich diese demüthigende Behandlung geduldig, aber glühend vor Scham und zitternd vor Schmerz, ertrug, fiel mein Auge auf Armand; ein Lächeln schwebte um seine Lippen, wäre aber mein Blick ein Schwerdt gewesen, er hätte ihm in diesem Augenblick das Herz durchbohrt, so furchtbar begann ich ihn zu hassen. Mein Vater war aufgestanden, er wandte das Haupt ab, legte beide Hände auf meine Schultern und zwang mich zu knieen. Mit eigner Hand schnitt er dann meine vollen Locken ab, warf sie mir zu Füßen, streute mir Asche auf's Haupt, hob seinen Arm auf über mir und sprach in festem, schneidendem Ton und in den entsetzlichsten Ausdrücken seinen Fluch über mich aus. Himmel und Erde, Luft und Wasser, Alles solle sich gegen mich kehren; wo ich hingehn würde, solle meines Vaters Fluch und des Himmels Zorn mir folgen, die Stätte, wo ich weilen würde, verflucht sein. Mein Herz erstarrte bis in's Innerste, ich hatte keine Thräne, keinen Seufzer, ich war wie versteinert. „Jetzt bist Du nichts mehr für mich, noch ich für Dich!“ sprach der Baron mit einer so durchdringenden Stimme, daß es mir noch in den Ohren gellt. „Dieser, Dein Bruder Armand, der mir gehorchen wird, ist fortan mein einziger Sohn — Julian de Ghiselles.“

Armand hatte den Dolch schon in die Hand genommen und ließ den prachtvollen Griff in der Sonne blinken. Ich vermochte kein Wort hervorzubringen, nicht um Erbarmen zu flehen, mir war als sänke Alles um mich her zusammen. Als mein Vater geendet blieb ich bewußtlos liegen und als ich erwachte, sah ich mich in einem einsamen Kerker. Nimmer — und sollte ich ein ganzes Jahrhundert auf dieser für mich verfluchten Erde leben müssen — wird sich der Eindruck jener schrecklichen Stunde verwischen, in der ich von meinem

eignen Vater dem Tode, der Hölle geweiht wurde! Ein namenloser Haß gegen jenen Bruder, den mein Vater selbst zu einem Kain gemacht und der mit so schonungsloser Freude in meine Stelle trat, bemächtigte sich meiner. Und dennoch — dennoch fühlte ich grade in dieser Stunde, daß ich diesen Vater, der mich so grausam strafte, mit einer Zärtlichkeit liebte, die mir jetzt das Herz zerriß. Es überrieselte mich eisig — und doch brannte etwas auf meinem Haupt: es war der Vaterfluch! Stumpf und stumm starrte ich vor mich hin; erst als um Mitternacht meine Mutter zu mir kam, warf ich mich mit einem Schrei wilder Verzweiflung in ihre Arme und fühlte Erleichterung durch Thränen, an ihrem Herzen geweint.

Wie schwer es meiner Mutter auch geworden, sie hatte in Alles, was der Baron beschlossen, selbst in Armands Eintreten in meine Stelle und Rechte, willigen müssen, um mein Leben zu retten und vor dem mir zugedachten Geschick, lebenslänglich in einen Klosterkerker gesperrt zu werden, mich zu bewahren; für den Baron war ich nur noch ein Hinderniß, das um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden mußte und in der Angst ihres Herzens hatte meine Mutter ihm ihr Wort gegeben, mich auf geheimen Wegen in weite Ferne zu schicken, und den Betrug nie zu enthüllen. Sie konnte das getrost auch für mich zusagen, denn es wäre Vatermord gewesen, hätte ich mein hartes Schicksal nicht schweigend ertragen, und glühte gleich Rache gegen Armand in meiner Brust, der Baron war der Schild, der ihn deckte. Meine Mutter selbst war so betroffen gewesen von der Aehnlichkeit zwischen Armand und mir, daß sie, als er an der Hand ihres Gemahls im Pagenkleide bei ihr eintrat, einen Schrei ausgestoßen, wähnend, ich sei der Versuchung unterlägen und trüge die Livree des Tyrannen. Als ihr die Täuschung

klar wurde, hatte Armand die Vermessenheit sich ihr zu Füßen zu werfen und sie zu bitten, ihm fortan Mutter zu sein.

„Ich werde den Sohn des Barons nicht wie einen Betrüger der öffentlichen Verachtung Preis geben, ich werde das Unrecht, das meinem Kind geschieht, schweigend ertragen, aber — mehr als das, darf nicht von mir verlangt werden," war ihre Antwort gewesen. Und das war wohl genug und Alles, was er von ihr fordern konnte, um seine Rolle zu spielen. Ich aber mußte schon in derselben Nacht meine Wanderschaft wie ein Verbannter antreten. Von einem treuen Diener und Glaubensgenossen meiner Mutter begleitet, verließ ich in Bauerntracht mein elterliches Schloß in aller Stille; was die Baronin an Geld und Kleinodien irgend entbehren konnte, hatte sie dem guten Johann anvertraut, mir Briefe und Empfehlungen an einige ihrer Freunde und Verwandten in Holland gegeben; hauptsächlich rechnete sie auf den Grafen Culemborg, hoffte ich würde auf seinem Schloß Zuflucht finden und durch seine Vermittelung später in der Armee des Prinzen dienen können. Und wäre das geglückt, hätten wir Schloß Culemborg wirklich erreicht, mein Geschick hätte sicher einen andern Lauf genommen; aber — das konnte nicht sein; alle Fürsorge einer treuen, liebenden Mutter war nicht im Stande den Vaterfluch machtlos zu machen. Noch ehe wir uns den Gelderschen Grenzen genähert, überfiel uns eine Bande spanischer Soldaten; der treue Johann kämpfte so lange er vermochte mit ihnen, damit ich Gelegenheit zum Entkommen fand und mein Leben rettete. Nun, das brachte ich denn auch davon — aber auch nur das. Das Pferd, welches das Felleisen mit meiner ganzen Habe trug, nahmen die Räuber als Beute; ich sprengte auf dem meinigen davon,

aber es hatte einen Lanzenstich in der Seite bekommen und schon nach einer halben Stunde brach es todt zusammen. Alles was mir jetzt noch geblieben waren wenige, in meinen Kleidern verborgene Kleinodieen, selbst die wichtigen Briefe, die mir als Julian von Egmont, einem Neffen des Baron de Ghiselles, Aufnahme verschaffen sollten, waren mit dem Felleisen verloren. Und was hätte ihr Besitz mir auch genützt; ich konnte nicht mehr nach Culemborg gehen, mußte auf gut Glück weiter wandern, froh, wenn ein Hirtenknabe mir den Weg über die Nord-Brabanter Haide wies, um das spanische Kriegsvolk zu vermeiden, oder wenn ein Bauer mir kurze Zeit Obdach gewährte. Nach viel überstandenem Leid erreichte ich jedoch endlich deutschen Boden, nicht wissend aber, wohin ich mich wenden solle, um das Hauptquartier des Prinzen von Oranien zu erreichen, den ich bereits an der Spitze einer Armee glaubte, dem Vaterland gegen Alba zu Hülfe zu kommen, und genöthigt meine Kleinodieen zu verkaufen, ging ich in die erste beste Stadt. In meiner Unkenntniß von Welt und Menschen, hoffte ich, meine Jugend werde Mitleid und der niederländische Flüchtling Freunde und Beschützer finden, aber der Kastellan bei dem ich Herberge suchte, nahm mir diesen glücklichen Wahn sofort. Erst das Vorzeigen eines kostbaren Ringes machte ihn willig mich aufzunehmen und als ich in kindlichem Vertrauen ihn bat mir in Verwerthung desselben behülflich zu sein, zwang er mich ihm denselben für einen Spottpreis zu überlassen unter Drohung, mich der Justiz zu überliefern. Ein so ärmlich gekleideter Bauernjunge, meinte er, könne nicht auf ehrliche Weise in den Besitz desselben gelangt sein und da ich weder einen Paß hatte, noch die Wahrheit sagen durfte, mußte ich nichts so sehr fürchten, als vor Schultheiß oder Amtmann gestellt zu werden. Endlich gewährte mein knauseriger Wirth

mir für einige Tage Obdach und als ein Werbeoffizier mit Mannschaft für die Armee des Prinzen bestimmt, bei ihm Quartier nahm, wußte ich nichts Besseres zu thun, als mich zum Dienst annehmen zu lassen. Für mein Alter hoch gewachsen, war ich keinesweges kräftig und sah, nach allen überstandenen Kümmernissen, bleich aus; es wurde mir deshalb weder Löhnung zugesagt, noch erhielt ich Handgeld, ich hoffte aber bald unter dem Befehl des Prinzen zu stehen, für mein Vaterland und gegen Alba und die Spanier zu kämpfen. Aber das währte noch eine Weile. Ich war unter die schlimmsten Soldaten gerathen, Ueberläufer aus allen Ländern, die, für die Sache, welcher zu dienen sie sich verpflichtet, kein Herz habend, nur drüber aus waren Beute zu machen und ihre Lüste zu befriedigen, meiner Begeisterung spotteten und mich zum Zeugen ihres liederlichen Lebens machten. Der Sohn Machtelds von Egmont, mit seinen fürstlichen Cousinen erzogen, war jetzt ein Genosse roher Soldaten geworden und durchzog Deutschland mit ihnen, bis wir endlich den Ort erreichten, wo große Musterung sollte gehalten werden. Hätte ich mich jetzt auch von ihnen losmachen können, ich wollte es nicht mehr; anfangs freilich verabscheute ich ihre Ausschweifungen, nahm aber aus falscher Scham daran Theil, betäubte mich, vergaß was hinter mir lag, und endlich — wer ich selbst war! Als mir Gelegenheit gegeben war ein besseres Leben anzufangen, war's zu spät und was mich früher mit Abscheu erfüllte, mir Bedürfniß geworden. Weil ich mich als Edelmann nicht mehr kund geben mochte, würde ich in der prinzlichen Armee einem Trupp deutschen Fußvolks eingereiht sein; Einer der Offiziere jedoch, durch irgend Etwas in meinem Aeußeren angezogen, interessirte sich für mich und veranlaßte mich ihm Mittheilungen aus meinem Leben zu machen, so viel ich

davon geben durfte. Er aber — wußte bereits Alles. Meine Mutter nämlich, beunruhigt, daß Monat um Monat verging ohne ihr von mir oder Johann irgend eine Nachricht zu bringen, hatte an ihren Vetter Kenenburg geschrieben, der sich mit einer Compagnie von hundert Büchsenschützen mit dem Prinzen vereinigt. Das Schreiben kam in seine Hände und der edle Mann nahm sich des jugendlichen Neffen an. Ich wurde Fähndrich in seiner Compagnie und er verstand es Ehrgeiz und Begeisterung wieder in mir zu wecken, gab mir Gelegenheit mich auszuzeichnen und wußte mich zum Lieutenant zu befördern. Aber ich sollte kein Glück haben. Dieser Freund, der den besten Einfluß auf mich übte, fiel bei einem mißglückten Feldzug und ließ mich verwaist zurück. Wiederum mir selbst überlassen, brannte der Vaterfluch auf's Neue auf meinem Haupt und ich fand kein Mittel gegen das unnennbare Weh als Betäubung der Sinne. Erst wenn ich die halbe Nacht mit Spielen und Trinken zugebracht, konnte ich schlafen, wenn nicht, so umgaben mich Schreckbilder aller Art und entkräfteten mich auch körperlich so, daß mir jegliche Energie fehlte meine Soldaten in Zucht und Ordnung zu halten, ehe ich starke Getränke zu mir genommen.

Ich ward unter den Befehl eines Hauptmanns von niederer Herkunft gestellt, der sich über mein rasches Avancement ärgerte, meinen Muth, wo ich ihn zeigte, Uebermuth schalt und mir verwies, was von einem andern Vorgesetzten gelobt wäre. Auf seinen Antrag degradirt, wollte ich das Unrecht nicht so hinnehmen, forderte — und tödtete ihn. Nach dem Kriegsgesetz mußte ich erschossen werden, meine Mutter aber erwirkte Gnade für mich. Mit dem Kainszeichen auf der Stirn fortgejagt, fühlte ich mehr denn je die Gewißheit, als ein Verfluchter dem Verderben bestimmt

zu sein und stürzte mich in einen Strudel wilder Lüste. Was soll ich noch hinzu fügen? ich will die Mittheilung über mein weiteres Geschick Euch ersparen. Aber Ihr wißt nun, weshalb mein Vater mir geflucht, wißt, was meine Mutter gelitten, wißt, daß ich kein Recht an dem Segen Gottes habe," — und mit schmerzlichem Seufzer barg Julian sein Haupt in beide Hände.

„Es hat Niemand ein Recht daran," antwortete Graswinckel, „auch der Beste unter uns nicht, denn kein Sterblicher, nicht Einer ist, der nicht gegen Gott und seine Liebe gesündigt hätte. Aber Gott ist gnädig Allen, die sich als Sünder bekennen und an Seiner Gnade haben wir Alle genug. Verdammt Euch Euer Herz, seid getrost, Gott ist größer als Euer Herz und Er will Euch ansehen in Seinem Sohn, der Seinem Vater vollkommen gehorsam war bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz, der Alles vollbracht hat für Euch, für mich, für Alle. Er hat den Fluch der Sünde für uns getragen, für uns weggenommen, auch den Vaterfluch, wenn Ihr Euch nur nicht verzweifelnd von Eurem Erlöser abwendet, sondern Euch von Seiner rettenden Hand ergreifen laßt. Könnt — wollt Ihr das?"

„Ich kann nicht!" erwiderte Julian traurig den Kopf schüttelnd; „ich weiß, was Ihr mir sagt muß Wahrheit sein, aber nicht für mich ist diese Wahrheit; — pochte mir auch das Herz vor Rührung und Freude unter Euren Worten, wenn ich mir vorstellte, wie es sein würde, wäre die namenlose Last, die mich zu Boden drückt, von mir genommen. Lauter aber als die Hoffnung spricht der Zweifel in mir; er sagt mir, daß Ihr die greifbaren Beweise, die Ihr mir zu geben verspracht, ich, ich sei nicht von der Gnade ausgeschlossen, Gottes rettende Hand habe sich wirklich nach

mir ausgestreckt, daß Ihr diese Beweise nicht zu geben vermögt."

„Der Herr ließ Thomas Seine Wunden sehen, sollte ich nicht Geduld haben mit dieser Schwachheit?" sagte Jacob Janß halblaut zu sich selbst und fuhr dann zu Julian gewandt fort: „erinnert Ihr denn nicht mehr, was diese Nacht mit Euch geschehen? was Euch auch betroffen, Ihr müßt doch zugeben, daß Schlimmeres keinem Menschen zu Theil werden kann als unvorbereitet und plötzlich in seinen Sünden zu sterben, dazu mit einer Todesschuld auf dem Gewissen. Wäre das geschehen, fürwahr, der Vaterfluch hätte seine ganze Kraft an Euch ausgeübt und Ihr wäret ewig verloren gewesen. Könnt Ihr das bedenken ohne zu zittern?"

„Ich weiß, ohne Euch wäre ich zum Selbstmörder geworden," entgegnete Julian erbleichend, „und erkenne nun mit Entsetzen was geschehen wäre, hättet Ihr nicht —"

„Nun wohl! aber wer führte mich an jenen Ort, Euch in Seinem Namen die rettende Hand zu reichen? spreche wer will, von Zufall; ich weiß wer meine Schritte, wer jede Bewegung meines Herzens lenkt; ich bin selbst durch seine gewaltige Hand vom Tode zum Leben gebracht und seit Er mir die Augen über mich geöffnet, sehe ich Seine Führung in Allem, was mir und Andern geschieht. Und nun frage ich Euch: erkennt Ihr Gottes Barmherzigkeit darin, daß Er Euch nicht so jämmerlich umkommen lassen wollte, daß Er uns zusammengeführt, damit Ihr nicht zweifelt, weder an Euch selbst noch an Ihm, sondern glaubet an Sein Erbarmen und an Seine unendliche Liebe, welche allein in dieser einen Nacht zwei Mal ein Wunder an Euch gethan."

„Zwei Mal?" fragte Julian mit Befremdung.

„Allerdings; die unbedeutende Wunde an Eurer Hand hätte Euer Tod sein können. Ein Haarbreit höher und der scharfe Stahl würde die Pulsader durchschnitten haben.“

„Und Bastian wäre erhalten geblieben! seufzte Julian; „o, hätte das geschehen können!“

„Das ist damit nicht gesagt; vielleicht wäret Ihr Beide gefallen und zugleich vor den Richterstuhl Gottes gerufen. Aber, gesetzt auch, diese That wäre nicht geschehen, würdet Ihr Euch da für rein und unschuldig gehalten haben, bereit zum jüngsten Gericht?“

„O, Ihr wißt es ja, wie Abscheu vor mir selbst mich zur Verzweiflung trieb! aber glaubt mir doch, ich gäbe gern mein Leben, wäre nur Bastian erhalten.“

„Ihr habt Euer Leben nicht willkührlich zu verschenken, sondern dankbar zu gebrauchen nach Gottes heiligen Willen, zunächst, um Euch mit Ihm versöhnen zu lassen,“ sagte Jacob Janß mit Ernst. „Erkennet doch die unaussprechliche Barmherzigkeit, die Euch in einer Stunde zwei Mal so wunderbar vor dem Schlimmsten, was einem sündigen Menschen geschehen kann, behütete, sichtbar und greifbar Euch bewies, daß Er keinen Gefallen hat am Tode des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre und lebe! Glaubt Ihr es nun, daß Gott in dieser fürsorgenden Liebe, in diesen Errettungen Sich Euch persönlich bezeugt hat?“

„Ich glaube es!“ sagte Julian und seine Augen leuchteten, indem er so sprach; „ich muß es wohl glauben, ich empfinde etwas in meinem Herzen, daß ich nimmer gekannt: ich empfinde — Liebe zu Gott!“ fügte er mit zitternder Stimme hinzu. „Ich fühle in mir das Verlangen ein anderer Mensch zu werden — sollte das wohl noch möglich sein?“ und ängstlich fragend sah er Graswinckel an.

„Zweifle nicht daran, mein Sohn, glaube nur!“ sagte Jener, ihm freudig erregt beide Hände reichend. „Die reichsten Verheißungen dürft Ihr Euch zueignen, wie von dem Herrn selbst Euch zugesichert.“

„Euer Sohn! Ihr nennt mich Euren Sohn — so gebt mir denn Euren Vatersegen und der soll mir ein Beweis des Segens Gottes sein, der mächtiger sein muß als der Vaterfluch,“ bat nun Julian sich auf die Kniee niederlassend, die Hände flehend zu ihm erhoben.

„Mein geliebter Sohn, auch der zärtlichste Vater kann sein Kind nur betend vor den Thron des himmlischen Vaters bringen; aber segnen darf und will ich Euch! Und nun — wie Euer leiblicher Vater in der Heftigkeit seines Zorns seinen Fluch auf Euer Haupt gelegt, so lege ich, Euer geistlicher Vater, im Namen Jesu Christi, meines Herrn, die Hände segnend auf Euch! Julian von Egmont, Sohn meiner Machteld, mein Sohn! seid gesegnet! steht auf vom Tode und unser Herr und Heiland Jesus Christus sei in Seiner Gnade mit Euch!“ und während er wie in heiliger Entzückung die Hände über Julian breitete und sich über ihn beugte, tropften große Thränen aus den Augen des Greises auf des jungen Mannes Haupt.

„Nun ist das Brandmal von mir genommen!“ rief dieser aus, sich freudig bewegt in die Arme seines würdigen Freundes und Wohlthäters werfend.

„Aber nun mit einander zu Gott!“ sprach Jacob Janß und fiel auf seine Kniee.

„Es muß Tag sein,“ sagte Graswinckel, indem er nach der Sanduhr sah, die Lampe, die lange schon knisternd und dunstend, nur noch schwaches Licht gegeben, auslöschte und die Fensterläden öffnete. „Ei seht, mein Sohn, über dem

ersten Tag Eures neuen Lebens hat der Herr Seine liebe Sonne herrlich aufgehen lassen."

Und wirklich hatte die Frühlingssonne alle Märzstürme des vorherigen Tages vertrieben; sie stand schon hoch am Himmel und beschien mit ihren Strahlen einen großen Garten, dessen Sträuche, gestern noch von Eis und Schnee bedeckt, heute grüne Knospen zeigten.

„Welch' hübscher Garten und welch' eine schöne Aussicht in's Freie!" rief Julian aus, überrascht durch den Contrast mit der kalten düstern Zelle des Wunderdoctors.

„Das ist mein botanischer Garten! geht nur hinein, die frische Luft wird Euch wohl thun," erwiderte Jacob Janß, ihn an der Hand hinausführend. „Die Natur feiert ihr Auferstehungsfest in Erwartung des großen Ostermorgens, dem wir entgegenharren!"

„Verzeiht, Schwester, daß ich Euch schon so früh am Tage störe, aber ich habe einen Patienten, einen Gast, der etwas Kräftiges bedarf und ich selbst habe ihm nichts als mein gewöhnliches Frühstück zu bieten."

„Schlimm genug, Jacob-Bruder! Brodkrumen in ein wenig Milch geweicht, ist für Euer Alter zu schwache Kost," antwortete die stattliche Hausfrau ihrem „excentrischen" Schwager in sanft verweisendem Ton, während sie, auf einem Tisch von schwerem Eichenholz, das Frühstück bereitete.

Daß die Verwandten trotz der verschiedenen Lebensweise in gutem Einverständniß mit einander und derartige Besuche von Jacob Janß nicht eben selten waren, beweis't uns die freundliche Antwort der Frau Bertha Graswinckel, die durchaus nicht überrascht schien, ihren Schwager so früh eintreten zu sehen. Sie wohnten einander auch nah genug,

um sich nachbarlich besuchen zu können, eigentlich in einem Hause, das des Wunderdoctors Eigenthum und von diesem in seinem Haupttheil dem jüngeren Bruder überlassen war, während er für sich selbst nur das Hinterhaus mit Garten und ein Nebengebäude, als Laboratorium eingerichtet, behalten hatte. Er konnte direct von seiner Klause in seines Bruders Wohnung kommen und erbat sich nicht selten Dienste von Frau Bertha, die immer freundlich gewährt wurden, wenngleich nicht immer ohne Protest gegen seine „seltsame Lebensweise."

„Glaubt mir, Schwester, es reicht für mich," erwiderte Jacob Janß auf jenen Vorwurf, während er ein Weidenkörbchen auf den Tisch setzte.

„Das thut es nicht!" wiederholte Frau Bertha mit sanftem Kopfschütteln; „aber wir haben schon so oft darüber geredet und werden wohl nimmer darüber einig."

„'s Ist noch zu früh zum Streiten, gute Bertha; laßt mir meine Eigenart und seid, wie immer, recht freigiebig für meine Armen."

„Es würde kein Segen auf meinem Tag ruhen, fänge ich ihn an, mit Euch zu hadern und ließe Eure Kranken hungern," versetzte Bertha mit freundlichem Lächeln, das die Falten ihrer Stirn glättete und ihr, trotz der grauen Haare, die unter dem schwarzen Sammetkäppchen hervorsahen, ein verjüngtes Aussehen gab.

„Nun, Ihr trefft's gut heut', denn mein Eßschrank ist eben besonders reichlich versehen."

Damit öffnete sie denselben und legte ein kaltes Huhn einige Schnitte Fleisch, ein Stück Hasenbraten und feines Gerstenbrod in das Körbchen, alles zierlich in Papier gewickelt. „Hier noch ein wenig Süßmilchkäse und ein paar frische Eier — den Rest einer Torte könnt Ihr auch mit-

nehmen und bei Euren Armenbesuchen die Kinder damit erfreuen.“

„Aber Schwester, Schwester!“ sagte Jacob Janß, nehme ich auch dankbar an, was Eure Güte mir für meine Schäflein giebt, nehmt's mir nicht übel, in so vielem Ueberfluß liegt doch ein wenig Ueppigkeit.“

„Denkt nicht, es gehe alle Tage so hoch bei uns her!“ antwortete Frau Bertha, ohne sich im Geringsten gekränkt zu zeigen, „gewiß nicht, Jacob-Bruder! Aber seht, wir hatten gestern ein Fest, mein Bruder Hagenhoeck kam mit Frau und Sohn, wir feierten Verlobung — da durfte doch auch die Lieblingstorte nicht fehlen.“

„Ei, was Ihr sagt! wer wird denn Hochzeit machen in unserer Familie?“

„Nichte Belie hat Antony ihr Jawort gegeben.“

„So plötzlich? ich dächte, das hätte noch Zeit gehabt!“

„So dachten mein Mann und ich auch. Aber ein Mädchenherz ist ein wunderlich Ding! wir meinten nicht anders, als daß dem erbetenen Aufschub schließlich die Weigerung folgen würde und Antony nicht der rechte Joseph für sie sei, haben uns jedoch getäuscht. Es scheint sie sind gestern unter den Festlichkeiten und Ergötzlichkeiten darüber einig geworden.“

„Das überrascht mich!“ sagte Jacob Janß ein wenig kleinlaut und nahm sein Körbchen in die Hand. „Wartet Bruder, ich füge noch ein Fläschchen spanischen Wein hinzu, für Jemanden der Stärkung bedarf und schmeckt ihn selbst auch einmal. Laßt mich aber Mariechen rufen, sie soll Euch Alles hinübertragen.“

„Nein, laßt Eure Magd nur, ich bringe es schon selbst fort. Und nun seid gegrüßt, Schwester, und habt Dank für Eure Güte; Ihr gebt dem HErrn Selbst, was Ihr so freudig Seinen Armen reicht. Grüßt Euren Mann und Belie.“

„Die gestrige Feier scheint sie müde gemacht zu haben, sie ist noch nicht aufgestanden.“

„Ei ja, liebe Muhme, sie ist freilich auf,“ rief Mabelia durch eine Seitenthür eintretend, als Graswinckel eben fort war; er hörte ihre Stimme aber noch, kehrte zurück und sagte, sie freundlich grüßend, indem er ihr mit sanftem Ernst in die Augen sah: „Dein Entschluß ist ja sehr plötzlich gereift, liebes Kind; Gott wolle ihn segnen!“

„Verzeiht, Jacob-Ohm, aber ich kann diesen Segenswunsch so ohne Weiteres nicht annehmen, mich verlangt sehnlich mit Euch über die Sache zu sprechen,“ erwiderte Mabelia, so bleich und angegriffen aussehend, als hätte sie die Nacht schlaflos zugebracht.

„Vorher — das wäre klüger gewesen, mein Kind,“ antwortete er ernst.

„Man kann nicht immer was man will; aber ich bedarf jetzt Eures Raths.“

„Nun wohl, in der ersten freien Abendstunde komme ich zu Dir — darf jetzt aber meinen Gast nicht länger auf sein Frühstück warten lassen.“

Julian pflegte sich eine gute Mahlzeit, wenn sie ihm geboten wurde, sonst schmecken zu lassen, doch vermochte er die trefflichen Speisen der Frau Bertha kaum anzurühren und Graswinckel konnte ihn erst, als Arzt darauf dringend, dazu bewegen. Seine Augen füllten sich mit Thränen, als er sah, wie sein Wohlthäter selbst ein so frugales Frühstück einnahm und ob dieser gleich, aus zarter Rücksicht heute eine Ausnahme machend, Einige der Leckerbissen kostete, die Menge quälender Gedanken, die ihn bestürmte, raubten ihm allen Appetit.

„Peinigt Euch selbst nicht mehr mit dem was einmal geschehen; blicket aufwärts, strebet vorwärts und alle thörichte Furcht lasset fahren,“ tröstete Jacob Janß, sanft ermahnend.

„Ich weiß es, stille sitzen und seufzen nützt mir nichts, ich muß handeln, muß zunächst ausgehen — aber kann ich mich in diesen Kleidern noch auf der Straße zeigen?“

„Nein, Freund; verlaßt Euch aber auf mich, ich werde sogleich für Alles sorgen; ich weiß, wo man schöne Gewänder kauft und dem Sohn von Machteld von Egmont soll es darin an nichts fehlen. Mit dem Ausgehen eilt es jedoch nicht —“

„Es hat große Eile, im Gegentheil —“

„Laßt mich erst zu erforschen suchen, wie es mit Euren Angelegenheiten steht; hier seid Ihr in Sicherheit und wißt nicht, was Euch draußen geschehen kann. Die Sache mit Bastian wird bekannt geworden sein und vermuthet man den Thäter in Euch —“

„Ich werde mich selbst vor Gericht stellen und Ihr könnt nicht wünschen, daß ich mich dem Arm der Gerechtigkeit entziehe.“

„Gewiß nicht; aber ich weiß leider zu gut, was menschliche Gerechtigkeit in unserer Zeit ist, um zugeben zu können, daß Ihr Euch unbedacht und übereilt ihr in die Hände liefert. Laßt mich die Sache erst untersuchen, mit Schultheiß und Schöffen sprechen und bis dahin bleibt ruhig hier; Ihr würdet sonst falsch beurtheilt und auf's Härteste bestraft werden.“

„Eure freundliche Fürsorge rührt mich, aber es geht Zeit damit verloren und Ihr wißt, was ich Euch von der Gefahr sagte, die dem Statthalter droht. Moritz von Nassau muß gewarnt, muß um jeden Preis gerettet werden, mag mir selbst geschehen was will.“

„Eure Beweggründe in Ehren! aber, Freund, Ihr würdet Euch dadurch großer Gefahr aussetzen, vielleicht nicht einmal bei Moritz vorgelassen werden, noch weniger Glauben bei ihm finden. Ihr könnt nur von möglicher Gefahr sprechen, keine Beweise geben, Niemanden nennen —“

„Und diese Papiere,“ entgegnete Julian, den Brief, den er in der leeren Börse Hauptmann Peter's gefunden, aus der Tasche nehmend, „die ich von dem Officier, der mich zu dem Mord dingen wollte, erhielt, beweisen die nicht schon genug?“

„Aber Ihr würdet dadurch Ankläger Eures Vaters und Eures Bruders.“

„Das kann meinem Vater nichts machen, der entweder auf seinem Schloß oder am Hofe zu Brüssel geborgen ist, und man würde ihm dies Vorhaben dort gar noch danken.“

„Und seine Ehre?“

„Ihr vergeßt, daß der Freund des Königs gerade seine Ehre sucht in dem, was wir eine Missethat nennen.“

„Julian, Julian, hütet Euch! Ihr haßt Euren Vater und das ist nicht der Weg, seinen Fluch kraftlos zu machen.“

„Ich will ihn vor einem Verbrechen bewahren und thue ihm damit Gutes,“ antwortete Julian roth werdend und die Augen niederschlagend, denn er fühlte wie der Blick des Wunderdoctors den seinigen suchte und konnte ihn in diesem Augenblick nicht aushalten.

„Und Euer Bruder?“ fragte Graswinckel.

„Der — ja, der kann dadurch freilich in eine schlimme Lage kommen, aber da geschieht ihm nur Recht, nur, was er verdient hat — wär's auch allein um meinetwillen!“

„Es mischt sich also das Verlangen nach Rache in Euer Bestreben Moritz zu retten; nach Rache! Ihr, die Ihr wißt, wie sehr Ihr der Vergebung eines gerechten Gottes

bedürft, sie erfleht und, wie wir hoffen, auf unser heißes Gebet erhalten habt. So viel ist Euch vergeben und Ihr wollt die geringere Schuld Eures Bruders bis auf's Aeußerste fordern? Julian von Egmont! ist's Euch Ernst damit ein anderer Mensch zu werden, so stehet davon ab, den Prinzen in dieser Weise zu retten; gebt mir Eure Papiere."

Es waren die ersten strengen Worte, die Julian aus Munde des freundlichen Mannes hörte und sie drangen ihm tief in die Seele; aber was von ihm gefordert wurde war Großes und ein schwerer Streit erhob sich in seinem Innern.

„Diese Beweise seiner Schuld sollte ich aus Händen geben?" sagte er mit gedämpfter Stimme; „wißt Ihr, was Ihr von mir verlangt, wißt Ihr, was sie für mich sind? O nein, nein, Ihr könnt's nicht wissen! Ihr wißt nicht wie dieser Bruder, dieser Bastard, mich verhöhnt, mir gedroht hat, so oft wir in späterer Zeit einander begegneten! Nicht blos gestern, öfter schon haben wir, seit meiner Verbannung uns wiedergesehn und jedes Mal traf mich gleich danach irgend ein Unheil. Dieses Mal aber kehrt sich die Sache um, dieses Mal ist mir eine Waffe gegen ihn in die Hand gegeben —"

„Ich aber verbiete Euch, von dieser Waffe Gebrauch zu machen," unterbrach Jacob Janß ihn in strengem Ton. „Je schwer wiegender Eure Beweise sind, desto ernstlicher verlange ich, daß Ihr sie in meine Hände legt —"

„Das kann ich nicht!" rief Julian aus, durch alle die Gedanken, welche die erlittene Schmach in ihm wach gerufen, erregt. „Aber dennoch, —" setzte er nach kurzer Pause leise und tief seufzend hinzu, „Euch darf ich nichts weigern."

„Gälte das Opfer mir, ich würde es Euch erlassen, weil ich sehe, wie schwach Ihr seid; aber es ist der HErr, der es von Euch fordert und Euer eignes Gewissen muß

darüber entscheiden, ob Ihr Ihm die Rache überlassen wollt, oder nicht; Ihr sollt jetzt zeigen, ob Ihr mit der Vergangenheit, mit sündigen Begierden, mit Neid, Haß und Zorn brechen wollt oder nicht."

„Wohlan! ich habe gelobt, dem Bösen zu entsagen, — ich will es halten," sprach Julian todtenbleich, aber mit einer Entschlossenheit, die von schwerem inneren Kampf zeugte. „Nehmt die Papiere, nehmt und vernichtet sie vor meinen Augen, daß sie mich nimmer mehr zum Bösen verführen können!"

„Ei, Freund, das werde ich weislich unterlassen; vernichten kann man sie allezeit und bei mir sind sie sicher. Ihr aber habt eine große Versuchung bestanden, danket dem HErrn dafür; und der HErr wird mir Mittel und Wege an die Hand zu geben den Prinzen zu warnen, ich kenne Einige der —"

Lautes Schluchzen und ein vergeblicher Versuch die Thür des Zimmers von Außen zu öffnen, ließ Jacob Janß nicht aussprechen, er stand auf, um zu sehen was es gäbe, als plötzlich zwei Kinder weinend in's Zimmer stürzten, ein Junge und das kleine Mädchen, das Tags zuvor Medicamente aus der Apotheke für ihre kranke Mutter geholt.

„Nun, Elschen und Gerbrand, was giebts denn jetzt?" fragte Graswinckel freundlich; „Ihr braucht nicht so gewaltig zu heulen, ich komme heute noch zu Euch, bringe Eier und ein Huhn und Euch Kindern ein Stück Kuchen. Sagt, was ist's?"

„Ach, ach, Jacob-Ohm!" schluchzte Else, immer lauter weinend, wir sind arme hülflose Waisen, sagt die Nachbarin, denn Vater und Mutter sind beide todt."

„Beide? Kind, wie ist denn das gekommen? so schlimm wird's doch wohl nicht sein!" und Jacob Janß zog die

Kleine sanft zu sich, während ihr sechsjähriger Bruder sich an die Wand lehnte und die Augen mit den Händchen bedeckend, laut schrie. „Sag' mir doch was geschehen ist, Elschen; hat Deine Mutter die Arzenei, die ich ihr gab, nicht gebraucht?"

„Ja, Jacob-Ohm, das hat sie und hat schön geschlafen; aber der Vater kam die ganze Nacht nicht heim und wurde heute früh, todt auf einer Bahre liegend, zu Haus gebracht: er ist ertrunken! Sie sagen er hat sich selbst umgebracht, denn als er aus dem Wasser gezogen wurde, waren seine Taschen voll Steine. Mutter wurde von dem Lärm wach und schrie laut auf. „In seinen Sünden gestorben!" rief sie aus und sank hin und war todt!

Julian, dem das Intermezzo mit den Kindern sehr ungelegen war, lief ungeduldig auf und nieder, hörte aber doch die einfache Schilderung dieses häuslichen Dramas und nachdem er einen bedeutungsvollen Blick mit Graswinckel gewechselt, erbleichte er und versank in tiefes Nachdenken. Wer behütete ihn in dieser selben Nacht von gleichem Tode?

„Ach, daß er mir gehört hätte!" seufzte Jacob Janß mit Thränen in den Augen.

„'s Ist mir arg leid, daß Vater so umgekommen ist," sagte Elschen, sich an den Greis schmiegend; „aber er konnte uns auch tüchtig prügeln, wenn er aus dem Wirthshause kam — ach, aber daß wir unsere liebe Mutter nicht mehr haben!" und eine neue Thränenfluth erstickte die Stimme der Kleinen.

„Sei ruhig, mein Kind," sprach Graswinckel, ihre Stirn küssend, „es soll schon für Euch gesorgt werden. Aber vielleicht ist Eure Mutter noch nicht todt, ich gehe gleich mit Euch, um zu sehen, ob Hilfe möglich."

„Ja, die Nachbarin sagte wir müßten Euch holen, Ihr wär't ein Wunderdoctor und machtet Todte lebendig. Ist das wahr, Jacob=Ohm?"

„Nein, Else; laß Dir so alberne Mährchen nicht in den Kopf setzen. Kein Mensch hat Macht über den Tod; der HErr Jesus allein hat den Tod überwunden und wer an Ihn glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe. Behalte das, Kind, und sag's Allen, die so Thörichtes erzählen. Es ist aber schon Mancher für todt gehalten, der nur in tiefer Ohnmacht lag und Solchen hab' ich wohl geholfen, will jetzt sehen, ob Eurer Mutter auch noch zu helfen ist. Komm' trag' dies Körbchen," und sich zu Julian wendend, fügte er hinzu: „Ich muß Euch eine Weile verlassen; Ihr wißt wo mein Laboratorium ist, schaut Euch ein wenig darin um und seht Euch meine Bücher an zum Zeitvertreib; seid aber, bitte, behutsam mit meinen Retorten, denn mich beschäftigt eben ein Experiment, an dem mir sehr viel liegt," damit hüllte der gute Graswinckel sich in seinen Mantel und verließ seine Wohnung, von den Kindern gefolgt, deren Schmerz sich schon zu beruhigen begann.

XI.

Allein zurückgeblieben, wurde es Julian in der leeren Behausung bald zu düster und zu eng und er säumte nicht von der Erlaubniß, in's Laboratorium zu gehen, Gebrauch zu machen. Der ausgedehnte Garten, der zwischen diesem und Jacob Janß Wohnung lag, war mit größter Sorgfalt gehalten und mit allen Pflanzen und Gewächsen ausgestattet,

welche die Botanik jener Zeit zu Heilmitteln cultivirte, auch dem Laboratorium, großartig angelegt und mit kupfernen Schmelzöfen versehen, fehlte nichts, was nach damaliger Höhe der Wissenschaft, erforderlich war. Dies Alles nun gab Julian auf's Neue die Ueberzeugung, daß sein Gastherr ein vermögender Mann sei, der freiwillig Kälte und Armuth ertrug, für wissenschaftliche Untersuchungen aber Geld und Zeit genug hatte. An einer reichhaltigen Bibliothek fehlte es ebenfalls nicht und befand sich in der Zelle des Wunderdoctors nur ein einziger Stuhl, hier konnte man es sich bequem machen, denn außer einer mit Leder bekleideten Sitzbank, die an der Wand befestigt war, sah man hin und wieder hölzerne Sessel mit losen Sammetkissen gestellt. Graswinckel, in allen andern Dingen so einfach, unterhielt nämlich mit verschiedenen Gelehrten und Notabeln des In- und Auslandes einen Briefwechsel, der zu persönlicher Bekanntschaft führte und nicht selten suchten jene Herrn ihn auf, um die Resultate seiner Experimente zu sehen. Dem Gebot jedoch: „wenn Du aber fastest, so salbe Dein Haupt," treu folgend, war er weit entfernt Fremde zu Zeugen seines dürftigen Lebens zu machen, empfing diese in seinem Laboratorium und hielt sein Klausnerleben vor ihnen geheim.

Der Anblick von Schmelztiegeln, Retorten und Flaschen der seltsamsten Formen, durch Glasröhren und Metalschläuche mit einander verbunden, erregten mehr Julian's Erstaunen, als sein Interesse. Er wird doch kein Alchimist sein und nach dem Stein der Weisen suchen," sagte er zu sich selbst; „wäre das sonst der Fall, wenn Jemand, so müßte er ihn finden. Aber mit der Goldmacherei ist so viel Habsucht und Aberglauben verbunden, daß ich das von ihm nicht denken darf; wozu sollte dieser Mann noch nach Gold suchen,

hat er doch Besseres gefunden, als alle irdischen Schätze zu geben vermögen."

Auch die Bücher sah Julian sich an, meist in lateinischer und griechischer Sprache, deren Titel er nicht einmal zu lesen verstand, dazu theologische Werke, holländisch oder französisch geschrieben — aber gelehrte Forschungen waren nicht für unsern Lieutenant und schon die gewaltigen Folianten schreckten ihn zurück. Da fiel sein Blick auf ein kleines Büchlein in schwarzem Einband, „Psalmen von Bèze" betitelt, das ihn in seiner augenblicklichen Stimmung anzog und vom Blättern kam es zum Lesen. Julian fand grade was er bedurfte und der gewaltige Eindruck, den jedes Menschenherz, das anfängt sich selbst zu erkennen und nach Gott zu fragen, durch Davids geistlichen Lieder empfängt, machte sich auch bei ihm geltend. Er hatte sich ganz in die Psalmen des königlichen Sängers vertieft, als wiederholtes Klopfen ihn störte und die Thür zu öffnen nöthigte.

„Darf ich fragen, ob der Herr der Edelmann ist, der eines Barbiers bedarf?" fragte ein Mann, die Attribute seines Berufes mit sich führend, indem er ohne Weiteres eintrat und ein Paquet mit Kleidungsstücken sorgfältig auf die Bank legte.

„Darauf kann ich freilich nicht mit Nein antworten," erwiderte Julian, „doch zweifle ich, ob ich der derjenige bin, zu dem Ihr wollt. Wer schickt Euch her?"

„Doctor Graswinckel, gewöhnlich Jacob Janß, auch Vater Boot genannt, wie's Einem eben beliebt —"

„Dann seid Ihr wohl richtig gegangen — aber — vielleicht bedarf er selbst Eurer Dienste —"

„Freilich bedurfte er ihrer, aber augenscheinlich liegt ihm daran wie eine alttestamentliche Gestalt auszusehen, denn

so lange ich ihn bediene, hab' ich kein Scheermesser an seinen Bart setzen dürfen."

„Aber womit bedient Ihr ihn denn?"

„Ich besitze sein Vertrauen!" entgegnete der Figaro mit Stolz und zwar ruft er mich um seine Patienten zur Ader zu lassen, zu schröpfen u. s. w. u. s. w. — auch beim Verbinden muß ich ihm helfen —"

„Da kommt Ihr mir eben recht," unterbrach Julian ihn, auf seine Hand zeigend; „mein würdiger Freund wurde so rasch zu Kranken gerufen, daß er vergaß mir diese, kaum mehr nöthigen Binden abzunehmen."

„Doctor Graswinckel hat mich schon damit beauftragt, mir dazu geheißen ein Pflaster auf die Wunde zu legen —"

„Seid Ihr so gut unterrichtet, so zögere ich keinen Augenblick, mich Eurer Fürsorge zu überlassen."

„Offen gesagt, Junker. Ihr thut wohl, Euch allen Anordnungen des Doctors zu fügen; so sehr er heute Morgen auch beschäftigt war, doch hat er treu für Euch gesorgt und mir diese Kleidungsstücke für Euch mitzugeben, die bei dem ersten Schneider in Delft gekauft sind. Seht doch dies Wamms von schwarz geblümter Seide und diese Atlas-Beinkleider, Alles so fein und kostbar und wie für Euch gemacht; die Strümpfe mit den Kniebändern und seidenen Rosetten fehlen nicht und was sagt Ihr zu diesem schwarzen Filzhut à la Henri IV. mit dem schmalen, gebogenen Rand? eine Feder ist zwar nicht daran, aber doch eine seidene Schnur mit Rose und Schnalle als Zierrath; ist denn dies Alles nach des Junkers Geschmack?" fragte der Barbier, es ihm der Reihe nach präsentirend.

„Es ist weit mehr als ich erwarten und wünschen konnte," erwiederte Julian überrascht und verglich nicht ohne stille Beschämung die hübschen Kleider mit dem Plunder

den er trug. „Ich glaubte aber nicht, daß mein Freund, selbst so äußerst einfach, für mich so üppig ausgewählt hätte; solche Schnalle mit Brillanten wäre doch jedenfalls überflüssig.“

„Der Doctor verlangte Kleider für einen Edelmann; was aber die Brillanten anlangt, so haben sie die Rechnung nicht hoch gemacht, es ist nur böhmisch Glas und geht mit in den Kauf.“

„Nun denn, Herr — wie soll ich Euch nennen?“

„Boudewyn.“

„Also, Herr Boudewyn, stutzt mir nun Haar und Bart gut zu, wie es für die hübschen Kleider paßt, ich will Euch ganz gewähren lassen.“

Während nun Boudewyn, wohlgefällig lächelnd, dieser Weisung auf's Beste nachzukommen sich bemühte, Julian dann auch bei seiner weiteren Toilette half, plauderte er von Diesem und Jenem, enthielt sich aber, was unserm Lieutenant sehr lieb war, aller neugierigen Fragen, die ihm doch sicher wegen des wunderbaren Ereignisses auf der Zunge brannten, daß ein Edelmann in der Klause des „Delfter Eremiten“ genächtigt hatte und dazu so erbärmlichen Plunder trug, daß sein Gastherr ihn von Kopf bis zu Fuß aufkleiden mußte. Vermuthlich war der Barbier ganz besonders homme de confiance des Wunderdoctors und ihm von diesem, dem reizbaren jungen Mann gegenüber, die äußerste Bescheidenheit befohlen; Boudewyn wußte aber, daß sein Gönner nicht allein alle Dienste gut bezahlte, sondern auch pünctlichen Gehorsam forderte. Seine Plaudereien bezogen sich deshalb lediglich auf das große Ereigniß des Tages, auf die Hochzeitsfestlichkeiten.

„Ja, ja, mein Herr, das bringt Leben in die Stadt und Arbeit dazu,“ sagte er, Rasirmesser und Scheere wieder

in seine Ledertasche steckend; „ich bin z. B. seit sechs Uhr auf den Beinen, meine Kunden zu bedienen, zu Einigen auf dem alten Delft muß ich noch vor neun Uhr und mich nun schon sputen. Dabei sind die Straßen so mit Menschen angefüllt, die den Maskenzug sehen wollen, daß man sich kaum durchzudrängen vermag.“

„Aber — das ist hier in der Nähe, irr' ich nicht,“ sagte Julian.

„In unmittelbarer Nähe; gehn Ew. Edeln durch das Hinterhaus und bleiben in der Pforte stehen — dringt nur das Volk nicht unbescheiden hinein, ist von dort aus Alles zu sehen.“

„Und der Prinz? kann ich Moritz dort auch sehen?“

„Schwerlich. Der Statthalter wird sich ja den Masken nicht anschließen, sondern sich mit seinem Hofstaat allein nach dem Marktplatz begeben.“

„Ja, das wird er wohl,“ sagte Julian getäuscht; „aber könnt Ihr mir wohl sagen, Herr Boudewyn, ob Doctor Graswinckel heute Morgen schon nach dem Prinzenhof gewesen ist?“

„Doctor Graswinckel? o nein, dorthin geht er so viel ich weiß, nie. Meinen Ew. Edeln, daß er dort heute etwas auszurichten hätte?“

„Ich dächte wohl; — aber wenn Ihr gewiß sagen könnt, daß er noch nicht dort war —“

„Gewiß? nein! was der wunderbare Mann Alles thun kann, daran denkt ein gewöhnliches Menschenkind garnicht. Mich ließ er durch Gehrt Dirks Kinder rufen; man hatte die Frau für todt gehalten und durch Reiben und Aderlaß brachten wir sie wieder zu sich; hernach kaufte er die Kleider, sandte mich damit her — und ging seines Weg's.“

„Nach dem alten Delft?“

„Nein, wieder nach den Armen-Quartieren zurück.“

„Dann — muß ich selbst nach dem Prinzenhof — oder es ist Alles verloren!“ rief Julian heftig bewegt aus und nahm seinen Hut.

Der Barbier sah ihn verwundert an und, nachdem er pro forma gefragt, ob der Edelmann seiner Dienste noch weiter bedürfe, eilte er schleunig fort.

Einen Augenblick noch zögerte Julian. Sollte Graswinckel auch auf irgend eine andere Weise für die Sicherheit des Prinzen gesorgt haben? aber wenn nicht — wenn er nicht daran gedacht hatte, wie nöthig rasches Handeln sei, was dann? „Wir haben keine bestimmte Abrede genommen,“ sagte Julian halblaut, während er unruhig auf- und ablief; „soll Moritz blindlings in's Verderben stürzen, weil ich Elender — mich selbst keiner Gefahr aussetzten wollte? ist mein Leben so werthvoll, daß es nicht durch seine Rettung theuer genug bezahlt wäre? darf ich mich durch die große Aengstlichkeit des gutmüthigen Greises, der nur mein Interesse im Auge hat, zurückhalten lassen? nein, nein, das darf nicht sein!“ So sprechend und überlegend, regte Julian sich immer mehr auf und die Furcht schon zu lange gezögert zu haben, um das Unglück zu verhüten, trieb ihn zu raschem Entschluß. Er eilte nach der Thür, stieß dabei mit dem Elnbogen an eine Retorte, die mit einer andern zusammengefügt war, die kugelrunde Flasche gerieth in's Schwanken, verlor das Gleichgewicht, fiel zur Erde und zerbrach; der ganze Inhalt der Glasflasche floß heraus und die blauen Flammen, die sofort empor stiegen, zeigten, daß eine werthvolle ätherische Masse verschüttet und das ganze Experiment verunglückt sei. Julian sah dies Alles, als er aus dem Laboratorium stürzte, aber es ließ sich nichts mehr dabei machen.

„Auch das noch! ihm Schaden verursachen, ihm weh thun — mit Undank ihm lohnen!“ seufzte er voll Schmerz,

„aber die Erhaltung des Prinzen geht doch über Alles!“ er lief durch den Garten, aus der Pforte und mit dem Strom der Menge fortgetrieben, die sich vor dem Hause Solms versammelt, dort von dem Hellebardier verjagt, dem Prinzenhof zuwandte, befand er sich bald vor dem St. Aagten-kloster, welches der Statthalter und sein Gefolge bewohnten.

Auch hier fehlte es nicht an Neugierigen, die auf Moritz Erscheinen harrten, aber Keiner wagte durch das schon geöffnete Hofthor zu dringen, an dem zwei Hellebardiere von der Garde Wache hielten. Julian bemerkte jedoch, daß einzelne wohl-gekleidete Herrn ungehindert aus- und eingingen und in dem Bewußtsein, jetzt zu diesen zu gehören, schritt auch er kühn hindurch. Er fand im Innern des Prinzenhof's jedoch kein Gefolge, das dem Statthalter nach dem Turnier hätte begleiten müssen; wohl liefen Pagen und Heiducken hin und her, führten Stallknechte elegant gesattelte Pferde am Zaum, aber Keiner von ihnen trug die Livree Moritz von Nassaus; sie mußten wohl zu den hohen Gästen gehören, die ebenfalls in den weiten Räumen des St. Aagtenklosters untergebracht waren, denn auch Offiziere jener fürstlichen Herrn gingen ab und zu, weshalb die Schildwache das Volk zurückhielt, wohlgekleideten Leuten das Aus- und Eingehen nicht wehrten. Verdankte Julian es nun diesem Umstand sich Eingang ver-schafft zu haben, so sah er doch bald, daß ihm damit noch nicht der Weg zum Prinzen gebahnt war, denn es erschien Keiner der Hofbeamten, an den er sich mit der Bitte um eine kurze Audienz hätte wenden können.

Es verdroß ihn, all' das deutsche und niederdeutsche Gesindel hin- und herlaufen zu sehen, ohne seinem Ziel näher zu kommen; Fragen, die er wagte, wurden mit Lachen und Achselzucken beantwortet, während er, in seinem statt-

lichen Anzug, jedoch ohne Degen, endlich selbst die Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Wenn der Delfter Bürger hier nichts auszurichten hat, so muß er seines Weges gehen," sagte der Unterseneschall des Herzogs von Lüneburg zu Einem der Heiducken, der nicht säumte Julian diesen Befehl sofort zu überbringen. Aber unser Lieutenant war nicht der Mann, der vor der Grobheit eines Lakaien oder vor den drohenden Blicken eines untergeordneten Hofbeamten die Flucht ergriff; überzeugt indeß daß Keiner ihm zu seinem Vorhaben behülflich sein werde, postirte er sich vor dem Klosterflügel, den der Statthalter bewohnte, fest entschlossen nicht zu weichen bis dieser erschienen und er ihn gesprochen, was auch die Folge für ihn selbst sein möge. Aber das sollte ihm nicht gelingen. Ein Offizier trat an ihn heran und fragte ihn in barschem Ton: „worauf er hier warte?"

„Auf die Möglichkeit Se. Durchlaucht zu sehen und einige Minuten Gehör zu erlangen," entgegnete Julian ruhig und bescheiden, in der Hoffnung den Offizier dadurch zu gewinnen. Dieser aber antwortete kurz: „Die Möglichkeit ist nicht vorhanden, Ihr könnt ruhig heimgehen," und ging weiter. Jetzt aber kam ein Mann in bürgerlicher Kleidung aus der Wohnung des Statthalters, Papiere und ein Portefeuille unter dem Arm tragend. Es war Herr Diedrich, Moritz's Buchhalter, der Julian ebenfalls verwundert ansah und, nicht ohne Argwohn fragte: „was er wolle?" Julian nannte ihm sein Anliegen mit dem Hinzufügen, daß, was er dem Prinzen mitzutheilen habe, von größter Wichtigkeit sei. „Könnt Ihr es mir nicht sagen?" fragte der Buchhalter freundlich, „ich spreche Se. Durchlaucht wahrscheinlich heute Abend noch."

„Heute Abend ist es zu spät," rief Julian laut und heftig aus, vor Aerger mit dem Fuße stampfend; „was ich dem Prinzen zu sagen habe, muß er vor dem Turnier wissen, oder es kann ein großes Unglück geschehen!"

„Aber der Prinz geht nicht nach dem Turnier, guter Freund, Se. Durchlaucht ist heute früh nach dem Haag gereis't, wißt Ihr das denn nicht?" erwiderte der Buchhalter, ihn mit noch größerem Mißtrauen beobachtend, als er ihn plötzlich erbleichen und fast auf seinen Füßen schwanken sah.

War Julian von der Gewißheit, Moritz nicht mehr in Gefahr zu wissen, so ergriffen, oder war's ihm leid sich nutzlos so vielen Mühen und Demüthigungen ausgesetzt zu haben? vielleicht Beides; — die Hauptsache aber war, daß er während seiner Unterredung mit dem Buchhalter einige Edelleute aus der Wohnung des Kurfürsten kommen sah und unter diesen denjenigen, den er auf Erden am meisten fürchtete, am meisten haßte, hatte er gleich gelobt, gegen diesen Haß zu kämpfen.

Der Baron de Ghiselles aber hatte Julian auch bemerkt; er trennte sich von den Offizieren, ihnen mit der Hand winkend, sie möchten nur weiter gehen, wandte sich nach der Seite hin, wo Julian und Herr Diedrich noch mit einander sprachen und faßte Jenen fest in's Auge, um gewiß zu sein, daß er sich nicht täusche.

Nahe gekommen, trat er rasch auf Julian zu, ihn von Kopf bis zu Fuß mit höhnischem Blick messend und sagte laut und gebieterisch:

„Muß ich Euch hier treffen? das ist doch unverschämt! was habt Ihr hier zu thun?

Julian hatte sich schon ein wenig von dem ersten Schreck erholt, und bemühte sich, Zorn und Indignation,

die in ihm aufloderten, zu bezwingen, antwortete aber trotzig und stolz:

„Was ich hier zu thun habe, darüber bin ich Euch keine Rechenschaft schuldig; wollte ich Euch aber sagen, was mich hierher führte, Ihr würdet vor mir im Staube liegen, um mein Schweigen zu erflehen!“

„Elender Schwätzer! Ihr sprecht so vermessen, weil Ihr denkt, Euer Vorhaben sei mir unbekannt! aber zu Eurem Unglück weiß ich, was Ihr im Schilde führt; — der Prinz ist bereits von Allem durch mich unterrichtet.“

„Was ist das!“ rief nun Julian vor Entrüstung aus, „vermessener Abentheurer Ihr! dürft Ihr die Unverschämtheit so weit treiben, daß Ihr Eure bösen Absichten mir andichtet? Mir, der ich willens war Euch zu schonen, mußte ich gleich Moritz warnen ..... Ihr, Ihr könntet die Frechheit haben die Schuld gegen mich zu kehren?“

„Ich weiß, daß Ihr schon lange keine andern Hülfsmittel habt als Lügen und Betrug und daß Unverschämtheit Euer Schild ist,“ erwiderte der Baron mit verächtlichem Achselzucken; — „ein Jammer für Euch, daß man hier weiß wer Ihr seid!“

„Sagt das lieber von Euch selbst, eine Krähe, die sich in Pfauenfedern gesteckt,“ rief Julian laut, nur mit der äußersten Selbstbeherrschung sich enthaltend, das Faustrecht gegen seinen schnöden Gegner zu gebrauchen.

Vielleicht lag es eben in de Ghisselles' Absicht Julian durch Hohn zu thätlichem Angriff zu reizen, als er jedoch sah, wie dieser sich zu beherrschen wußte, benutzte er die verletzenden Entgegnungen desselben zur Erreichung seines Zweckes. Er hatte schon einen Blick mit dem Offizier gewechselt, der Julian vorhin so barsch anfuhr und sagte jetzt in lautem, befehlendem Ton:

„Lieutenant von Stralen, Ihr kennt mich nach Rang und Stellung; nehmt diesen Menschen in Haft, ich befehle es Euch im Namen des Statthalters!“

„Ich würde Eurem Befehl ungesäumt nachkommen, Baron, doch, verzeiht! ohne schriftliche Ordre von Sr. Durchlaucht darf ich das nicht.“

„Schriftliche Ordre habe ich nicht. Se. Durchlaucht beauftragte mich mündlich diesen gefährlichen Menschen gefangen zu nehmen, sobald ich seiner habhaft würde.“

„Diesen mündlichen Auftrag erhielt ich nicht, mein Herr Baron; eine bestimmte Ordre aber verbietet mir ausdrücklich, Jemanden nur auf den Befehl eines Fremden hin, zu verhaften; ich habe kein Recht zu solchem Verfahren gegen einen wohl gekleideten Bürger, der sich, außer etwas Brutalität gegen Euch, nichts zu Schulden kommen ließ — und Widerrechtliches zu thun, fühle ich mich nicht veranlaßt.

„Aber ich sage Euch, dieser Mensch ist gefährlich,“ entgegnete de Ghiselles halblaut, den Lieutenant auf die Seite nehmend; „mein Wort darauf, ich nehme die ganze Verantwortlichkeit seiner Verhaftung auf mich, Se. Durchlaucht wird es mir danken, denn er muß Papiere bei sich führen, die das schändliche Complott an's Licht bringen; dazu ist er kein Delfter Bürger, sondern ein fortgejagter Lieutenant, der, von einem Trupp verlaufener Soldaten gefolgt, darüber aus ist, Bubenstücke zu begehen.“

„Ist das der Fall, weshalb ergreift man da nicht andere Maaßregeln gegen ihn?“ versetzte Lieutenant von Stralen achselzuckend; „wie aber die Sache steht, bleibt Euch nichts, als die Polizei in Anspruch zu nehmen, die, hinsichtlich der Form, weniger schwierig zu sein pflegt — doch seht da! der Schurke hat den Augenblick benutzt — er geht fort — ist bereits durch's Thor!“

„Wo finde ich nur die Polizei?“ fragte de Ghiselles hastig, voll Angst, seine Beute zu verlieren. „Das Wild wird von selbst in die Schlinge laufen,“ entgegnete der Offizier lachend; „es ist so viel Volks draußen, daß man überall Polizisten findet, die Jeden, der sich verdächtig macht, ergreifen.“

de Ghiselles aber lief, noch ehe Jener ausgesprochen, Julian eilig nach, in der Hoffnung, er werde sich nicht so leicht durch die Menge drängen und da unser Lieutenant es garnicht auf eigentliches Davonlaufen, wie der Offizier meinte, abgesehen hatte, irrte der Baron sich nicht. Prinz Moritz war der Gefahr entgangen, wozu sollte Julian seinen Bruder anklagen? der Abentheurer galt einmal als Baron de Ghiselles, während er, als Julian von Egmont, nur ein vogelfreier Vagabonde war. Er wollte sich also nicht länger aufhalten.

Seiner gewöhnlichen leidenschaftlichen Art hingegeben, würde Julian nicht so verständig gehandelt, sondern sich durch Zorn und Rachsucht noch in neue Gefahren gestürzt haben; jetzt aber behielt er seine Geistesgegenwart und ging, nachdem er sich selbst überwunden, ruhig seines Weges.

Der Buchhalter des Prinzen, ein anscheinend wohlwollender Mann, hatte sich bei dem Begegnen de Ghiselles’ und Julian’s, etwas zurückgezogen, von Neugier getrieben jedoch dem Wortwechsel gelauscht; freilich stand er nicht nah genug, um Alles zu verstehen, begriff aber, daß, wenn auch der Bürger nicht ohne Schuld sei, der vornehme Herr ebenfalls nicht schwanenweiß sein könne, weil Jener ihm mit so kühnen Behauptungen entgegentrat; weil er dazu wahrnahm, wie Julian sich zu bezwingen suchte, gewann er Interesse für ihn und beschloß, bei eigner Neutralität, den Verlauf der Sache abzuwarten. Als er nun Julian ruhig fortgehen sah, ging er ihm nach und sagte, sobald er ihn eingeholt:

„Ihr hattet dem Prinzen Etwas mitzutheilen — vertraut es mir, ich verspreche Euch es getreulich auszurichten."

„Es scheint nicht mehr nöthig zu sein," entgegnete Julian mißmuthig; „man ist mir zuvorgekommen und das Ende der Sache wird sein, daß ich die Schuld für Andere tragen muß."

„Könnt Ihr Euch rechtfertigen, so bin ich bereit ein gutes Wort für Euch beim Prinzen einzulegen; Se. Durchlaucht wird sich schon bewegen lassen Euch Gehör zu schenken."

Mitten unter Verrath und Verkennung von solchem Beweis freundlichen Zuvorkommens überrascht, faßte Julian Herrn Diedrichs Hand und entgegnete lebhaft:

„O, wolltet Ihr das für mich thun, wie dankbar würde ich Euch sein!" wurde aber in demselben Augenblick wieder von Muthlosigkeit erfaßt und fügte seufzend hinzu: „doch nein, versucht's nicht erst, es nützt doch nichts, der Prinz muß Vorurtheile gegen mich haben, die —"

„Kennt der Prinz Euch?" fragte der Buchhalter verwundert — „so nennt mir Euren Namen —"

„Mein Name! mein Name?" stammelte Julian, welchen soll ich nennen?"

„Mir scheint, darüber kann kein Zweifel sein," erwiderte Herr Diedrich, Julian etwas mißfällig betrachtend; „nennt mir Euren rechten, wahren Namen, mit falschen Berichten darf ich Sr. Durchlaucht nicht kommen."

„Sprecht dann — für — Julian von Egmont —" bat dieser mit gedämpfter Stimme und gebeugtem Haupt.

„Aber Ihr dürft mir keine Unwahrheit sagen," wollte der Buchhalter noch hinzufügen, als Julian, weitere Erörterungen sichtlich fürchtend, sich plötzlich von seiner Seite entfernt hatte.

„Es muß doch nicht ganz richtig mit ihm sein," sprach Jener zu sich selbst, ihm langsam folgend und bemerkend,

wie hastig de Ghiselles ihm nacheilte. Letzterer hatte richtig calculirt; Julian drängte sich schwer durch die Menge, von allen Seiten durch Stöße und grobe Scheltworte gehemmt. Gestern hatte der Lieutenant mit seinem Degen, von Soldaten umringt, Schrecken eingeflößt; heute aber allein und in bürgerlicher Tracht, fürchtete ihn Keiner.

„Heda, schöner Junker! meint Ihr vor Euren hübschen Kleidern müsse Alles ausweichen?

Macht Bahn, macht Bahn!
Meister Hitzkopf kommt an!"

sang man spottend und suchte ihm damit grade den Weg zu versperren.

„Ei, wie hastig der Junker ist!" riefen Andere, ihn mit den Elnbogen stoßend: — dennoch kam Julian vorwärts, aber langsam, leider zu langsam! dann plötzlich wich das Volk zurück, der Unterschultheiß, von zwei Dienern gefolgt, trat auf ihn zu und sagte: „Ihr seid mein Gefangener!"

„In wessen Auftrag?" fragte Julian, ohne jedoch zweifelhaft darüber zu sein, wer ihm diesen Schlag versetzte, indem der Baron de Ghiselles dem Unterschultheißen auf dem Fuße folgte.

„Das geht Euch nichts an; ich verhafte Euch kraft meines Amtes!"

„Und wessen beschuldigt man mich?"

„Mehr als genug Anklagen wider Euch! durchsucht sofort seine Taschen," befahl der eifrige Diener der Gerechtigkeit seinen Untergebenen, „vielleicht findet man Mordwerkzeuge, oder sonstige Beweise seiner Schuld bei ihm."

„Mit mehr Eifer als Rücksicht wurde dem Befehl Folge geleistet, während Julian, wissend, daß nichts Verdächtiges bei ihm zu finden sei, Alles ruhig geschehen ließ; sich dieser Papiere zu bemächtigen war eben de Ghiselles' ebenso schonungsloses als freches Vorhaben; er scheute sich nicht,

der Untersuchung beizuwohnen und laute Verwünschungen über die getäuschte Hoffnung auszustoßen.

„Aha, ich begreife!“ sagte er zum Unterschultheißen, indem er ihn bei Seite nahm, „le beau sire a fait peau neuve! Gestern sah er wie ein verlaufener Offizier aus, jetzt hat er bürgerliche Kleider gestohlen oder geborgt und die Papiere, die seine Schuld beweisen, werden mit dem alten Plunder in seinem Logis geblieben sein.“

„Wo herbergst Du?“ fragte der Unterschultheiß Julian, der, von einem Diener am Arme gefaßt vor Indignation zitternd, blutroth bei dieser Frage wurde, denn sie erinnerte ihn daran, was er vergessen müsse, um muthig zu bleiben, was verheimlichen, um nicht sofort als Missethäter erkannt zu werden.

„Ich habe kein festes Logis,“ stammelte er.

„Schön das! wir werden Dir eines geben. Wie heißt Du?“

„Julian.“

„Wie weiter?“

„Weiter nicht.“

„Dein Beruf?“

„Ich habe keinen.“

„Herrlich! kein Name, kein Beruf, keine Herberge! Baron de Ghiselles, ich zweifle nicht, daß Ihr der Obrigkeit einen besonderen Dienst damit geleistet, ihr diesen Menschen in die Hände geliefert zu haben.“

„Das war's, was ich wollte,“ entgegnete der Baron, sich rückwärts wendend, fand jedoch keinen Ausweg und mußte dicht an Julian vorübergehen; sie sahen einander an, Aug' in Auge, wenige Secunden nur, aber eine Welt voll Gedanken ging dabei durch Beider Seele. Julian schauderte, sein Blick, glühend von Zorn, wurde durch den Ausdruck

namenlosen Leids gemildert; der Baron schlug die Augen nieder und wandte das Haupt ab.

„Armand! was Ihr mir thut, ich würde es Euch nicht gethan haben," sprach Julian in vorwurfsvollem, mit Wehmuth gemischtem Tone; de Ghiselles aber antwortete nicht, er eilte fortzukommen und die Büttel, den Gefangenen in ihre Mitte nehmend, wollten ihn eben wegführen, als man eine laute Stimme unter den Umstehenden den Unterschultheißen fragen hörte:

„Könnt Ihr es rechtfertigen diesen Mann nur auf den Befehl eines Fremden zu verhaften?"

„Allerdings, Herr Diedrich; ich habe Jeden zu ergreifen, der mir verdächtig erscheint."

„Aber ich rathe Euch in diesem besonderen Fall Vorsicht," warnte der Buchhalter; fragt ihn doch zuvor, ob er nicht etwa einen Bürgen stellen kann —"

„Wollt Ihr Euch vielleicht dazu verstehen?

„Ich? ich kenne ihn ja nicht," erwiderte der gutmüthige aber ängstliche Mann, „vielleicht aber verstände sich Einer unter der Menge dazu."

„Nun wohl, wir wollen's versuchen und Ihr könnt meine Milde bezeugen." Die Stimme laut erhebend fragte nun der Unterschultheiß „ob Jemand der Umstehenden diesen Julian kenne und gewillt sei, für ihn einzutreten?"

„Ich!" erscholl es in fast jubelndem Ton, und ein junger Mann trat aus der Menge hervor. „Ich, Antony van Hagenhoeck, will dafür einstehen, daß dieser hier ein Straßendieb ist; gestern, während des Turniers, hat er mir die Schnalle entwandt, die er jetzt frech genug an seinem Hut trägt."

Julian hatte, einen Augenblick von Hoffnung erfaßt, das Haupt aufgerichtet, ließ es aber schnell, vor Scham erglühend, wieder sinken. Er nahm seinen Hut und warf ihn

dem falschen Ankläger vor die Füße; freilich sprach sein Gewissen von dieser That ihn frei, klagte ihn jedoch schwererer Schuld an und sagte ihm laut genug, daß, was ihn jetzt traf, nicht allein von Menschenhand komme.

„Weiterer Beweise bedürfen wir nicht," sprach der Unterschultheiß; „Antony Hagenhoeck ist ein ehrsamer, angesehener Bürgersohn — habt Ihr dagegen etwas einzuwenden, Herr Diedrich?"

Moritz Buchhalter schüttelte schweigend den Kopf und sah Julian mit einem Blick so tiefen Mitleids an, daß dieser ihn zu bitten wagte:

„Guter Herr, Ihr seht, wie man mit mir verfährt und daß ich mich der Gewalt nicht widersetzen kann. Seid barmherzig und berichtet Alles, was Ihr gesehn und gehört, an geeigneter Stelle, damit mir Recht werde."

Herr Diedrich nickte bejahend und die Büttel führten den Gefangenen ab. Die Menge war zufriedengestellt, sah ihm ohne Mitleid nach und eilte weiter um nicht den Maskenzug zu verfehlen.

XII.

Vinet warnt Alle, die sofort nach ihrer Bekehrung zu Christo eifrig darüber aus sind die üppig wachsenden Zweige ihres bisherigen Weltlebens abzuschneiden, wohl darauf zu achten, daß nicht hie und da ein wilder Schößling stehen bleibe, ihnen über den Kopf wachse und die besten Säfte des Weingartens an sich ziehe, wonach es alsdann an den rechten Früchten fehlen würde.

Aehnlich war es dem würdigen Jacob Janß ergangen, ohne daß ihm selbst dies noch klar geworden. Er hatte mit

allen sinnlichen Genüssen, mit Allem was man Welt nennt, gebrochen; er hatte die Bedürfnisse des natürlichen Menschen den Forderungen des geistlichen Lebens völlig untergeordnet, er wußte nicht anders, als all' das Seine ohne Vorbehalt in den Dienst des HErrn gestellt zu haben und doch mußte er erfahren, daß noch Selbsttäuschung mit unterlief, daß, trotz aller Selbstverleugnung, die Eigenliebe sich als unbeschnittener Ranke durch seinen Weingarten schlängelte und der Achtsamkeit des Gärtners sehr bedurfte.

„Sein Laboratorium und sein botanischer Garten waren seine ganze Freude," sagt sein Biograph und dieser Freude durfte er sich um so sicherer hingeben, da das Pflegen der Pflanzen und Kräuter, das Belauschen der Natur in ihren Wirkungen und Kräften, kein anderes Ziel hatten, als seine Kenntnisse zum Nutzen der leidenden Menschheit zu bereichern und der Wissenschaft zu dienen, die damals noch wie ein wüstes Feld lag, an welches kaum die urbarmachende Hand gesetzt war. Er hatte sich deshalb auch kein Gewissen daraus gemacht, alle Zeit, die ihm für sich selbst blieb, auf diese Forschungen zu verwenden — war es aber gewiß, daß er dabei nicht mehr als er durfte und wußte, von seinem Herzen hingegeben und daß, während er Alles geopfert zu haben glaubte, grade hier etwas zurückgeblieben, das ihm zu stark geworden, ihm über den Kopf gewachsen war und das er nicht mehr zu opfern vermochte?

Manches in Jacob Janß Leben giebt zu solcher Frage ein Recht. Er litt freudig Hunger und Durst, um seinen Armen wohlthun zu können; erlaubte sich aber eine auserlesene Bibliothek zu führen; er selbst litt Kälte, aber seine Schmelzöfen wurden geheizt; er trank nur Wasser und Molken, für seine Experimente aber durfte es an den kostbarsten ätherischen Flüssigkeiten nicht fehlen; Bernstein und

Eisen, ja, Gold und Silber sparte er nicht daran und dies Alles zu dem edelsten Zweck, aber doch mit einer gewissen Ueppigkeit aufgewandt, welche die Frage nicht überflüssig macht: ob er auch über Gebühr an diesen Dingen hing, ob auch das lautere Bestreben zur Leidenschaft geworden und ob nicht Gefahr vorhanden, daß der Mann, der seine Zelle zu einem Tempel Gottes geweiht, in seinem Laboratorium einen Altar errichtet, an dem er einem Abgott diente?

Jacob Janß sollte in dieser Beziehung jetzt eine heiße Probe bestehen.

Nicht lange nachdem Julian fortgelaufen, kam der Wunderdoctor fröhlich von seinen Krankenbesuchen heim und ging direct nach seinem Laboratorium, sobald er aber die Thür desselben öffnete, schlugen ihm dicke Rauchwolken entgegen und sicher wäre er sofort zurückgewichen, hätte nicht das Verlangen, so viel möglich von seinen Schätzen zu retten, ihn getrieben, trotz Allem hineinzudringen. Der muthige, ruhige Greis, nur selten durch etwas erregt, verlor einen Augenblick vor Kummer und Schreck die Fassung. Ein schmerzlicher Ausruf: „meine Bibliothek! mein Experiment!“ entfuhr ihm, und ohne nur an eine Lebensgefahr zu denken, begann er zu untersuchen, wie groß der Schaden geworden; bald gewann er die Ueberzeugung, daß es kein eigentlicher Brand sei, daß nur, durch die ätherische Masse hervorgebrachte bläuliche Flammen emporstiegen, während aus den Destillirbehältern, auf dem die jetzt zerbrochene Retorte ruhte, dicker Qualm drang.

„Mein Experiment vereitelt!“ sagte Jacob Janß tief betrübt; „ein jahrelanges Mühen und Streben, für das ich endlich durch ein glückliches Resultat belohnt zu werden hoffte, ist vergeblich gewesen, die Frucht so vieler durchwachter Nächte verloren gegangen! Was kann doch hier geschehen sein? Eine Explosion wird nicht stattgefunden haben, denn dann würde

das ganze Laboratorium in Flammen stehen; die gläsernen Röhren müssen gewaltsam zerbrochen sein, weil der flüssige Aether sich verzehrt ohne Schaden anzurichten. Der HErr ist mir gnädig gewesen, es hätte viel schlimmer werden können! Glücklicherweise habe ich reichlich Salz in Vorrath die Flammen zu ersticken und kann hernach den Dampf aus Fenstern und Thüren ziehen lassen."

Größeres Unglück war damit freilich verhütet, der Schaden selbst aber nicht wieder hergestellt und das war dem guten Graswinckel so klar, daß er kummervoll in einen Sessel sank. Seine Knieen zitterten und drohten unter ihm zusammenzubrechen, sein Blick blieb starr auf die Glasscherben geheftet, die Ruinen seines vereitelten Experiments!

„Mein Gott! was ist aber das?" rief er plötzlich überlaut aus; „mir ist so weh, als wäre mir das Herz aus dem Leibe gerissen, das Herz, das dir, mein HErr, gehört und dennoch durch eine irdische Täuschung so gewaltig bewegt wird!" Thränen flossen dabei über seine Wangen in den grauen Bart. „Zur Ehre Gottes hätte es ja nicht gedient, hoffte ich auch Nutzen für die leidende Menschheit daraus zu ziehen, war's aber in Seinem Rath beschlossen, dies Menschenwerk zu zerstören, so ist es Sünde, daß ich mich darüber betrübe und ich sehe nun ein, wie nöthig diese Prüfung mir war, damit ich mich selbst in meinen großen Mängeln kennen lerne. Ich meinte stark zu sein und bin schwach, jämmerlich schwach; ich glaubte meinen Schatz geborgen zu haben bei Christo und hänge noch so am Staube! Wie gut für mich, daß ich einmal recht in diesen Staub geworfen bin! Ja, barmherzig und gnädig ist der HErr und von großer Güte; Er hat mein Abrahams-Opfer nicht erst verlangt, Er hat es Selbst genommen; Sein Name sei gelobt in Ewigkeit! In der Sache selbst liegt keine Sünde, das Erforschen der Dinge

ist ein Gottsuchen in den Werken der Schöpfung, aber — es kann uns zur Sünde werden, hängen wir das Herz daran und mögen eine lieb gewordene Sache nicht hingeben, wird sie von uns gefordert. Jetzt kann ich es, muß ich gleich voll Beschämung gestehen, daß es mir schwer wird! Armer Jacob Janß, wie weit bist du noch zurück, wie demüthig mußt du noch werden! sechszig Jahr alt, muß ich's vielleicht gar bis zum achtzigsten bringen ehe ich ausgelernt habe und reif bin!" Er schlug die Augen gen Himmel und kreuzte die Arme über die Brust. „Nun denn!" fuhr er mit ruhigem Lächeln fort, „mögen's achtzig sein! der HErr wird mich rufen wenn Seine Stunde gekommen, wer glaubt, harrt in Geduld. Ich glaube, HErr, hilf meinem Unglauben!" und der Greis fiel auf die Kniee, seine Selbstprüfung, sein Selbstgespräch wurde zu einem brünstigen Gebet, das mit demüthigem Sündenbekenntniß anfing und ihn zu inniger Gemeinschaft mit seinem HErrn erhob.

Als Jacob Janß aufstand suchte er mit ruhiger Hand die Ordnung in seiner kleinen Werkstatt wiederherzustellen, wobei sein Blick auf Julians abgelegten Kleider fiel, die, von der brennenden Masse überströmt, noch glimmend am Boden lagen.

„Das ist wahr, Julian muß hier gewesen sein," sagte er, den zerrissenen Plunder in einen Wasserkübel werfend; „und jetzt begreife ich das Geschehene! Er ist rasch in seinen Bewegungen, eifrig in seinem Thun — eine kleine Unvorsichtigkeit ist leicht begangen, — wenn er nur nicht aus Schreck darüber fortgelaufen ist und sich in, wer weiß welchen Jammer gestürzt hat! Machteld's Sohn, den ich im Stillen wie meinen eignen ansah, ist mir wieder entflohen und ich hab's ihm doch so an's Herz gelegt hier ruhig zu warten, kann's mir aber erklären wie Alles zugegangen: mein Ausbleiben hat ihn beunruhigt, um der Gefahr für

den Prinzen, an die er so fest glaubte, vorzubeugen, verließ er diese Zufluchtsstätte, — und läuft vielleicht in einen Kerker!" Thränen innigen Mitleids füllten die Augen des Greises, doch fuhr er sich selbst tröstend fort: „Was beunruhige ich mich doch! ist er nicht in der Obhut des guten Hirten? wir sind nicht zusammen geführt, um so getrennt zu werden! — sobald nur meine Patienten besorgt sind, will ich auf Kundschaft nach ihm ausgehen."

Aber Jacob Janß, von Jedem in Anspruch genommen, konnte nicht über seine Zeit verfügen; er war eben in sein Wohnzimmer zurückgegangen, als ein Besuch kam, den er nicht abweisen wollte. — Es war Mabelia Graswinckel.

„Verzeiht, Jacob-Ohm, komm' ich zu ungelegener Zeit; aber ich kann's nicht mehr allein tragen, was mir auf dem Herzen liegt und zu Haus, im Beisein von Ohm und Muhme, mag ich mich nicht so offen aussprechen."

„Du hast also ein Geheimniß vor ihnen, mein Kind?" fragte Graswinckel und wies mit der Hand auf den Lehnstuhl, in welchem Mabelia dann Platz nahm.

„Ich möchte ihnen nur eine Sorge ersparen," erwiderte sie. Nun ich einmal entschlossen bin ihren Wunsch hinsichtlich Antony's zu erfüllen, sollen sie die innerlichen Hindernisse, die mich zu so langem Aufschub veranlaßten, nicht kennen, noch weniger aber die Beweggründe, die mich plötzlich über diese hinwegsehen ließen."

„Sie müssen sehr schwerwiegend sein! Antony ist, wie mir scheinen will, weder an Geist noch Gemüth der rechte Mann für Dich und hatten Vormünder und Freunde nur die äußerlichen Vorzüge der Verbindung im Auge, so haben sie, meines Erachtens, nicht Recht gethan, auf dieselbe zu dringen."

„Sie ist, als ich noch Kind war, ohne mein Wissen beschlossen, Jacob-Ohm, aber eigentlich gebunden war ich

nicht; ich erfülle damit nur einen Wunsch meiner Mutter und mache zugleich ein geschehenes Unrecht wieder gut."

„Steht die Sache so, mein Kind? davon weiß ich ja nichts!"

„Man kommt Euch nicht gern mit Familienangelegenheiten, Jacob-Ohm. Seht, Vetter Dirk van der Düssen, der mit seiner einzigen Schwester in Unfrieden lebte, vermachte meiner Mutter und mir sein großes Vermögen und enterbte damit Muhme Hagenhoeck und ihren Sohn, dies Unrecht auszugleichen, wurde also beschlossen, ich solle Antony heirathen — wenn wir nämlich einander gefielen."

„Da das Deinerseits aber nicht der Fall ist, kannst Du die Erbschaft ja nur fahren lassen —"

„Und meine Freiheit behalten; nichts lieber als das! aber man will es nicht. Die Hagenhoeck's halten ihrerseits unsere Verbindung für ein point d'honneur, Antony selbst aber hat seinen ganzen Sinn darauf gesetzt und will von Geld ohne mich nichts wissen. Ohm und Muhme Graswinckel die, wie Mutter, gern Alles zum Guten fügen, würde meine Weigerung immerhin unangenehm sein und schon um ihretwillen möchte ich mich der Pflicht nicht entziehen.

„Ihre nächste Pflicht wäre doch die Sorge für Dein Lebensglück und das ist, menschlich gesprochen, in dieser Ehe wenig gesichert."

„Deßhalb zögerte ich auch so lange mit der Entscheidung —"

„Und hast sie nun so plötzlich gegeben, — ist denn das nicht unbedachtsam, mein Kind?" fragte Graswinckel, sie mit sanftem Ernst ansehend.

Mabelia's Augen feuchteten sich, als sie erwiderte: „ich fürchte nur allzu sehr, daß Ihr Recht habt! Eine edle Regung des Herzens ließ mich eine Unvorsichtigkeit begehen — die ich vielleicht lebenslänglich bereuen werde."

„Ich hätte Antony nicht so viel Ueberredungsgabe zu-

getraut; er muß also wohl die schwache Seite Deines Herzens getroffen haben."

„Er hat nur eine Schwachheit meines Herzens benutzt, der ich mich bei einer plötzlich auftauchenden Jugenderinnerung schuldig machte.

„Und der Du ein so großes Opfer bringst?" fragte Jacob Janß ernst.

„Zu groß nach Eurer Meinung, nicht wahr? und doch — ein wenig früher oder später, was thut's!" sagte Mabelia achselzuckend; „ich bin einmal dazu entschlossen, namentlich seit ich fühle, daß es wohl so am besten ist. Es ist gut, Jacob-Ohm, den Ernst der Wirklichkeit dem eingebildeten Glück thörichter Jugend entgegen zu stellen."

„Das ist es, mein Kind; aber die Art, wie Du dies sagst, zeigt mir, das noch etwas Besonderes dahinter steckt."

„Das Ihr wissen möchtet, nicht wahr, lieber Jacob-Ohm?" fragte Mabelia wehmüthig lächelnd, „nun ja, Ihr sollt's hören: Wie Ihr wißt, verlebte ich meine ersten Jugendjahre in Dordrecht."

„Ja, Belie, mir war's nicht recht, damals, daß man Dich, ein halbes Kind noch, gleich nach dem Tode Deiner Mutter, zu Fremden gab — aber mein Rath wurde nicht gehört."

„Unter Fremden war ich doch nicht, Jacob-Ohm. Muhme Cathrine war ja meiner Mutter einzige Schwester und wünschte, wie sie sich ausdrückte, letzte Hand an meine Erziehung zu legen. Sie war stolz darauf einem edlen französischen Geschlecht entsprossen zu sein, hat sich nie in die einfach bürgerliche Weise der Holländer finden können, nach der Ohm und Muhme Graswinckel leben und hielt sich berechtigt mich in den Sitten des Standes zu unterweisen, dem ich, ihrer Meinung nach, angehörte. Später erst fühlten wir, daß sie auf die Graswinckel ein wenig herab sah, weil sie

Beaumont hieß und eine geborene Saintonge war; ob sie in ihrer Ehe glücklich gewesen, kann ich nicht sagen — eine trauernde Wittwe war sie nicht. Im ersten Trauerjahr nach meiner Mutter Tode stehend, sagte das bunt bewegte Leben der Muhme Cathrine mir anfangs nicht zu; bald jedoch wußte sie mich — damals erst dreizehn Jahr alt — für Lebensgenüsse aller Art empfänglich zu machen, wobei die Aneignung eines feinen Wesens mir als einzige Pflicht auferlegt wurde. Ich erhielt Unterricht in Musik und im Tanzen und Muhme Cathrine, die ich nur „Madame“ oder „ma tante“ nennen durfte, lehrte mich selbst französisch, das ihr, trotz zwanzigjährigen Aufenthaltes in Dordrecht, immer noch vertrauter war, als unser Holländisch. Aus der Religion schien „ma tante“ sich wenig zu machen; wir gingen nicht regelmäßig in die Kirche, ihre französische Bibel kam nur Sonntags zum Vorschein und der heilige Ernst, der meine Mutter so ehrwürdig machte, fehlte ihr gänzlich. Ich sage dies nicht, um Muhme Cathrine anzuklagen, die mir sonst viel Gutes erwiesen, sondern nur, um Euch klar zu machen, wie sehr meine neue Lebensweise von der früheren abwich —“

„Und nicht ohne Wirkung auf Dich bleiben konnte, mein Kind,“ ergänzte Jacob Janß. „Du warst eben reif genug, um für Einflüsse empfänglich zu sein, zu unreif aber noch, um den schädlichen zu widerstehen.“

„So war es. Ich wurde eine ganz Andere und danke es nur der Gnade Gottes, daß, bei so vielen Gefahren und Versuchungen, nicht schließlich eine Thörin aus mir geworden ist! Denkt jedoch nicht, Muhme Cathrine habe sich moralisch etwas zu Schulden kommen lassen, o nein! äußerlich führte sie ein ehrbares Leben — aber sie war voll Augenlust, ihr Herz voll Begehrlichkeit nach den Freuden dieser Welt, als ob kein Tod und keine Ewigkeit unser warte, wo wir Rechenschaft

geben sollen von unserm Thun. Mit Tändelarbeiten war unsere Zeit ausgefüllt, unsere Unterhaltung drehte sich um Stadtgeschichten, die Vergnügungen drängten sich und ohne wirklich etwas zu schaffen waren wir stets überbeschäftigt.

Indessen war ich fünfzehn Jahr alt geworden und Muhme Cathrine hielt es für nöthig mich in die Welt einzuführen, wozu sich eben die beste Veranlassung bot. Graf Leycester war nämlich nach den Niederlanden zurückgekehrt und hatte es für gut befunden in Dordrecht Aufenthalt zu nehmen, für sein großes Gefolge von Edelleuten und Offizieren fand sich jedoch kein geeignetes Unterkommen und in der Begeisterung für den Grafen erboten sich die vornehmsten Familien der Stadt zur Aufnahme jener Herrn. Muhme Cathrine aber, im Besitz einer der großartigsten Wohnungen, blieb darin begreiflich nicht zurück.

Mylord North wurde unser Gast, ein Edelmann in vorgerückten Jahren, ziemlich rücksichtslos und nicht sonderlich fein von Wesen; wir sahen ihn nur selten, bei einzelnen Besuchen, die er uns machte, wußte „ma tante" jedoch ein Begehren anzubringen, das er bereitwilligst zu erfüllen versprach.

Graf Leycester beabsichtigte nämlich dem Magistrat und den vornehmsten Bewohnern von Dordrecht ein Fest zu geben; als Wittwe durfte Muhme Cathrine nicht auf eine Einladung zu demselben rechnen, — als Frau von Beaumont und Lord North's Gastfrau, bedurfte es ihrerseits nur eines leisen Winkes und Mylord selbst erbot sich sie einzuführen. Ich mußte mit, mußte in den großen Kreis fremder und vornehmer Persönlichkeiten treten und fühlte mich dabei, in einer für mein Alter viel zu eleganten Toilette, anfangs höchst unbehaglich; doch überwand ich meine Blödigkeit bald, gab mich ganz den Ballfreuden hin, machte die Bekanntschaft eines Herrn von Rang, der sich uns vorstellen ließ und

dessen verbindliches Wesen ich in der Arglosigkeit meines kindlichen Herzens mit Freundlichkeit erwiderte. Er machte auf „ma tante“ einen gewinnenden Eindruck, schien Gefallen an meiner Unterhaltung zu finden und unterschied sich, wie mir vorkam, von Allen durch seine besonders feinen Manieren; er tanzte wiederholt mit mir und eben dies gab Veranlassung zu einem späteren Vorfall, bei dem er mir als rettender Engel erschien.

Es war am Schluß des Festes, als ich mich vergeblich nach Muhme Cathrine umsah; unruhig durchsuchte ich die Nebengemächer des Ballsaales und traf in einem derselben englische Officiere, die, in erregtem Zustande, sich mir in unverschämter Weise und mit unziemlichen Scherzen näherten. Unter ihnen befanden sich zwei Gentlemen, die sich beklagten ich habe ihnen Tänze verweigert, die ich dem fremden Edelmann gewährt; sie wollten jetzt Rache üben und voll Angst sah ich den Augenblick kommen, wo sie von Worten zu Thätlichkeiten übergehen würden. Ich suchte zu entfliehen, aber sie versperrten mir den Weg, als auf meinen Angstschrei plötzlich derjenige unter die Wüstlinge trat, den ich schon als meinen natürlichen Beschützer ansah: der Baron de Ghiselles.“

„Der Baron de Ghiselles?“ wiederholte Graswinckel, kaum im Stande seine schmerzliche Ueberraschung zu verbergen.

„So nannte er sich, obwohl man später bezweifelte, daß er diesen Namen und Titel mit Recht führe — in mir aber konnte kein solcher Zweifel aufkommen. Die englischen Offiziere wurden durch sein Dazwischentreten eingeschüchtert, stammelten Entschuldigungen, nach denen ich nicht hörte, sondern forteilend, meinem Retter nur noch durch einen Blick dankte. Dieser aber folgte mir und ehe ich wußte, wie es geschehen, lag mein Arm in dem seinen. Immer noch von Angst erfüllt, bat ich ihn mir suchen

zu helfen bis ich die Muhme gefunden; er drückte mir die Hand, wunderte sich, daß Frau von Beaumont mich in dieser Weise mir selbst überlassen habe, ich suchte sie zu entschuldigen und da wir endlich vermutheten, besondere Umstände haben sie zu eiliger Heimkehr genöthigt, erbot er sich, mich nach Hause zu geleiten. Von innerer Unruhe getrieben, ließ ich mir nicht Zeit meinen Mantel zu suchen und der Baron hüllte mich in den seinen; er benahm sich höflich, mit zarter Rücksicht, ein wenig Vertraulichkeit seinerseits erklärte sich wie mir schien, aus dem Vorgefallenen; ich erinnere noch, daß ich wie im Traum ging und höchst erschreckt wurde, als nahe bei unserer Wohnung, zwei Bedienten der Muhme Cathrine uns entgegen kamen, die sie mit Fackeln nach mir ausgesandt.

Der Baron wollte nicht erst eintreten um den Dank der Muhme entgegen zu nehmen; er faßte aber meine Hand und drückte sie an seine Lippen. In Allem, was er that und sagte, lag für mich die Zusage eines Wiedersehens — und ich muß es Euch bekennen, lieber Jacob-Ohm, ich habe manches Luftschloß auf diesen schwachen Grund gebaut, manch lieblicher Traum hat mir Herz und Kopf erfüllt — bis ich später zur Besinnung kam.

„Und wie machte sich die Bekanntschaft weiter?“ fragte Graswinckel bekümmert.

„Garnicht weiter!“ entgegnete Mabelia naiv, „und vielleicht ist eben das die Ursache, daß das Andenken dieses Mannes so lange ein Gegenstand meiner jugendlichen Phantasien geblieben. Ich zweifelte ja keinen Augenblick, der Baron werde sich Tag's darauf bei uns melden lassen und auch Muhme Cathrine hielt dafür, daß schon die Höflichkeit dies gebiete: aber er kam nicht und ließ nichts von sich hören. Vergeblich forschte ich nach der Ursache, die Erklärung

endlich in eigenem Verschulden suchend; er müsse ja eingesehen haben, daß ich ein einfältig, bürgerlich Kind sei, mit dem er nichts weiter zu schaffen haben könne, meinte ich, litt aber unter diesen Vermuthungen und Täuschungen mehr als ich mir selbst gestand, — als eines Tages Muhme Cathrine nach einem Besuch von Lord North, bei dem ich nicht zugegen gewesen, zu mir sagte:

„Ma cherie, der saubere Cavalier, der Dein Paladin gewesen und auf den wir schon einige Hoffnung gesetzt hatten, ist verschwunden und das ist im Grunde gut, denn was hätte nicht geschehen können, wäre eine liaison daraus geworden. Stell' Dir vor, er soll eine zweideutige Persönlichkeit sein, sich fälschlich für einen großen Herrn ausgebend; vermuthlich hat er üble Gerüchte in Betreff der spanischen Friedensunterhandlungen verbreitet, die das Volk aufregen und dem Gouverneur Unannehmlichkeiten zuziehen; ist vielleicht ein Spion von Parma, wenigstens hat Graf Lycester ihm mit Arrest gedroht, falls er sich nicht über gewisse Handlungen, deren er sich schuldig gemacht, erklären wolle und ist dann entflohen, ehe man ihn verhaften konnte.

Wie ein kaltes Sturzbad wirkte diese Mittheilung auf mich, und dennoch versenkte ich mich oft wieder in jene Traumgebilde mit der stillen Hoffnung einstigen Sieges! Ich konnte es nicht für möglich halten, daß der Baron, seiner äußeren Erscheinung nach ein ganzer Edelmann, ein gemeiner Abentheurer sein solle und glaubte Graf Lycester verläumde ihn nur aus politischen Gründen. Indessen ließ Muhme Cathrine mir nicht viel Ruhe zu schwermüthigem Sinnen. Meine erste „conquête“, die ein so betrübtes Ende genommen, meinte sie, werde nicht die einzige bleiben und mehr denn zuvor zog sie mich in Vergnügungen aller Art; für mich aber blieb diese erste Täuschung nicht ohne Frucht: ich hatte

gelernt mir selbst zu mißtrauen, vorsichtig im Verkehr mit jungen Männern zu sein, und man fing an mich steif und spröde zu nennen, ja, meine Zurückhaltung hielt den Sohn einer der ersten Familien Dordrechts ab, um meine Hand zu werben und Muhme Cathrine war das schon recht, weil sie einen Edelmann zum Gemahl für mich wünschte, durch den ich wieder in den Stand versetzt werde, dem meine Mutter vor ihrer Verheirathung angehört. Ich aber hatte gegen Edelleute ein Vorurtheil gewonnen, das mir Niemand mehr nehmen konnte — es sei denn, daß der Eine zurückkehren würde, um sich zu rechtfertigen; daß aber das nicht geschehen werde, sagte mir meine gesunde Vernunft. „Ma tante“ verfolgte indessen ihre Pläne, und es war nahe daran, zu ernstlichen Zerwürfnissen zwischen uns zu kommen, als glücklicherweise Ohm Graswinckel der Meinung war, es sei endlich Zeit seine Rechte als Vormund geltend zu machen. Ich war siebenzehn Jahr alt und noch nicht in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen; Muhme Bertha hatte nicht gewollt, daß ich unter dem Weltleben das ich führte, mein Bekenntniß ablege, hielt aber den Zeitpunkt dafür doch gekommen und Ohm Dirk selbst holte mich nach Hause zurück. Der Ernst und die Frömmigkeit des würdigen Wernerus Helmichius, dem ich zur Vorbereitung anvertraut wurde, machten einen tiefen Eindruck auf mich; er förderte meine Neigung zum Nachdenken und Selbstprüfen, keine Aeußerlichkeiten zogen mich mehr ab und das Ablegen meines Glaubensbekenntnisses wurde zugleich der Wendepunkt meines Lebens. Die Gottes Gnade half mir alles Vergangene, zu eigner Beschämung, in ganz anderem Lichte anzusehen, ich lernte danken für alle Bewahrung über Bitten und Verstehen und meine ganze Lebensrichtung wurde fortan eine ernste. Ich lernte Euch kennen, Jacob-Ohm, Ihr warntet mich, trüben Gedanken

nachzuhängen, triebet mich an zu einem Leben in thätiger Liebe, wobei Kopf und Herz gesund wurden und mich nur noch die verlorene Zeit meiner ersten Jugendjahre betrauern ließen."

„Verloren ist sie nicht, mein Kind," versetzte Jacob Janß mit sanftem Ernst; „haben sie Dich viel Kampf gekostet, so bist Du durch diese Kämpfe reifer und tüchtiger geworden für den Ernst des Lebens."

„Reifer als meine Jahre war ich allerdings, als ich das Uebereinkommen erfuhr welches meine Mutter und meine Vormünder mit Antony's Eltern getroffen. Zwar wurde mir von den älteren Verwandten ein Aufschub gewährt — aber Antony murrte darüber; es schmeichelte seiner Eigenliebe mit achtzehn Jahren schon verlobt zu sein und mein Einwand, daß wir einander erst näher kennen müßten, kränkte ihn. Seine Eltern aber gaben mir Recht und weil er sich überdies noch garnicht, wie andere junge Leute seines Alters, in der Welt umgesehen, beschloß man ihn mit einem Handelsfreunde seines Vaters Frankreich und Italien bereisen zu lassen, wogegen ich mein Wort gab, während seiner mehrjährigen Abwesenheit, keine andere Verbindung zu schließen. Einmal schon so bitter getäuscht, konnte ich dies Versprechen ruhiger als manches andere junge Mädchen geben und gelobte mir selbst, mein Herz mit allem Fleiß zu behüten. Und ich darf sagen, daß ich dies gethan, daß die Gestalt jenes fremden Offiziers, mehr und mehr in den Hintergrund tretend, bald kein Hinderniß mehr für meine Liebe zu Antony war, hätte dieser ihr selbst nur nicht im Wege gestanden. Ich konnte nicht zu ihm aufsehen, wie die Frau zu dem Manne aufsehen soll, dem sie sich zu eigen giebt; ich k o n n t e ihn nicht lieben! Noch hoffte ich, das verzogene Söhnchen werde auf der Reise zum Manne reifen, aber ach! auch darin täuschte ich mich — Ihr wißt selbst wie er ist, Jacob-Ohm!"

„Ein verwöhnter und verweichlichter Stutzer,“ sagte Graswinckel.

„Der nichts gelernt hat als Dasjenige, worin er besser unwissend geblieben wäre,“ fügte Mabelia hinzu; „mehr als je erschien er mir fade und langweilig und die Liebeserklärungen, mit denen er mich überall verfolgte, waren mir so lästig, daß ich mir noch ein Jahr Bedenkzeit ausbat und ihm die Bedingung stellte, von seinen Gefühlen für mich zu schweigen, bis ich eine Entscheidung getroffen. Ich selbst hatte nichts Anderes im Sinn, als nach Ablauf des Jahres zu erklären, daß ich nicht im Stande sei die mir zugemutheten Verpflichtungen zu erfüllen, als ein ganz unerwartetes Ereigniß mich plötzlich zu dem entgegengesetzten Entschluß trieb. Ich habe — den Baron de Ghiselles wiedergesehn!“

„Hatte er die Unverschämtheit sich bei Dir melden zu lassen?“

„Nein; es war ein zufälliges Begegnen beim Turnier zu dem Antony mich führen wollte. Lässig und ohne Umsicht, wie er einmal ist, wußte er mir nicht Bahn durch das Volksgewühl zu machen, und ließ sich von einer Soldatenbande umzingeln, deren Offizier sich mir als Cavalier aufdrang. Als ich schließlich in ihm den Baron de Ghiselles zu erkennen glaubte und mir durch eine Frage Gewißheit darüber zu verschaffen suchte, drückte er seinen Hut tief in's Gesicht und erwiderte nur: „ich bin nicht Derjenige, den Ihr meinet.“ Dennoch war in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen etwas, das mich in meiner Vermuthung bestärkte, —“

„Kannte er Dich denn wieder?“ fragte Graswinckel.

„Ich glaube nicht. Doch das ist begreiflich; er hat mich nur ein einziges Mal gesehen und das Andenken eines jungen Mädchens wird, unter dem bewegten Leben, das er geführt, gar bald seinem Gedächtniß entschwunden sein;

möglich ist auch, daß er aus Beschämung über sein Aussehen mich nicht kennen wollte, denn er war wie ein Bettler gekleidet. Was ihn nun übrigens in diesen traurigen Zustand gebracht haben mag, fremde oder eigene Schuld, es that mir doch in der Seele weh, ihn so herabgekommen zu sehen und als nun Antony eine Beschwerde gegen ihn zu haben glaubte, ihn für einen Landstreicher und Dieb hielt, der der Polizei sofort zu überliefern sei, habe ich mir alle Mühe gegeben ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Aber das war nicht leicht. Hart und selbstsüchtig wie Einer der nicht im Leiden geübt ist, bestand Antony auf seinem Stück; ich aber konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Mann, wer oder wie er auch sein möge, der mir einst ein Beschützer, der der Held meiner Jugendträume gewesen, nun wie ein Spitzbube behandelt werden sollte. Während ich Antony's Herz durch Bitten zu erweichen suchte, entschlüpfte mir ein unbedachtes Wort, welches er rasch aufgriff und benutzte, um ein Versprechen von mir zu erpressen, das —"

„Das Du lieber nicht erfüllen möchtest?" fragte Jacob Janß sie forschend ansehend.

„Nein, das ich, koste es, was es wolle, halten zu müssen glaube," entgegnete Mabelia bestimmt, „und um so mehr, da ich die Schwachheit meines Herzens fühle und in dem Gebundensein eine Stütze dagegen suche."

„Ein äußeres Band kann nicht die Gesinnung des Herzens ändern, mein Kind."

„Nein, aber es kann mir die Festigkeit geben, der ich bedarf. Seht, Jacob-Ohm, wäre derjenige, der einst als Baron de Ghiselles auftrat und sich jetzt einfach Julian nennt, wie ein ehrlicher Mann zu mir gekommen, auf unsere frühere Bekanntschaft sich berufend, ich hätte, mochte er äußerlich auch noch so verkommen sein, keinen Augenblick

Anstand genommen ihm in Freundschaft die Hand zu reichen und vielleicht meine Freiheit von Antony verlangt; nun ich aber sehen muß wie zweideutig er ist, dazu von seiner Unwürdigkeit selbst so überzeugt zu sein scheint, das er nicht wagt die Augen zu mir aufzuschlagen, — nun ist es mir klar geworden, daß ich den Weg gehen muß, den man mir vorgezeichnet. Find' ich keine Freude darauf, so doch, Gott gebe es, Frieden!"

„Armes Kind! Antony kann Dir keine Stütze im Leben sein!"

„Eine höhere Kraft wird mich stärken," erwiderte Mabelia ernst und ruhig. „Ich werde wachen und beten in dem Kampf, der meiner wartet und bleibt dann auch der Pfahl im Feisch, die Gnade des Herrn wird mich nicht verlassen. Ich habe Antony Treue gelobt und werde sie halten; vielleicht kann ich Einfluß auf ihn üben und dann wird mein Leben, wenngleich freudlos, doch nicht verloren sein."

„Gewiß nicht. Opferwilligkeit macht Alles leicht und in der Selbstverleugnung liegt eine höhere Freude, als die Erfüllung unserer liebsten Wünsche sie zu gewähren vermag. Bist Du aber so fest entschlossen, liebes Kind, womit kann ich Dir da noch helfen? Begehrst Du Rath und Trost von mir?"

„Eure Hülfe begehr' ich, Jacob-Ohm und deshalb hab' ich mich Euch vertraut. Seht, nun ich das Opfer einmal gebracht, möcht' ich doch auch, daß es nicht vergeblich wäre und doch hab' ich Ursache das Aergste für den Unglücklichen zu fürchten."

„Für Julian?" fragte Graswinckel mit Spannung.

„Jawohl; denn ungeachtet meiner Verwendung hat ihn gerade dasjenige getroffen, was ich verhüten wollte: er ist heute morgen vom Unterschultheißen verhaftet."

„Verhaftet?" rief Jacob Janß aus; „aber wie erfuhrst Du das Mabelia?"

„Antony, der zufällig Zeuge davon war, erzählte es mir. Ein fremder Edelmann hat schwere Anklagen gegen ihn vorgebracht und Keiner Bürge für ihn werden wollen.“

„Antony auch nicht, um Deinetwillen?“

„O, er kam triumphirend mit dem Bericht zu mir! Für ihn war es eine Genugthuung und ein Beweis mehr, ihn nicht fälschlich des Diebstahls beschuldigt zu haben.“

„Gebe Gott, daß ihm nichts Schlimmeres zur Last gelegt wird!“ seufzte Graswinckel.

„Ja, Ihr habt Mitleid mit ihm, Jacob=Ohm, das wußte ich wohl, Ihr nehmt Euch aller Unglücklichen an — aber fast will mir scheinen, Ihr wisset mehr von ihm?“

„Freilich weiß ich das, Kind. Ach, wär' er mir gefolgt, oder hätt' ich wenigstens bei seiner Verhaftung zugegen sein können, ich wäre sofort für ihn eingetreten.“

„Wißt Ihr denn, daß man ihm Unrecht thut?“

„Bestimmt kann ich das nicht sagen, glaube aber das Beste von ihm. Er hat die letzte Nacht bei mir zugebracht und ich stehe zu ihm in naher, inniger Verbindung —„

„O, wollt Ihr denn thun was ich nicht kann und darf, wollt Ihr zu den Richtern gehn, verhüten, daß man ihn unschuldig verurtheilt, Gnade für ihn erwirken falls er schuldig ist —“

„Was möglich ist werd' ich thun, Belie, sei dessen gewiß; ich wollte grade ausgehen nach ihm zu forschen, als Du zu mir kamst.“

„Ach, und ich hielt Euch auf und hab' ihm vielleicht geschadet. —“

„Die Zeit war nicht verloren, Kind, und ich weiß überdies jetzt, wo ich ihn zu suchen habe.“

„Daß der Unterschultheiß ihn weggeführt, war Alles was Antony zu sagen wußte.“

„Mit Dem läßt sich schon zu Gunsten des Gefangenen verhandeln —“

„Aber das kostet viel Geld, Jacob-Ohm, und Euer Geld gehört den Armen; verfügt deshalb ganz über das meine, wär's auch nur, um sein Loos erträglich zu machen.“

„Mein Geld gehört Jedem, der es bedarf, Belie.“

„O, lieber, lieber Jacob-Ohm, ich bitt' Euch so herzlich, thut was Ihr könnt für ihn, die Qual wäre zu groß für mich, hätt' ich das schwere Opfer vergeblich gebracht!“

„Vertraue auf Gott, mein Kind, Er wird's wohl machen, für Dich und für ihn. Denke aber nicht, daß dieser Julian für Dich je etwas Anderes sein könnte, als ein Gegenstand christlicher Liebe. Seine Vergangenheit ist geheimnißvoll und nicht ohne Schuld, seine Zukunft dunkel und Du selbst hast eingesehen, daß er sein Auge nimmer zu einem Mädchen wie meine Mabelia erheben darf.“

„Ich versteh' Euch, Jacob-Ohm! doch wär's auch Alles anders — Antony hat einmal mein Wort,“ erwiderte sie mit schmerzlichem Lächeln.

„Mög' er Deiner werth werden! Und nun, Kind, muß ich Dich um Etwas bitten: Willst Du an meiner Statt zu Gehrt Dirks Frau gehen, die Wittwe geworden ist? viel Jammer und Elend wirst Du dort sehen, wirst aber helfen können und Thränen trocknen und Dir damit selbst wohlthun.“

Mit einem Händedruck sagte Mabelia schweigend den Dienst zu. Sie hatte Graswinckel verstanden. Ihr Leben mußte, wie das seine, fortan ein Leben selbstverleugnender Liebe sein, ihre einzige Freude, Andern zu helfen und zu dienen.

Ende des ersten Theils.